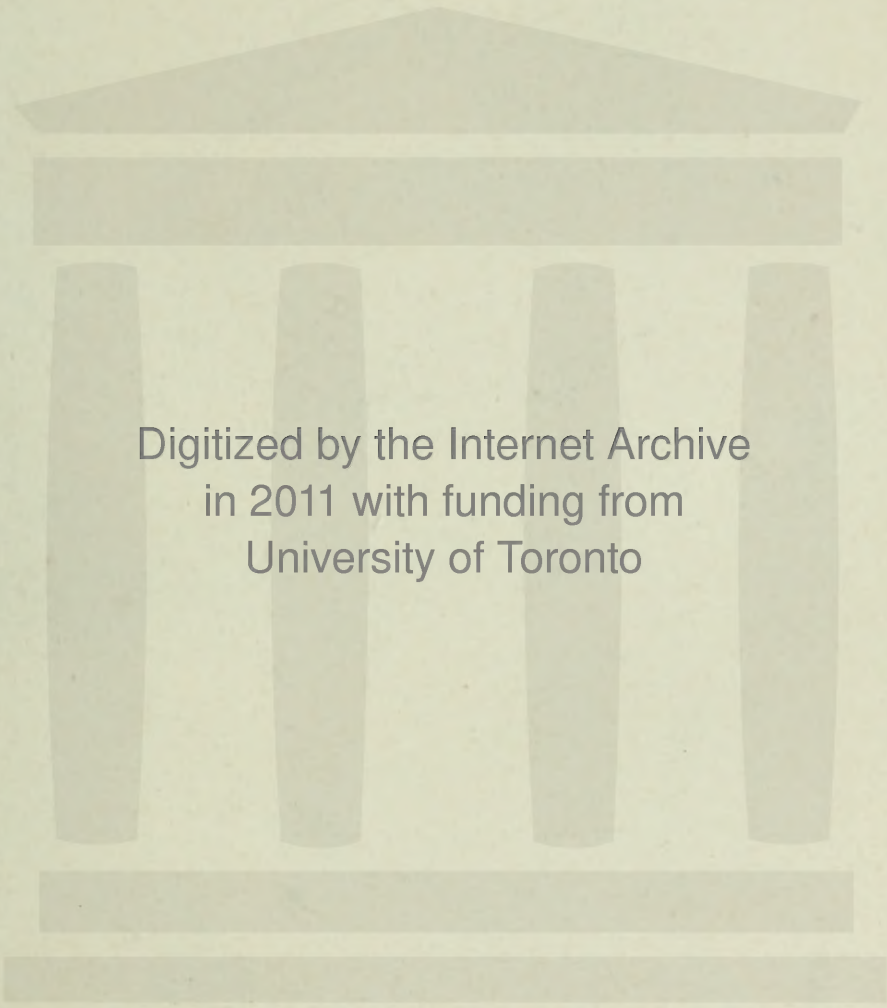
3 1761 07065391 0

# RUSSLAND UND JAPAN IM KAMPF

## UM DIE MACHT IN OSTASIEN

Von Gustav Höcker

# Rußland und Japan im Kampf um die Macht in Ostasien.


Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/russlandundjapan01hc

Schlacht bei Kintschau. Die Japaner erstürmen die russischen Verschanzungen am Nansanberge.

# Rußland und Japan

## im Kampf um die Macht in Ostasien.

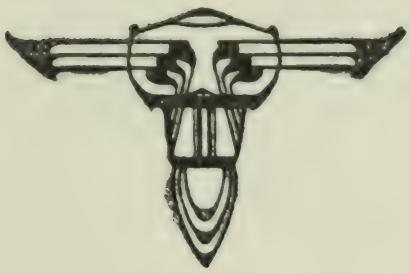
Ein Volksbuch

von

**Gustav Höcker.**

Mit zahlreichen Bildern und Karten.

L Bd. 13



**Leipzig — Kattowitz.**
Verlag von Carl Siwinna.

(1904)

Alle Rechte vorbehalten.

DS
517
H6
Bd. 1

Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

# Inhaltsverzeichnis.


| | Seite |
|---|---|
| Einleitung | 1 |
| Erſtes Kapitel | 5 |
| Zweites Kapitel | 15 |
| Drittes Kapitel | 24 |
| Viertes Kapitel | 37 |
| Fünftes Kapitel | 46 |
| Sechſtes Kapitel | 67 |
| Siebentes Kapitel | 86 |
| Achtes Kapitel | 105 |
| Neuntes Kapitel | 117 |
| Zehntes Kapitel | 139 |
| Elftes Kapitel | 164 |
| Zwölftes Kapitel | 186 |
| Dreizehntes Kapitel | 202 |
| Vierzehntes Kapitel | 222 |
| Fünfzehntes Kapitel | 240 |
| Sechzehntes Kapitel | 268 |
| Siebzehntes Kapitel | 286 |
| Achtzehntes Kapitel | 307 |
| Neunzehntes Kapitel | 326 |

# Verzeichnis der Karten.


| | | Seite |
|---|---|---|
| 1. | Der ruſſiſch-japaniſche Kriegsſchauplatz | 13 |
| 2. | Port Arthur und Umgebung | 23 |
| 3. | Situationsplan des Gebiets am Jaluſluß | 121 |
| 4. | Stand der ruſſiſchen und japaniſchen Truppen nach der Schlacht bei Kintſchau | 161 |
| 5. | Lageplan des Hafens von Wladiwoſtok | 175 |
| 6. | Die Fahrt des Wladiwoſtokgeſchwaders | 181 |
| 7. | Die Schlacht am Motienpaß | 225 |
| 8. | Nach der Schlacht von Taſchikiao | 253 |
| 9. | Der Sturm der Japaner auf Port Arthur | 279 |
| 10. | Stellung der Ruſſen und Japaner vor der Schlacht bei Liaujang | 315 |
| 11. | Stellung des Gegners am 3. September | 323 |

# Verzeichnis der Bilder.


1. Schlacht bei Kintschau: Die Japaner erstürmen die russischen Verschanzungen am Nansanberge.
2. Yi-Höng, Kaiser von Korea.
3. Kaiser Mutsuhito von Japan.
4. Landung von Japanern in Korea.
5. Durchschnitt des Trajektdampfers und Eisbrechers der sibirischen Bahn auf dem Baikalsee.
6. Eine Anlegestelle am Baikalsee.
7. Mittagsrast in der auf dem Eis errichteten Verpflegungsstation.
8. Auf dem Marsch.
9. Die Bewachung der transsibirischen Bahn durch die Russen.
10. Die Noteisenbahn auf dem Eis des Baikalsees: Überführung der für die Truppentransporte erforderlichen Waggons.
11. Der russische Gulliver in Liliput.
12. Der Minenleger „Jenissei".
13. Port Arthurs Hafen und Reede.
14. General Kuropatkin, Oberbefehlshaber der Landarmee in der Mandschurei.
15. Admiral Alexejew, Statthalter der Mandschurei und Oberkommandierender in Ostasien.
16. General Stößel, Kommandant des belagerten Port Arthur.
17. Generalmajor A. K. von Rennenkampf, Kommandeur der Transbaikal-Kosaken
18. Der Zar segnet Truppen vor ihrer Abreise nach Ostasien.
19. Schuß aus einem japanischen Torpedoboot.
20. Wirkung eines Torpedoschusses an einem russischen Fahrzeuge.
21. Kapt. Jakowlew, Kommandant des „Petropawlowsk".
22. Der am 13. April vor Port Arthur durch eine Mine zerstörte russische Panzer „Petropawlowsk".
23. Admiral Makaroff, Oberbefehlshaber der russischen Flotte in Ost-Asien, mit dem „Petropawlowsk" vor Port Arthur untergegangen.
24. W. Wereschtschagin, berühmter russischer Maler, ging mit dem „Petropawlowsk" vor Port Arthur unter.
25. Oberbefehlshaber Admiral Skrydlow.
26. Generalleutnant Graf Keller.

27. Vom Vormarsch Kurokis.
28. Russische Feldbäckerei.
29. Japanische Infanterie den Jalu-Fluß passierend.
30. Rast eines japanischen Infanterieregiments am linken Ufer des Tai-tong auf dem Vormarsch zum Jalu.
31. Russische Artillerie auf dem Marsche.
32. Schwimmende Minen vor Port Arthur. Eine von den Russen gelegte Mine wird von einem japanischen Kriegsschiff zur Explosion gebracht.
33. Wrack des „Korejez" im Hafen von Chemulpo.
34. Admiral M. Togo, Oberbefehlshaber der japanischen Flotte bei Port Arthur.
35. Admiral Uriu, vernichtete vor Chemulpo den „Warjag" und „Korejez".
36. General Nogi, Kommandant der Belagerungs-Armee vor Port Arthur.
37. General Nozu, Kommandant der Taschuan-Armee.
38. Japanische Infanterie in einem ausgetrockneten Reisfelde verschanzt.
39. Eine Abteilung Kosaken im Gefecht.
40. Hingerichtete Chunchusen.
41. Die Japaner vertreiben die Russen von den Höhen südöstlich von Kaiping.
42. Russisches Lager bei Taschikiao unmittelbar vor der Schlacht.
43. Marschall Oyama, japanischer Oberbefehlshaber.
44. General Kuroki, Führer der I. japanischen Armee, der Sieger vom Jalu.
45. Generalleutnant Baron Oku, Führer der II. japanischen Armee, der Sieger von Kintschau.
46. Vizeadmiral Kamimura, Befehlshaber der III. japanischen Flottendivision.
47. Blick auf Port Arthur aus der Vogelperspektive.
48. Die Verteidiger auf den Werken von Port Arthur.
49. Offiziere der japanischen Belagerungs-Armee auf einem Rekognoszierungsritte vor Port Arthur.
50. Eingegrabene Kanone.
51. Verwundete japanische Soldaten, die Aufnahme in das Lazarett erwartend.

Yi-Höng, Kaiser von Korea.

Kaiser Mutsuhito von Japan.

Landung von Japanern in Korea.

# Einleitung.

Die Schleier der Nacht haben sich auf den Hafen von Port Arthur herabgesenkt. Eine lange Reihe von Lichtern, ähnlich der Beleuchtung einer großstädtischen Straße, zieht sich vor der Hafeneinfahrt entlang: die Positionslaternen der russischen Flotte von Port Arthur, welche die Wacht hält in Ostasien, die Wacht am Gelben Meer, bis zu welchem der beständig wachsende russische Koloß sich ausgedehnt hat.

In der Weltpolitik, welche jetzt nicht mehr wie in früheren Zeiten in Europa allein gemacht wird, sondern deren Faktoren in Europa, Asien und Amerika zu finden sind, hat das russische Riesenreich bisher eine gewaltige Rolle gespielt. Für unerschöpflich gelten seine Hilfsquellen; größer an Areal und Bevölkerung ist dieses Reich, das in zwei Erdteilen liegt, als irgendein anderes Reich der Welt. Im Lande des Zaren geht die Sonne nicht unter. Das europäische Rußland, das sich berechtigt glaubt, in der Weltpolitik die erste Rolle zu spielen, hat hinter sich als Reserve das asiatische Rußland, unerschöpflich an Menschenmaterial und Bodenschätzen.

Zwischen den russischen Schiffen steigt zischend eine bläulichgelbe Flamme auf. Das Krachen einer furchtbaren Detonation hallt über die Reede von Port Arthur bis in den inneren Hafen und in die Stadt, aus welcher gedämpft die Musik eines großen Festes klingt.

Eine zweite, eine dritte Flamme zischen empor, gefolgt von krachendem Donner.

„Zu den Waffen! Zu den Waffen! Der Feind ist da!“ gellt es von den russischen Schiffen.

Halbbekleidet eilen die schlaftrunkenen russischen Matrosen an die Geschütze und beginnen mit denselben zu feuern. Von den Forts

und Batterien, welche die Hafeneinfahrt von Port Arthur decken, kommen Riesengranaten angeflogen; Heulen, Brausen und Donnern erschüttert die Luft! Schrecken und Graus herrschen auf der Reede und im Hafen von Port Arthur! Der Tod hält seine Ernte!

Eine Stunde später ist die russische Flotte von Port Arthur stark geschwächt, weil die japanischen Torpedoboote eine Anzahl der besten russischen Schiffe kampfunfähig gemacht haben. In den Hafen flüchtet die russische Flotte hinein. Rußlands Wacht am Gelben Meere ist zu Boden geschlagen, zur Ohnmacht verurteilt; die Herrschaft in diesen Meeresteilen gehört von jener Stunde an den Japanern!

Stille und Finsternis senken sich wieder auf Port Arthur und seine Umgebung. Aber der Kanonendonner dieser Nacht widerhallt in der ganzen Kulturwelt. Aufgeschreckt sind die in friedlichem Wettstreit strebenden Völker aus der Ruhe, zu welcher sie sich berechtigt glaubten. Wohl gingen seit Monaten Gerüchte, daß ein Krieg zwischen Rußland und Japan unvermeidlich sein würde. Mit Lächeln nahmen die gewiegtesten Politiker die Nachricht auf, daß das kleine Japan Mut genug habe, den russischen Koloß anzugreifen. Allein diese Kriegsgerüchte wurden jedesmal für unwahr erklärt. Rußland beteuerte immer wieder seine friedlichen Absichten, Rußland traf keinerlei Vorbereitungen für einen Krieg, und nur in Japan herrschte, wie man in Europa wohl wußte, eine sehr kriegerische Stimmung im ganzen Volke. Aber Zar Nikolaus II., der Friedensfürst, der den ersten Friedenskongreß nach dem Haag einberufen hatte, Zar Nikolaus, der da hoffte, eine neue Zeit des Weltfriedens durch seine Initiative beginnen zu lassen, dachte nicht an Krieg.

Selbst die Nachricht, daß der japanische Gesandte am 6. Februar von Petersburg nach Berlin abgereist sei und der russischen Regierung erklärt habe, Japan breche die diplomatischen Beziehungen ab, hatte die Gemüter noch nicht besonders beunruhigen können. Jetzt belehrte der Kanonendonner von Port Arthur die Welt, daß wirklich ein gewaltiger Krieg begonnen hatte, belehrte sie, daß das Inselvolk im fernen Osten, das man nicht ernst zu nehmen gewöhnt war, sich zu kühner Initiative entschlossen hatte, daß Japan zur Offensive über-

gegangen war, die schon nach dem Ausspruch des ersten Napoleons drei Vierteile eines sicheren Sieges verbürgt. Mit einer Tollkühnheit, einem Todesmut, einer Lebensverachtung waren die Mannschaften der japanischen Torpedoboote zum Angriff auf die vor Port Arthur liegende russische Flotte vorgegangen, wie man sie in der Geschichte Europas und Asiens bisher kaum zu verzeichnen hatte.

Der Nachricht von dem Überfall von Port Arthur folgten aber, sich drängend, ununterbrochen, neue Nachrichten von immer kühneren Unternehmungen der Japaner und von den Niederlagen der Russen. Ein Schauspiel wurde der Welt geboten, wie sie es noch nicht erlebt. Die Japaner, bis in die geringsten Kleinigkeiten zum Kriege vorbereitet, schlugen mit wuchtigen Streichen den zum Kriege ganz unvorbereiteten russischen Koloß zu Boden. Mit verblüffender Geschwindigkeit landete Japan ganze Armeen in Korea, in der Mandschurei. Vergebens raffte Rußlands bester Feldherr Kuropatkin alle verfügbaren Streitkräfte Sibiriens zusammen, um sich den unaufhaltsam vordringenden Japanern in den Weg zu werfen. Niederlagen auf Niederlagen erfuhr er, und nur in strategisch meisterhaften Rückzugsgefechten konnte der russische Generalissimus seine Kriegskunst, konnte die russische Armee einen bewundernswerten Mut zeigen.

Während diese Zeilen geschrieben werden, tobt mit unverminderter Heftigkeit in Ostasien der Kampf, dauert der Krieg noch an, dessen Bedeutung, dessen Folgen nicht abzusehen sind.

Wie dieser Krieg aber auch enden mag, wer auch besiegt wird, der Kanonendonner von Port Arthur war das Zeichen, daß eine neue Zeit hereinbricht. Und wenn es Rußland gelingen sollte, Japan vollständig zu Boden zu werfen, so wird sich dieses Japan wieder erholen, und es wird eine Seemacht ersten Ranges und eine Vormacht Asiens bleiben. Es wird das Recht haben mitzusprechen nicht nur in den asiatischen, nicht nur in europäischen Angelegenheiten, sondern auch Einspruch erheben können gegen die auswärtige Politik Amerikas. Wie mit einem Schlage sind alle politischen Konstellationen verschoben! Alte Bündnisse sind gegenstandslos geworden, Nationen, die sich bisher befehdeten und mit eifer-

süchtigen Augen gegenseitig überwachten, sind gezwungen, sich zu Bündnissen zusammenzuschließen! Auf Jahrzehnte hinaus haben wir eine Politik der Überraschungen zu erwarten! In den nächsten Jahrzehnten werden wir uns in Europa, Asien und Amerika in stets wachsender Entwicklung befinden, in einer Entwicklung, deren Folgen gar nicht abzusehen sind, deren Bedeutung man vielleicht erst am Ende dieses beginnenden Jahrhunderts, von der hohen Warte der Geschichte aus, wird übersehen und beurteilen können!

Wenn auf den nachfolgenden Seiten den Lesern eine interessante und spannende Übersicht der Ereignisse dieses gewaltigen Krieges, dieses ungeheuerlichen Ringens zwischen Rußland und Japan geboten wird, so geschieht dies nicht allein in der Absicht, für die Jetztzeit und die allernächste Zeit nach dem Kriege eine historische Übersicht der Ereignisse zu geben, sondern um den Lesern auch *für künftige Zeiten* das nötige Material an die Hand zu geben, damit sie die wichtigen und interessanten Ereignisse der neuen geschichtlichen Epoche, in der sie leben, verstehen und beurteilen können. Die Geschichte des Krieges, welche die nachfolgenden Seiten dem Leser bieten, wird auf Jahre hinaus, jahrzehntelang Interesse haben, denn fast jedes der wichtigsten Ereignisse dieses Feldzuges sonderbarster Art wird Keim, Anfang, neuer politischer, ja wahrscheinlich auch sozialer Verhältnisse in Europa, Asien und Amerika werden.

Die Verlagsbuchhandlung und der Verfasser dürfen daher behaupten, daß sie der deutschen Leserwelt mit dem vorliegenden Buche ein Werk zugänglich gemacht haben, das nicht nur vorübergehendes Interesse, sondern auch dauernden Wert in der Zukunft haben wird.

Die diesem ersten Buche folgenden Bände werden vielleicht schon einen Ausblick in eine Zukunft gewähren, in welcher mit absolut neuen Verhältnissen, mit neuen Konstellationen und Erfolgen zu rechnen ist.

# Erstes Kapitel.

Das Land der aufgehenden Sonne. — Die Ureinwohner. — Die erste Kultur. — Shintoismus. — Der Mikado. — Die Daimios. — Der Shogun. — Die ersten Europäer in Japan und das Christentum. — Fremdenhaß. — Bürgerkrieg. — Japan erschließt sich der europäischen Kultur. — Reformen auf allen Gebieten. — Gegenströmungen. — Japan strebt nach der Vorherrschaft in Ostasien. — Der Krieg gegen China 1894. — Um den Siegespreis gebracht. — Rußland in der Mandschurei. — Eine blutige Saat. — Japan bereitet sich auf einen Krieg vor.

Im fernsten Osten Asiens erstreckt sich von Nord nach Süd das japanische Inselreich, dessen Ausdehnung der Entfernung zwischen Hamburg und Tunis gleichkommt. Siebenundvierzig Millionen Einwohner (dreiviertel der Bevölkerung Deutschlands) zählt das Kaiserreich Japan. Zu den vier Hauptinseln Nipon, Kiusiu, Sikote und Jesso gesellen sich nicht weniger als 3800 kleine Inseln, oft von winzigem Umfange, die zum Teil nur nackte Felsmassen sind. Dagegen kommt Nipon an Größe Italien gleich, mit dem es auch den lachenden tiefblauen Himmel gemeinsam hat. Nipon bedeutet das „Land des Sonnenaufgangs" und ist in der Landessprache der Name für ganz Japan.

Ein poetischer Zauber ruht auf dem meerumschlungenen Inselreiche, welches die Natur unter andern Vorzügen in verschwenderischer Weise mit einer unvergleichlichen Blumenpracht ausgestattet hat. Alles atmet Frieden und Anmut; überall herrscht Sang und Klang, und wohl in keinem andern Teile der Erde trifft man auf so viele vergnügte, lachende Gesichter. Frohsinn ist der vorherrschende Zug dieses Volkes, das in seiner Genügsamkeit zu seinem Lebensunterhalte nur wenig braucht.

Der Ursprung der heutigen Japaner ist in Dunkel gehüllt. Man nimmt an, daß in vorgeschichtlicher Zeit tatarische Völker-

schaften eingewandert sind und sich mit den Ureinwohnern, den Ainos, vermischt haben. Von diesen im Aussterben begriffenen Ainos leben nur noch 15—20000 im Norden der Insel Jesso. Sie wohnen in den Hütten zerstreut liegender Dörfer und nähren sich von Jagd und Fischfang. Von den Japanern unterscheiden sie sich bedeutend, nur ihre Sprache ist der japanischen ähnlich.

Im dritten Jahrhundert v. Chr. drangen die ersten Anfänge einer verfeinerten Kultur nach Japan. Sie kamen von den Chinesen auf dem Wege über Korea, wirkten auf Wissen und Staatseinrichtung und brachten den Japanern die chinesische Schrift, mancherlei technische Künste und die buddhistische Religion, die sich vielfach mit der alten japanischen Naturreligion, dem Shintoismus, verschmolz. Nach der Shintolehre ist der höchste Gegenstand der Anbetung die Sonne, und von dieser leiten die Herrscher, die den fürstlichen Namen „Mikado" (erhabene Tür) führen, ihre Herkunft ab. Nimmo-Tenno soll von 660 bis 585 v. Chr. regiert und schon den Namen eines Mikado getragen haben, und der jetzige Kaiser soll der hundertein-undzwanzigste Mikado des gleichen Herrschergeschlechts sein.

In den verschiedenen Teilen des Landes gab es zahlreiche Fürstenfamilien, die Daimios, welche fast unumschränkte Herren in ihren Gebieten waren, von Städten und Dörfern Zölle erhoben, ihre eigenen Krieger unterhielten und dem Mikado Heeresdienste leisteten. Das wachsende Ansehen, zu welchem einige dieser Daimios gelangten, erweckte den Neid anderer, was zu blutigen Kämpfen führte. Der Mikado genoß göttliche Verehrung. Nur über eine kleine Leibwache von Bogenschützen verfügend, durfte er seinen Palast in Kioto, der damaligen Hauptstadt, nicht verlassen; seine Füße durften nicht die Erde berühren und die Sonnenstrahlen ihm nicht auf das Haupt scheinen. Niemand durfte ihn anfassen, und wenn ihm das Haar zu lang gewachsen war, so kürzte man es ihm, wenn er schlief, wo seine Seele, der Erde entrückt, in den himmlischen Gefilden weilte. Seine Empfänge hielt er hinter einem Vorhange ab, vor welchem die Personen, die begnadet waren, in seine Nähe zu kommen, sich lang ausgestreckt auf den Boden legen mußten. Bei einem so strengen Zeremoniell, welches den Mikado vom Volke

gänzlich abschloß, war es kein Wunder, daß die ehrgeizigen Daimios zur Macht gelangten. Ein solcher schwang sich Ende des 12. Jahrhunderts zum Shogun auf, was etwa der Doppelwürde eines Reichskanzlers und Oberfeldherrn gleichkam, ähnlich wie im fränkischen Reiche der major domus der eigentliche Herrscher war. Der Shogun wußte diese Würde in seiner Familie erblich zu machen, bis sie andere Fürstenfamilien an sich rissen. Das ging natürlich nicht ohne lange blutige Kämpfe ab, und das unglückliche Land stand vor seiner gänzlichen Zerrüttung, als es zum ersten Male in nähere Berührung mit Europäern kam. Schon im 14. Jahrhundert war durch Marco Polo, den berühmten Reisenden des Mittelalters, über das halb märchenhafte Wunderreich Kunde nach Europa gedrungen. Aber man schenkte diesen Schilderungen keinen Glauben, bis 1542 ein anderer Weltreisender, der Portugiese Mendez Pinto, von Macao nach Japan verschlagen wurde. Er fand freundliche Aufnahme ebenso wie bald darauf einige Kaufleute, deren Schiffe gleichfalls durch Stürme an die japanische Küste getrieben wurden. Die mit Mißtrauen aufgenommenen Berichte Marco Polos fanden nun ihre Bestätigung, und bald landeten zahlreiche Missionäre und predigten den Japanern das Christentum mit so glücklichem Erfolge, daß man im Jahre 1580 bereits 700000 Christen zählte und einige Daimios sogar ihre Söhne zu einer Pilgerfahrt nach Rom zum Papste sandten. Aber auf den christenfreundlichen Shogun folgte ein anderer, welcher die neue Lehre haßte und sie samt ihren Anhängern gänzlich ausrottete. Damit das Christentum in Japan nie wieder Wurzel fassen könne, wurde jeder fremde Eindringling mit dem Tode bedroht. Nur einige holländische Kaufleute durften von der kleinen Insel Deshima aus Handel treiben, wofür sie aber dem Shogun einen großen Tribut leisten mußten, und durch diese Holländer gelangten die einzigen Nachrichten nach Europa über das fast wieder sagenhaft gewordene Reich. Zweiundeinhalb Jahrhunderte hatte diese Abgeschlossenheit gedauert, als 1854 der amerikanische Admiral Perry mit acht Kriegsschiffen in der Bucht von Jedo erschien und für die Vereinigten Staaten Handelsfreiheit und die Öffnung einiger Häfen verlangte. Die Japaner hatten infolge der langen Absperrung von der übrigen

Welt keine Fortschritte gemacht, auch das Kriegswesen war auf dem alten Punkte geblieben. Daher war an einen bewaffneten Widerstand gegen die Forderungen der Fremden nicht zu denken, und wohl oder übel mußten nicht nur den Amerikanern, sondern bald auch anderen Völkern Handelsrechte bewilligt werden. Die Fremden durften in ihren Niederlassungen Häuser und Kirchen erbauen, schickten Gesandte und stellten Konsuln an, und nun zogen auch unternehmende Japaner in die Welt hinaus, aus der sie mit neuen Anschauungen in die Heimat zurückkehrten.

Indessen war in Japan der alte Fremdenhaß nicht erloschen. Die Handelsverträge wurden gebrochen, die den Ausländern geöffneten Häfen wieder geschlossen; man verübte Bluttaten gegen Europäer und beschoß ihre Schiffe, bis 1864 ein aus amerikanischen, englischen, französischen und holländischen Schiffen bestehendes Geschwader die Anerkennung der Verträge erzwang.

Im Jahre 1867 starb der Mikado Komeis. Sein erst fünfzehnjähriger Sohn Mutsuhito bestieg den Thron. Die im Süden des Reichs lebenden Daimios wollten der Bevormundung des Herrschers durch das Shogunat ein Ende machen und forderten den in Jedo residierenden Shogun Hitotsbashi auf, sein Amt niederzulegen. Dagegen erhoben sich aber die Daimios des Nordens. Ein blutiger Krieg entspann sich, der mit dem Siege der kaiserlichen Truppen endete. Gegen Schluß des Jahres 1868 zog der junge Mikado in Jedo ein, welches er zu seiner Residenz erhob und fortan Tokio — das heißt östliche Hauptstadt — nannte. Damit begann eine ebenso durchgreifende als rasche Umgestaltung in Japan, wie sie in der Geschichte beispiellos dasteht. Dem Mikado zur Seite trat eine Anzahl gleichgesinnter hoher Beamte, welche ihre Bildung zumeist in Europa oder Nordamerika genossen oder diese Länder bereist hatten. Unter den Japanern entstand ein Wetteifer, die Einrichtungen in den Kulturstaaten des Westens zu studieren und sich ihre neuesten Fortschritte anzueignen. Der Japaner in der Fremde lernt mit großem Eifer und mit bedeutendem Erfolge, wobei ihm sein brennender Ehrgeiz und seine anschmiegsame Natur zugute kommt, die sich in alle Verhältnisse schnell einlebt. In Deutschland, in Frankreich, in England

tauchten überall die kleinen, schmächtigen, schlitzäugigen Leute auf; sie besuchten die Universitäten und andere Unterrichtsanstalten, dienten in den Heeren und arbeiteten in Fabriken und Werkstätten, um alles zu erlernen, alles abzugucken und mit dem erlangten Wissen und Können in ihre Heimat zurückzukehren. Und andrerseits berief die japanische Regierung europäische und besonders deutsche Gelehrte, Ärzte, Offiziere, Beamte, Techniker, Industrielle und Handwerker, um bei der Neugestaltung des Reiches mitzuhelfen, welche Japan im Verlaufe von kaum 30 Jahren zu einem Kulturstaate ersten Ranges erhob.

Die Daimiowürde wurde abgeschafft und mit dem Hofadel des Mikado verschmolzen. Zu den Staatsämtern, selbst zu den höchsten, berechtigte nicht mehr vornehme Geburt, sondern Kenntnisse und Talent. Eine Verfassung mit Parlament, ähnlich der preußischen, wurde eingeführt. Ebenfalls nach preußischem Muster wurde ein stehendes Heer auf Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht geschaffen und eine Kriegsflotte ins Leben gerufen, wobei die englische als Vorbild diente. Japan trat dem Weltpostverein bei, es entstanden Bankinstitute und Versicherungsgesellschaften. Selbstredend fanden auch die wichtigsten Erfindungen im Verkehrsleben, Eisenbahn und Telegraph, Eingang in das mächtig aufstrebende Reich, welches jetzt bereits von mehr denn 40 Eisenbahnlinien, ohne die im Bau begriffenen, durchzogen ist. Die Industrie entwickelte sich in überraschender Weise. Bei ihrem ausgezeichneten Nachahmungstrieb und der ihnen eigentümlichen Kunstfertigkeit bringen die Japaner jetzt vieles selbst hervor, was sie früher vom Auslande beziehen mußten, und machen der europäischen und amerikanischen Industrie ernste Konkurrenz.

Daß sich die gewaltige Neugestaltung des Reiches nicht vollziehen konnte, ohne auf Widerstand zu stoßen, ist erklärlich. In verschiedenen Provinzen erhob man sich dagegen; im Mai 1873 wurde der kaiserliche Palast in Brand gesteckt, im darauffolgenden Jahre fand ein Mordversuch auf den Premierminister Iwakura Tonsomi statt. Alle diese aufrührerischen Bewegungen wurden ohne Mühe unterdrückt; ernsterer Natur war ein Aufstand, den im Oktober 1876 der alte Adel auf Kiusiu anstiftete, weil er sich seiner Vorrechte und

Einkünfte beraubt sah. Diese revolutionäre Erhebung pflanzte sich bis zum Südwesten Nipons fort und konnte erst nach blutigen Kämpfen bewältigt werden.

Japan war im Innern erstarkt. Es war sich seiner Kraft bewußt, und diese wollte es endlich auch nach außen erproben. Die Vorherrschaft in Ostasien zu gewinnen, wurde nun das Ziel seines ehrgeizigen Strebens. Um dieses zu erreichen, mußte es seinen Einfluß auf das Festland auszudehnen suchen, und das war Korea, sein durch das Japanische Meer von ihm getrennter Nachbar. Dort aber stand ihm China im Wege. Um dessen Übergewicht zu beseitigen, mußte Japan mit den Waffen in der Hand den Kampf gegen diesen Riesen aufnehmen. Der Leiter der chinesischen Staatsangelegenheiten, der Vizekönig Lihungtschang, verkannte die Entschlossenheit und Stärke des kleinen Inselreichs, und so kam es 1894 zwischen den beiden Ostmächten zum Kriege. Der Verlauf desselben gestaltete sich für die Japaner zu Lande wie zur See zu einem ununterbrochenen Triumphzuge. Ungehindert durch die mangelhafte und schlecht geführte chinesische Flotte, setzten sie ihre Truppen an Land. Sie nahmen die Hauptstadt Koreas, Söul, und schlugen in zwei Schlachten und einer Reihe kleinerer Gefechte die Chinesen aus dem koreanischen Kaiserreiche hinaus. Die Flotte lieferte indessen den chinesischen Kriegsschiffen das siegreiche Seegefecht bei der kleinen Insel Phungdö. Kurz darauf kam es in der Nähe der Mündung des Yaluflusses in die Koreabai, bei Haijengtau, zu einer größeren Seeschlacht, wobei die Flotte der Chinesen teils vernichtet, teils genommen wurde. War dieser Seesieg auch ein ebenso leichter wie die japanischen Siege zu Lande, wo die Chinesen stets nach kurzem Gefechte das Hasenpanier ergriffen, so mußte man doch anerkennen, daß nicht nur die Führung der japanischen Flotte, sondern auch der Landarmee, die von dem General Yamagata befehligt wurde, eine vortreffliche war. Nachdem die japanische Armee dann in der Mandschurei in raschem Laufe die Streikräfte der Chinesen vollends niedergeworfen hatte, wandten sich Heer und Flotte gemeinsam gegen die starke Seefestung Port Arthur und die Befestigungen von Talienwan und Kuitse. Alle diese Plätze wurden ohne erhebliche Verluste

nach mehrtägigem Kampfe genommen. Und dann kam das schwerste Stück Arbeit des Feldzuges, die Einnahme der Seefestungen von Weihaiwei, die sich in weiter Ausdehnung vor die Bai von Korea vorstrecken. Große Truppenmassen wurden von Talienwan aus dorthin verschifft, und am letzten Tage des Jahres 1894 begannen die Landtruppen Belagerung und Angriff, die Flotte von der Seeseite die Beschießung. Ausnahmsweise wurde von den Chinesen dieser letzte Stützpunkt, der ihnen noch geblieben war, tapfer und ausdauernd verteidigt. Erst nach vierzehntägigen Kämpfen erfolgte die Übergabe, der sich ein längerer Waffenstillstand als Einleitung zu den Friedensverhandlungen anschloß. Diese führten am 17. April 1895 zum definitiven Frieden, worin China an Japan die Halbinsel Liautung, die Südspitze der Mandschurei, mit dem wichtigen Kriegshafen Port Arthur abtrat. Da aber mischte sich Rußland ein und machte das Bedenken geltend, es könne den Frieden in Ostasien gefährden, wenn Japan das eroberte Gebiet behielte. Frankreich, als Rußlands Verbündeter, stimmte dem natürlich bei, und leider tat auch Deutschland mit, das heißt seine Regierung, nicht das deutsche Volk, das Wohlwollen und Bewunderung für die Japaner hegt. Die drei Mächte führten eine so drohende Sprache, daß Japan, dessen Hilfsquellen noch vom Kriege erschöpft waren, nachgeben und auf seinen blutig erkauften Siegespreis verzichten mußte.

Drei Jahre später brachte Rußland die Halbinsel Liautung samt Port Arthur an sich. Es schloß hierüber zwar nur einen Pachtvertrag auf 25 Jahre mit China ab, aber das war nur ein Vorwand, um sich in den dauernden Besitz eines eisfreien Hafens im Gelben Meere zu setzen. Es säumte denn auch nicht, sich dort häuslich einzurichten, gestaltete Port Arthur zu einem Waffenplatze ersten Ranges und verband es mit seiner sibirischen Eisenbahn durch eine Zweiglinie, die sich von Charbin aus nach Süden wendet. Mit dem Südzipfel der Mandschurei war jedoch Rußland noch nicht zufrieden, denn beim Essen wächst bekanntlich der Appetit. Es setzte sich nach und nach in der ganzen Mandschurei fest, die ohnehin auf drei Seiten von russisch-sibirischem Gebiete umfaßt ist, und breitete sich darin unter allerlei Vorwänden aus. Der Boxeraufstand in China

gab den Russen die nächste Veranlassung, das fruchtbare und metallreiche Gebiet militärisch zu besetzen, angeblich um die mandschurischen Eisenbahnen zu beschützen. In Mukden und anderen Orten wurden Kasernen für die russischen Soldaten erbaut; Charbin, das früher ein armseliger Flecken gewesen war, wurde zu einer russischen Stadt gemacht und zum Knotenpunkt von zwei Eisenbahnen. Freilich unterhält China noch Garnisonen in der Mandschurei, aber sie stehen unter russischer Aufsicht und mußten, Gewehr bei Fuß, geduldig zusehen, wie die Russen für ihren eigenen Gebrauch von den chinesischen Arsenalen Besitz ergriffen und Befestigungen anlegten. Auch in der Zivilverwaltung haben sie sich zu Herren gemacht, und die chinesischen Behörden sind bloße Strohmänner. Die übrigen Mächte ließen dies alles ruhig geschehen, nur England erblickte in dem Anwachsen der russischen Macht in Ostasien eine ernste Gefahr, da es dabei selbst sehr stark interessiert war, und verpflichtete sich in einem Vertrage mit Japan, diesem beizustehen, wenn es von einer zweiten Macht angegriffen werden sollte. Mit dieser zweiten Macht war Rußlands guter Freund Frankreich gemeint, das allerdings eng an das Zarenreich gekettet ist, da es nicht nur hofft, mit dessen Hilfe sich gelegentlich Elsaß-Lothringen zurückzuerobern, sondern den russischen Finanzen auch nach und nach mit dem runden Sümmchen von etwa 6 Milliarden Francs auf die Beine geholfen hat.

Natürlich konnte Japan die erlittene Demütigung nicht verwinden. Jeder Japaner geriet in Harnisch, wenn er den Namen Port Arthur hörte. Es war eine blutige Saat, welche die Diplomatie jener drei Mächte ausgesäet hat, als sie Japan um seinen Siegespreis brachte. Das tapfere Inselvolk wußte, daß seine Zeit kommen werde, und spannte alle Kräfte an, um bei Ausbruch eines Krieges vollkommen gerüstet zu sein, und jeder Japaner trug das seinige dazu bei; denn auch der geringste ist von einem brennenden Ehrgeiz beseelt, für den Bestand und die Größe des Vaterlandes Gut und Blut zu opfern.

Die Flotte wurde ausgebaut, die Armee vermehrt und ihre Wehrkraft vervollkommnet. Japan sammelte Kriegsvorräte an, befestigte seine Häfen, seine Flottenstationen und die Einfahrten durch

Der russisch-japanische Kriegsschauplatz.

die von den zahlreichen Inseln gebildeten Meeresarme. Dabei richtete es einen scharfen Ausguck auf Rußland, um sich bis ins kleinste zu unterrichten, wie es um dessen Heer und Flotte beschaffen sei und welche Schwächen und Lücken diese aufweisen. Schon vor Ausbruch des Krieges mit China hatte ein japanischer Offizier in harmloser Verkleidung auf einem Kosakenpferdchen einen Ritt durch die weite sibirische Ebene unternommen, Augen und Ohren weit offen, hatte die Telegraphenstangen und die Brunnen gezählt, die Brücken abgezeichnet und eine Menge Dinge in seine Notizbücher geschrieben, die für nach ihm kommende japanische Besucher dieser Gegenden von Nutzen sein konnten. Es war der Generalstabschef Jukushima, der später den Chinesen so tüchtig eingeheizt hat und als Held gefeiert wurde.

## Zweites Kapitel.

Notenwechsel zwischen Rußland und Japan. — Proklamation des Mikado. — Der Ruf zu den Waffen. — Patriotismus und Verschwiegenheit der Japaner. — Japans Seemacht. — Das Heer. — Der Offizier. — Russische Mißwirtschaft. — Die Kosaken. — Die sibirische Eisenbahn. — Wladiwostok. — Port Arthur. — Admiral Alexejew.

Wiederholt hatte Rußland das Versprechen gegeben, die Mandschurei zu räumen, aber es dachte gar nicht daran, Wort zu halten. Die tatsächliche Einverleibung des großen Reiches erschien nur noch als eine Frage der Zukunft, und daß später auch noch Korea daran kommen werde, ließ sich voraussehen. Japan versuchte auf friedlichem Wege eine Verständigung mit Rußland herbeizuführen und trat mit ihm in einen diplomatischen Notenaustausch. Der Zar selbst wünschte aufrichtig, den Frieden zu erhalten; doch sein Wille allein ist nicht maßgebend. Am Petersburger Hofe gibt es eine mächtige Partei, die den Krieg auf ihre Fahne geschrieben hat und bis an die Stufen des Thrones reicht, und diese gewann die Oberhand. Die russischen Antworten an Japan trieften von Friedensliebe, während ausgedehnte Kriegsvorbereitungen getroffen wurden. So lange, bis diese vollendet waren und die bessere Jahreszeit eintrat, hoffte man Japan hinzuhalten. Diese Absicht wurde von den Staatsmännern in Tokio sehr wohl durchschaut; man hatte keine Lust, sich den russischen Bären auf den Hals kommen lassen, und als die Antwort auf Japans letzte Note vom 13. Januar 1905 am 7. Februar noch immer nicht eingetroffen war, teilte die japanische Regierung dem russischen Gesandten mit, daß sie auf weitere Verhandlungen verzichte.

Am 10. Februar erließ der Mikado eine Proklamation, worin er Rußland den Krieg erklärt und diesen Schritt durch folgende Ausführungen rechtfertigt: „Es ist stets unser dauerndes Ziel gewesen, den friedlichen Fortschritt unseres Reiches zu fördern, die freundschaftlichen Bande, die uns mit anderen Staaten verknüpfen, zu stärken, eine Sachlage zu schaffen, die den Frieden in Ostasien dauernd

aufrecht erhalten würde, und die zukünftige Sicherheit unserer Herrschaft zu gewährleisten, ohne die Rechte und Interessen anderer zu verletzen. So war es ganz gegen unsere Erwartung, daß wir unglücklicherweise in die Lage versetzt wurden, die Feindseligkeiten gegen Rußland zu eröffnen.

Das Bestehen Koreas als besondere Macht ist wesentlich für die Sicherheit unseres Reiches. Rußland hält in Mißachtung eines feierlichen Vertrages, seiner Verpflichtungen gegenüber China und wiederholter Versicherungen gegenüber anderen Mächten noch immer die Mandschurei besetzt, hat seinen Einfluß auf dieses Gebiet gefestigt und beabsichtigt seine schließliche Annexion. Da diese Maßregel es unmöglich machen würde, die Integrität Chinas aufrecht zu erhalten, und zur Aufgabe aller Hoffnung auf den Frieden in Ostasien zwingen würde, entschlossen wir uns, die Frage durch Verhandlungen zu regeln und machten daher Rußland Vorschläge. Rußland kam diesen Vorschlägen niemals in versöhnlichem Sinne entgegen, sondern zog die Regelung durch arglistige Verzögerungen hin und suchte, indem es den Frieden befürwortete und dabei doch ausgedehnte Vorbereitungen im Heeres- und Marinewesen traf, seine eigenen selbstsüchtigen Pläne zu vollenden. Wir können nicht anerkennen, daß Rußland von Anfang an irgendwie das wirkliche Bestreben der Erhaltung des Friedens gehabt habe. Es wies unsere Vorschläge zurück. Koreas Sicherheit ist gefährdet. Die Interessen unseres Reiches sind bedroht. Garantien für die Zukunft können nur dadurch erlangt werden, daß wir an die Waffen appellieren. Wir hoffen, daß die Loyalität und die Tapferkeit unserer Untertanen bald wieder dauernden Frieden herstellen und den Ruhm unseres Reiches schützen wird."

So stand denn Japan unmittelbar vor dem großen Ereignisse, das unvermeidlich hatte eintreten müssen — vor dem Kriege mit dem russischen Koloß. Durch das ganze Land bis zu den fernsten Inseln erging der Ruf zu den Waffen. Der Landarbeiter verließ den Pflug, der Fischer zog sein Boot an den Strand, Fabriken, Werkstätten und Hörsäle entleerten sich; die Schiffe, welche im friedlichen Verkehr die Kaufmannsgüter nach fremden Gestaden getragen hatten, hißten die Kriegsflagge und hielten sich zum Truppentransport bereit.

Durchschnitt des Trajektdampfers und Eisbrechers der sibirischen Bahn auf dem Baikalsee.

Eine Anlegestelle am Baikalsee.

Mittagsrast in der auf dem Eis errichteten Verpflegungsstation.

Es handelte sich um einen Nationalkrieg, um die Ehre und den Bestand des Vaterlandes, das wußte und fühlte jeder, und groß war die Opferfreudigkeit, die an die Erhebungen unseres deutschen Volkes von 1813 und 1870 erinnerte. Wer etwas Entbehrliches an Wertsachen besaß, brachte es freudig dem patriotischen Zwecke dar. Der Mikado selbst ging mit gutem Beispiele voran und deponierte den Gold- und Silberschatz seines Hauses als Unterpfand in der Bank, ähnliches taten viele Vornehme des Reiches. Die für den Krieg ausgeschriebene Anleihe wurde fünffach überzeichnet, das einberufene Parlament bewilligte die Steuererhöhung, die für die Kriegsausgaben erforderlich war.

Rührige Tätigkeit herrschte in ganz Japan. Lange Eisenbahnzüge beförderten Truppen nach den Einschiffungshäfen. In den Straßen der Hauptstadt wimmelte es von Soldaten in ihren schwarzen Tuchanzügen, das Käppi auf dem Kopfe, mit Tornister und Zeltausrüstung bepackt, die Füße in die unbequemen Schnürschuhe gezwängt, die der japanische Infanterist außer Dienst so gerne mit der nationalen Sandale vertauscht, einem Holzschuh mit zwei Klötzchen unter der Sohle, die beim Gehen ein fortwährendes, gar lustig anzuhörendes Geklapper verursachen.

Mit welcher Ordnung die Kriegsvorbereitungen von statten gingen, schildert ein Franzose, den man gewiß nicht im Verdachte der Parteilichkeit für Japan haben kann, folgendermaßen: „Kein Hasten, kein Drängen, ruhig und stetig schreitet die Mobilmachung vorwärts. Da ist an alles gedacht, alles bis ins kleinste vorbereitet, kein Umweg wird gemacht; das Räderwerk der Maschine arbeitet tadellos."

Über alles wurde die größte Verschwiegenheit beobachtet. Der Japaner ist von Natur schon kein Schwätzer, sondern von verschlossenem Wesen; um so weniger mitteilsam zeigt er sich gegen Fremde, denen er noch aus alten Zeiten ein gewisses Mißtrauen bewahrt. Auch die Regierung sorgte dafür, daß nichts nach außen drang; die Telegraphenämter nahmen keine chiffrierten Depeschen an, die Zeitungen wurden scharf überwacht, daß sie von den Kriegsvorbereitungen nichts ausplauderten, die Berichterstatter der auswärtigen Presse bekamen nichts zu hören und zu sehen, was sie hätten nach

Hause melden können. „Man erfährt nichts," schrieb ein deutscher Kriegskorrespondent, „man steht wie vor einer Mauer. Tagsüber sieht man zahlreiche Ordonanzen auf den Straßen, die Truppenbewegungen geschehen nachts."

Beschäftigen wir uns mit den Kriegsmitteln, die den Japanern zu Wasser und zu Lande zu Gebote stehen. Da ist zunächst die Flotte, welche in dem großen Waffengange gegen Rußland die ersten Lorbeeren pflücken sollte. Die meisten Schiffe sind auf englischen Werften erbaut und weisen in Konstruktion und Armierung die bewährtesten Errungenschaften der modernen Kriegstechnik auf, denn auch die Maschinen, die Panzer und die Bewaffnung lieferte England, zum Teil gingen sie auch aus den Kruppschen Werkstätten hervor.

Das erste Panzerschiff, das Japan von England kaufte, hieß „Sunray" (Sonnenstrahl). Es warf seinen Anker in der mächtig großen Bai von Jedo. Der Tag der Ankunft war ein festliches Ereignis. Ein französischer Admiral, der gerade zugegen war, erzählt darüber: „Das Schiff war von einem englischen Stabe und von englischer Schiffsmannschaft zur Stelle gebracht. Der japanische Stab und die japanische Mannschaft waren bereit, von dem Schiffe Besitz zu ergreifen, und einige Stunden nach der Ankunft war alles an Bord. Der neue japanische Schiffskommandant bat den englischen Kapitän, ihm einige Weisungen zu geben, und die Engländer gaben dem neuen Personal rasch erschöpfende Auskunft über die Behandlung der Maschine. Bevor der Tag zur Rüste ging, benachrichtigte der japanische Kapitän den Engländer, daß er und sein Personal nun genug wüßten, und forderte die Engländer, nachdem sie ihre Mission erfüllt hatten, höflich auf, von Bord zu gehen. Der englische Kapitän bat dringend um die Erlaubnis, noch einige Tage bleiben zu dürfen, um seine Instruktionen zu vervollständigen. Der Japaner erklärte jedoch, daß daß das nicht nötig sei, und die Engländer verließen das Schiff, fest davon überzeugt, daß die Japaner nie und nimmer mit dem großen Ungetüm fertig werden würden. Als der japanische Kapitän allein und Herr an Bord war, beschloß er, sofort eine Probe seines Talents zu geben, und stieg auf die Brücke. Bald darauf fuhr das Schiff los und schwankte unter dem Kommando seines Führers majestätisch

dahin; trotz der ungeheuren Größe der Bai von Jokohama machte es aber bald den bedenklichen Versuch, an Land zu laufen. Der Kapitän wollte die Maschine anhalten. Unglücklicherweise war aber der Mann an der Maschine ganz unerfahren, und hatte die Weisungen, die ihm die Engländer gegeben, vollständig vergessen: er fand den Stopper nicht, und das Schiff jagte mit unheimlicher Schnelligkeit weiter. Wir standen auf dem Hafenplatze und verfolgten in größter Aufregung alle Bewegungen des Schiffes, in der festen Überzeugung, daß es bald am felsigen Ufer zerschellen würde. Aber der junge Kapitän verlor nicht einen Augenblick seine Kaltblütigkeit: das Schiff mußte eine Wendung machen und so lange im Kreise herumfahren, bis alle Feuer zu erlöschen begannen. Das war das Debüt der japanischen Flotte."

In ihrer Kriegsstärke zählt die Flotte 9 Linien- oder Schlachtschiffe, 11 große und 15 kleine Kreuzer, 17 Kanonenboote, 40 Torpedofahrzeuge, 10 Küstenverteidigungsschiffe und 4 Avisos. Die letzteren sind kleine Fahrzeuge von besonderer Schnelligkeit, welche Befehle von einem Schiffe zum anderen zu überbringen und auch den Nachrichtendienst zwischen den Häfen zu vermitteln haben. An die Spitze der Flotte, deren Bemannung über 16000 Köpfe stark ist, wurde Vizeadmiral Togo berufen. Ein Vizeadmiral bedeutet bei der Marine so viel wie der Generalleutnant zu Lande, der eine Division führt. Dann kommt der Kontreadmiral, welcher dem Generalmajor, der nur eine Brigade befehligt, gleich steht. Der Admiral ist der höchste Offizier der Marine und hat den gleichen Rang wie der kommandierende General. Alle drei Admiralklassen bezeichnet man mit dem Namen „Flaggoffiziere", weil jeder von ihnen auf seinem Schiffe eine viereckige Flagge führt, die an der Spitze eines Mastes angebracht ist, und zwar am großen Mast beim Admiral, am Fockmast beim Vizeadmiral, am Hinter- oder Besanmast beim Kontreadmiral.

Die Landarmee Japans setzt sich aus 200000 Mann mobilen Feldtruppen zusammen. Dazu kommt die Reserve mit 100000 Mann und die Territorialarmee von gleicher Stärke, alles in allem also 400000 Mann. Außerdem kann ein Landsturm einberufen werden,

zu welchem alle waffenfähigen Männer von siebzehn bis vierzig Jahren gehören, die noch nicht gedient haben.

Bei Ausbruch des Krieges wurden zunächst zwei Armeen mobil gemacht, die erste unter Generalleutnant Kuroki, die zweite unter Generalleutnant Oku stehend. Jede dieser Armeen zählt 42000 Mann. Der Japaner ist ein geborener Soldat, zu Lande wie zur See, zäh, ausdauernd; das Entbehren fällt ihm leicht. Sein Ehrgeiz und seine Tapferkeit sind bewundernswert, und wie wenig er sein Leben achtet, wenn er vor dem Feinde steht, das wird uns der Verlauf der Kriegsereignisse in überraschender Weise lehren. Ebenso tüchtig ist das Offizierskorps, welches zum Teil aus den Kadettenschulen hervorgeht, zum Teil aus den gewecktesten Leuten des Unteroffizierstandes ergänzt wird. Von heißem Wissensdurst beseelt, gibt der japanische Offizier nichts auf eine glänzende Außenseite und richtet sich mit seinem kärglichen Gehalte ein, so gut es geht, denn seine Ansprüche an das Leben sind sehr bescheiden. Keiner fragt den andern nach seiner Abstammung, daher der einmütige kameradschaftliche Geist, der das Offizierskorps durchdringt . . .

Richten wir unsern Blick nun auf Rußland und seine Wehrkraft. Der Russe hegt eine treue, fast sklavische Anhänglichkeit an den Zaren, den er sein „Väterchen" nennt. Er hat viele gute Seiten, und man darf ihn nicht nach der anmaßenden russischen Politik beurteilen, welche, auf die Unüberwindlichkeit des gewaltigen Heeres pochend, nur darauf ausgeht, die Grenzen des Reichs zu erweitern und sich andere Völker zu unterwerfen. Der Russe ist sorglos, gutmütig und religiös, aber er leidet nicht nur unter einer schrankenlosen Willkürherrschaft, sondern diese untergräbt in ihm auch die freie Entfaltung des rein Menschlichen. Die Nationalitäten, die dem russischen Reiche mit der Zeit einverleibt wurden, werden geknechtet, die Bestechlichkeit der Beamten, von dem Eisenbahnschaffner an, der gegen ein Trinkgeld den Reisenden ohne Billet mitfahren läßt, bis hinauf zu sehr hohen und einflußreichen Beamtenkreisen, grenzt oft ans Unglaubliche. Der freien Meinungsäußerung wird durch die Schreckniſse Sibiriens mit seinen grauenhaften Gefängnissen und Bergwerken der Mund gestopft. Der gebildetere Teil der russischen Bevölkerung ist der

Knutenherrschaft längst überdrüssig, und wie manch schöne Blume tödliches Gift in sich birgt, so ist aus ihrem Schoße jene Nihilistengesellschaft hervorgegangen, die zur Durchführung ihrer Umsturzpläne selbst vor dem größten Verbrechen nicht zurückscheut.

Dem russischen Soldaten kann Tapferkeit und todesmutiges Drauflosgehen nicht abgesprochen werden, aber wofür er kämpft, ist ihm gleichgültig. Wenn „Väterchen" befiehlt, so kommt er, ohne in seiner Stumpfheit erst viel zu fragen, gegen wen es geht.

Gegen das Landheer Japans konnte Rußland vorerst nur seine sibirischen Truppen in Bewegung setzen, die trotz aller längst betriebenen Rüstungen nur zum Teil mobilisiert waren. Natürlich war den gefürchteten Kosaken keine kleine Rolle zugeteilt. Dieses mit seinen Pferden förmlich verwachsene Reitervolk ist von erstaunlicher Ausdauer und bewunderungswürdiger Beweglichkeit. Daher leistet es auch treffliche Dienste, wenn es gilt, den Feind bald hier, bald dort zu beunruhigen. Aber den Ruf, den sich der Kosak in der russischen Kriegsgeschichte erworben hat, rechtfertigt er längst nicht mehr. Vor allem fehlt ihm die militärische Durchbildung. Wenn er auch auf seinem flinken Pferdchen den Feind auszuspüren weiß, so ist er doch im Kopfe nicht hell genug, um beurteilen zu können, wie stark der Gegner ist, und gerade darauf kommt es beim Aufklärungsdienste hauptsächlich an. In der Schlacht kann der Kosak wenig nützen, denn bei der Feuerwirkung der heutigen Schußwaffen ist er dem geschlossenen Angriffe nicht gewachsen.

Der Beförderung der russischen Truppen durch die Mandschurei stand zum ersten Male ein Verkehrsmittel zur Verfügung, wie es Rußland in solchem Umfange bisher nicht besessen hatte. Wir meinen die Sibirische Eisenbahn, in ihrer Ausdehnung von 7000 Kilometern die größte der Welt. Ihre beiden Endpunkte bilden, wie bereits erwähnt, die Kriegshäfen Wladiwostok im Osten und Port Arthur im Süden. In der Nähe dieser Eisenbahn standen die sibirischen Truppen, die zuerst dem Kriegsschauplatze zugeführt wurden. Aber was man von dem gewaltigen Schienenwege erwartet hatte, erfüllte sich nur zum Teil. Da er nur eingleisig ist, so sind die Leistungen sehr beschränkt. Um den mächtigen Baikalsee, welcher

der Bahn im Wege liegt, muß sie eine große Biegung nach Süden machen, die aber noch nicht ausgebaut ist, so daß Mannschaften, Proviant und Munition über das Eis geschafft werden mußten. Das erforderte einen bedeutenden Aufwand an Zeit und Arbeitskräften, so daß ein Militärzug von Moskau nach Wladiwostok oder Port Arthur vier Wochen brauchte.

Wladiwostok, am Japanischen Meere, ist außer durch die Eisenbahn auch durch Dampferlinien und Telegraphenkabel mit der übrigen Welt verbunden. Mit seinen 30000 Einwohnern liegt es auf einer Halbinsel und schließt auf drei Seiten den Hafen ein, der mit Werften, Docks und Arsenalen versehen und so groß ist, daß er mehrere Flotten zugleich aufnehmen könnte. Starke Forts und andere Befestigungen verwehren die Einfahrt; auch von den bewaldeten Höhen hinter der Stadt drohen zahlreiche Batterien. Obgleich Wladiwostok in demselben Breitengrade wie Livorno liegt, so friert es doch von Mitte Dezember bis Mitte Mai vollständig zu, und die Schiffahrt stockt. Um so notwendiger ist den Russen Port Arthur, das zwar keineswegs das südliche Klima Palermos hat, mit dem es den gleichen Breitengrad teilt, aber immerhin nur kurze Zeit der Unbill des Winters ausgesetzt ist. Drei große Forts bilden die Hauptverteidigungswerke, wozu noch eine Menge kleinerer Befestigungen und einzelner Batterien kommen. So beherrscht Port Arthur nach drei Seiten hin das Gelbe Meer, während es gegen die Landseite hin eine in Felsen hineingebaute Festung bildet, die uneinnehmbar erscheint. Wie sein Schwesterhafen Wladiwostok besitzt auch Port Arthur die besten Verbindungen zu Lande und zur See. Eine weit ins Meer gebaute Mole gewährt geschützte Ankerplätze für zahlreiche Schiffe. Als Rußlands bedeutendster Waffenplatz in Ostasien ist Port Arthur Sitz der Regierung und des Generalgouverneurs. Diesen hohen Posten bekleidete Admiral Alexejew. In seine militärischen Fähigkeiten setzte Kaiser Nikolaus so hohes Vertrauen, daß er ihm den Oberbefehl über alle Land- und Seestreitkräfte in Ostasien übertrug. Ob diese Wahl wirklich den hierzu geeignetsten Mann getroffen hatte, darüber gingen in russischen Fachkreisen die Ansichten sehr auseinander.

Port Arthur und Umgebung.

Port Arthur und Umgebung.

## Drittes Kapitel.

Der Überfall von Port Arthur. — Bericht eines Augenzeugen. — Port Arthur wird bombardiert. — In einer russischen Batterie. — Vernichtung der russischen Kriegsschiffe „Korejez" und „Warjag" bei Tschemulpo. — Furchtbare Wirkung der japanischen Granaten. — In Petersburg. — Das Manifest des Zaren und seine Ansprache an die Kadetten. — Russische Bilderbogen und Spottverse auf die Japaner.

Den Japanern mußte es vor allem darum zu tun sein, die russische Flotte in den ostasiatischen Gewässern lahm zu legen.

Gelang es, das Geschwader in Port Arthur abzusperren, so konnte es sich mit dem Wladiwostok-Geschwader, das übrigens noch vom Eise festgehalten wurde, nicht vereinigen; einzelne russische Schiffe, die etwa mit Proviant und Verstärkungen unterwegs waren, mußten kehrt machen, wenn sie sich nicht abfangen lassen wollten, und, was die Hauptsache war, die japanische Armee konnte ungehindert in Korea landen.

Die Japaner sind flink im Kriege. Unmittelbar nach Abbruch der Verhandlungen zwischen Tokio und Petersburg schritt man an die Ausführung dieses wohlberechneten Plans. Vizeadmiral Togo, der sich schon im Kriege gegen China hervorgetan hatte, war am 6. Februar mit 6 Schlachtschiffen, ebensovielen großen und kleinen Kreuzern und einer Anzahl Torpedoboote aus dem Hafen von Sasebo ausgelaufen, über Tschifu, das in einer Entfernung von wenig über 100 Kilometer Port Arthur gegenüberliegt, nordwärts gedampft und sichtete am Abend des 8. Februar die russische Flotte. Sie bestand aus 5 Schlachtschiffen und 6 Kreuzern und lag gefechtsbereit 15 Kilometer südlich von Port Arthur.

Togo beschloß, sie in der Nacht anzugreifen.

Die Nacht war dunkel. Die Russen, nichts Schlimmes ahnend, hatten die nötigsten Vorsichtsmaßregeln verabsäumt. Nur ein einziges ihrer Schiffe hatte von dem elektrischen Scheinwerfer Gebrauch

gemacht, und das in so ungeschickter Weise, daß es statt des Horizonts seine eigene Stellung beleuchtete. Das Licht im Leuchtturme, der sich am Eingange der Durchfahrt zur inneren Reede befindet, war angezündet, die leuchtenden Signalbogen glänzten und flimmerten im Meere. Das zeigte den Japanern den Weg.

Ohne von dem Kreuzer „Pallada", der als Wachtschiff auf der Außenreede kreuzte, bemerkt zu werden, gelang es sechs japanischen Torpedobooten, sich unbemerkt zu nähern. Als sie an den Feind bis auf 600 Meter herangekommen waren, schleuderten sie 13 Torpedos auf das Geschwader. Drei davon waren Treffer und beschädigten die beiden Schlachtschiffe „Retwisan" und „Zesarowitsch", sowie den großen Kreuzer „Pallada" derart, daß alle drei gefechtsunfähig gemacht wurden und nur mit Mühe am anderen Tage den Hafen erreichen konnten. Die übrigen Schiffe hatten sich in den Schutz der Küstenbefestigungen zurückgezogen.

Der „Retwisan", erst 1900 erbaut und mit 69 Geschützen verschiedenen Kalibers ausgerüstet, war am ärgsten zugerichtet. Er mußte nach dem Innenhafen geschleppt werden und lief in der Nähe des Leuchtturms auf Strand.

Auf den japanischen Torpedos, die ein starkes Feuer hatten aushalten müssen, waren 54 Mann verwundet, 3 getötet worden. Die übrigen Schiffe hatten keinen Schaden gelitten. Wir können es uns nicht versagen, über dieses erste Seetreffen hier den Bericht eines Augenzeugen einzuschalten: „Die untergehende Sonne," erzählt er, „beleuchtete mit ihren letzten Strahlen das in drei Reihen auf der Außenreede stehende russische Geschwader, dem durch einen Schuß des Admiralschiffes das Signal gegeben wurde, die am Hinterteil wehenden weißen Kriegsfahnen mit dem blauen Andreaskreuz im Grunde einzuziehen. Ein schriller Pfeifenton rief die Mannschaft eines jeden Schiffes unter Gewehr aufs Verdeck, und in Gegenwart der Offiziere senkte sich unter vorgeschriebenem Zeremoniell die Flagge. Um 6 Uhr nahmen die Mannschaften ihr Abendbrot ein, und nachdem später die Abendandacht mit Absingen eines Chorals stattgefunden, kündete die Bootsmannspfeife der freien Mannschaft an, sich nach Tagesanstrengung der Ruhe hinzugeben. Das Leben auf den Schif-

sen erstarb, nur der eintönige Schritt der Wachen, die das spähende Auge auf die von Zeit zu Zeit von Scheinwerfern erhellte Wasserfläche gerichtet hielten, unterbrach die Stille. Rechts im Westen das strahlende Licht des Leuchtturmes. Von der im Rücken liegenden Stadt dringt entfernt das dumpfe Geräusch des Nachtlebens herüber. Niemand ahnte den sich bereits nähernden Feind. Der wachthabende Offizier des am äußersten Ende rechts gelegenen Kreuzers „Pallada" hüllte sich, gelangweilt in dieser Stille, zum Schutze vor der Kälte dichter in seinen Mantel.

Um ½1 Uhr 37 Minuten durch ein Licht in der Richtung des Liaotschauschen Leuchtturmes plötzlich aufmerksam gemacht, befahl er, den Scheinwerfer in diese Richtung zu lenken, und bemerkte ein sich näherndes Torpedoboot ohne Lichter, dem drei andere im Kielwasser folgten, die sich sofort aus dem Lichtkreise in die Dunkelheit flüchteten. Nichts Gutes ahnend, befahl er sofort den Signalisten zu sich auf die Brücke und ließ dem Kapitän von seiner Wahrnehmung Meldung erstatten. Die Torpedoboote, die sich entdeckt sahen, näherten sich mit großer Geschwindigkeit, und das erste derselben feuerte einen Torpedo, der aber links vorüberging, gegen den Kreuzer los. Die Alarmglocke ertönte durch die stille Nacht, die Mannschaften an die Geschütze rufend und das Geschwader auf eine sich nähernde Gefahr aufmerksam machend. Die Schnellfeuergeschütze der linken Bordseite des Kreuzers überschütteten mit einem Hagel von Geschossen die sich nähernden japanischen Boote, die noch drei Torpedos gegen die „Pallada" losließen, von welchen einer das Schiff in der Mitte der linken Bordseite, in der Nähe des Maschinenraumes, traf. Der Kreuzer hob sich in die Höhe und ließ sich, auf die Seite neigend, langsam wie auf Federn ruhend, nieder.

Es wurden sofort Anstalten getroffen, das im Kohlenraum, neben welchem sich die Munitionskammer befand, ausgebrochene Feuer zu löschen. Durch ausströmende Gase erstickten vier Matrosen. Durch ein herausgeschleudertes Eisenstück wurde ein fünfter Matrose getötet. Die „Pallada" wandte sich, um nicht Gefahr zu laufen, im tiefen Wasser unterzugehen und um ein Notpflaster anzulegen, dem seichteren Ufer zu.

Das Geschützfeuer auf dem entfernt liegenden Geschwader überzeugte die Mannschaft, daß der Feind seinen Angriff auch gegen dasselbe richtete. Das ebenfalls an der Spitze unter Wasserlinie getroffene Panzerschiff „Retwisan" wandte sich, auf die Seite geneigt, langsam dem Ufer zu, das Signal gebend, Hilfe zu leisten und Boote zu senden. Am Steuer durch einen Torpedo getroffen, mußte das Panzerschiff „Zesarewitsch" als nicht mehr manövrierfähig in die Innenreede geschleppt werden.

Um 2 Uhr nachts zogen sich die Japaner, die dreimal den Angriff erneuerten, verfolgt von den Kreuzern „Askold" und „Nowik", in Begleitung einiger Minenboote schleunigst zurück. Das um 3 Uhr sich zeigende gelbliche Mondlicht beleuchtete die in unheimlicher Stille daliegende Außenreede mit den russischen Kriegsschiffen, auf welchen sich niemand, da ein neuer Angriff befürchtet ward, zur Ruhe niederlegte."

Obwohl es in der Natur des Japaners liegt, seine inneren Gefühle zu beherrschen, so fand die Kunde von dieser ersten russischen Schlappe doch auf dem ganzen Inselreiche lauten und freudigen Widerhall. Es war ein verheißungsvoller Anfang des Krieges, der die besten Hoffnungen für dessen ferneren Verlauf weckte, wenn auch noch viel zu tun übrig blieb, um die russische Seemacht in den ostasiatischen Gewässern unschädlich zu machen. Aber Admiral Togo ging tüchtig ins Zeug. Schon am Morgen, der dem nächtlichen Überfalle folgte, kehrte er mit 6 Schlachtschiffen und 9 Kreuzern zurück und dampfte in zwei Linien auf Port Arthur zu.

Unter dem russischen Vizeadmiral Starck lagen 28 Kriegsschiffe, worunter 15 Torpedoboote, auf der äußeren Reede in Kampfbereitschaft. Sie bemerkten den nahenden Feind, den auch die Signalstationen der Küsten ankündigten, hielten sich aber im Schutze der Küstenforts.

Der erste japanische Schuß wurde von der Flotte sowohl wie auch von den Strandbatterien sofort beantwortet.

Die Japaner hatten das Gefecht auf 8000 Meter eröffnet, dampften aber im Verlaufe der heftig entbrennenden Kanonade noch näher heran. Sie litten namentlich unter dem Feuer der Strand-

batterien, denen ihrer hohen Lage wegen nicht so leicht beizukommen war. Dennoch schossen sie so vortrefflich, daß der Aufenthalt in diesen Batterien nichts weniger als gemütlich war. So erzählt einer der russischen Artillerieoffiziere: „Unsere arme Batterie wurde vollständig von Granatsplittern bedeckt. Die Geschütze krachten mit höllischem Lärm. Aber man war gar nicht aufgeregt; nur die Zähne begannen zu schmerzen. Wahrscheinlich wurden die Ohrennerven stark irritiert. Doch kein Gedanke an den Tod. Wie nur die erste Bombe auf unserer Batterie platzte, schwand alles: Träume, Gedanken, Leid und Freud.

Der Anblick war überwältigend. Ein heller Tag, warm, das Meer ruhig, schimmernd in hellen Farben; eine Fata Morgana, als sähe man das Vibrieren der Luft. Da zeichnen sich am fernen Horizont Punkte — sie wachsen, nähern sich. Eins, zwei, drei, fünfzehn. Die Punkte werden zu Linien, immer näher, näher, erst grau, jetzt braun. Sie sind noch weit, an die 15 Werst . . . 12, 11, 10, 9 Werst . . . Ein kleiner, weißer Knäuel . . . Bum . . . Wir warten, — warten mit Ungeduld, — wo das Geschoß hinfallen werde. Unsere Batterie hängt über einem Abgrund, über dem Meere. Zu unseren Füßen das Admiralsschiff „Pereswet". Vor seiner Panzerwand fliegt das Geschoß nieder. Eine Wasserstaubwolke glitzert in der Sonne und überflutet das Deck. Die Matrosen geraten in Bewegung.

Wieder ein Wölkchen. Es saust über unsere Köpfe hinweg. Hinten am Berge dröhnt es von einer fürchterlichen Explosion. Ein drittes Wölkchen. Der entsetzlichste Augenblick. In diesen Sekunden erlebte ich vieles. Den Körper empfindet man nicht, als wäre er gewichtlos. Im Herzen Mattigkeit und im Kopf die Frage: Wenn sie gut schießen, geht's gerade auf unsere Batterie. Einmal fliegt das Geschoß zu kurz, ein andermal zu weit, dann teilt man den Unterschied zwischen beiden Distanzen zur Hälfte, und das Geschoß trifft gerade in die Mitte. So ist es bei uns, bei den Japanern, bei allen — man nennt es das Ziel absuchen. Und dann erst, wenn man die richtige Distanz herausgefunden hat, übersät man den Feind mit Geschossen. Stellen Sie sich unsere Lage vor! . . .

Gerade in den Abhang unseres Felsen schlägt das Geschoß ein.

Dieser Schuß war für uns ein Signal. Zehn Strandbatterien und zwölf Schiffe erwiderten diesen Gruß.

Was jetzt begann, ist schwer zu beschreiben. Das Meer, weiß aufschäumend, kochte unter den Geschossen. Kein Kommando war zu hören, bis zur Heiserkeit schrie man den Soldaten in die Ohren und fühlte, wie unmöglich es sei, das ungeheuerliche Tosen zu übertönen. Mehr als 150 Geschütze spieen in dieser Schlacht Tod und Verderben aus. Dampf, Rauch, Staub, wildes Brüllen, mit einem Worte, eine unfaßbare wilde Orgie.

Plötzlich ertönt entsetzenerregendes Jammergeschrei. Ein Splitter hat einem Soldaten die Nase weggerissen. Blut, Sanitätsmannschaft, Tragbahre . . . Ich fühle, wie man mich an der Schulter berührt. Ich wende mich um; ein bleicher Soldat. Seine Lippen beben. Ich sehe, daß er sich bemüht, etwas zu sagen — aber die Lippen gehorchen ihm nicht. Er zeigt mit dem Finger nach unten. Ich begreife sofort, daß dort etwas geschehen sein müßte. Unten, am Fuße des Berges, stand eine kleine Batterie von Schnellfeuergeschützen. Diese Geschöpfchen, die so lieblich und klein aussehen, verstehen es, in einer Minute 60 Kartätschen, also 1200 Kugeln hinauszuschleudern.

Ich stürze hinunter; dort ist in der Tat der Teufel los.

Die Geschosse platzen wie Raketen bei einem Feste.

Splitter fliegen, sausen, klirren, brenzlicher Geruch, Erdstücke. Ich komme zu meiner Batterie und sehe ein trauriges Bild. Inmitten der Geschütze und der Bedienungsmannschaft war ein Geschoß krepiert. Ein Soldat liegt mit herausgerissenem Magen, ein zweiter mit zerschlagenem Kopfe, ein dritter schleppt sich fort, unterstützt von zwei Kameraden. Drei Splitter waren in seinen Schädel eingedrungen. Ein Stahlgeschütz zerbrach wie ein Strohhalm. Ein trauriges, düsteres Bild. Und Blut, überall Blut . . .

Ich gab Befehl, die Leichen fortzutragen, und stieg hinauf zur Batterie. Dort ist wie früher die Hölle los . . . Auch diese Schlacht nahm ein Ende. Die Japaner zogen sich zurück. Der Rauch schwand, die Sonne strahlte wieder. Aber worauf fielen ihre Strahlen! . . .

Ach, wenn Sie unsere unglücklichen Panzerschiffe gesehen hätten,

wie man sie durchbohrt in den Hafen schleppte. Matrosen, Frauen, Soldaten und Offiziere weinten! . . .“

Das russische Linienschiff „Poltawa“ und die Kreuzer „Askold“, „Diana“ und „Nowik“ waren so übel zugerichtet, daß sie in den Innenhafen geschleppt werden mußten. Die Verluste der Russen bezifferten sich auf 19 Tote und 69 Verwundete.

Die Japaner zählten 80 Verwundete und Tote, 5 ihrer Schiffe waren von Granaten beschädigt, und 2 davon mußten ins Schlepptau genommen werden, als das Geschwader nachmittags wieder abdampfte.

Admiral Alexejew berichtete über dieses Gefecht, bei welchem sich die Russen aus dem Schutze ihrer Strandbatterien nicht herausgewagt hatten, an den Zaren in folgenden hochtönenden Worten: „Die Marine und die Landtruppen des fernen Ostens sind begeistert von dem innigsten Wunsche, Brust an Brust dem frechen Feinde entgegenzutreten, um angesichts des vergötterten Herrschers für Ruhm und Ehre des geliebten Vaterlandes zu kämpfen . . .“

Fast um dieselbe Zeit, wo dieses Gefecht stattfand, spielte sich an einer anderen Stelle des Gelben Meeres eine noch blutigere Kampfszene ab. Tags vorher hatte sich ein japanisches Geschwader von 5 Kreuzern und 5 Torpedobooten unterwegs nach dem koreanischen Hafen Tschemulpo, dem Schlüssel zur Hauptstadt Söul, befunden. Es stand unter dem Oberbefehl des Vizeadmiral Uriu und begleitete eine Anzahl Transportschiffe, die in Tschemulpo Truppen landen sollten. Dort lagen zwei russische Kriegsfahrzeuge, die dies verhindern wollten: das Kanonenboot „Korejez“ und der Kreuzer „Warjag“.

Der „Korejez“ war gegen Abend aus dem Hafen ausgelaufen und hatte einen Kanonenschuß auf das japanische Geschwader abgefeuert. Es war der erste Schuß, der in diesem Kriege fiel. Das Kanonenboot kehrte in den Hafen zurück, ohne von den zwei ihm nachgesandten Torpedoschüssen getroffen zu werden.

Am anderen Morgen ließ Admiral Uriu die beiden feindlichen Schiffe durch einen Parlamentär auffordern, aus dem Hafen heraus-

zukommen, da dort auch mehrere fremde Kriegsfahrzeuge lagen, die bei einem Kampfe beschädigt werden konnten.

Die Russen nahmen die Herausforderung an, brachen in ein Hurra auf den Zaren aus und dampften unter den Klängen der Nationalhymne dem weit überlegenen Feinde entgegen. Das Feuer der Japaner richtete sich besonders auf den „Warjag“ und war von furchtbarer Wirkung. Die gesamte Bedienung eines Geschützes wurde von Schrapnelladungen geradezu weggefegt. Das wiederholte sich mehrere Male. Einmal wurde die bereitgestellte Munition von einer Granate getroffen; es erfolgte eine gewaltige Explosion, und die Flammensäule stieg masthoch empor. Unaufhörlich sausten die Geschosse heran. Die Kommandobrücke stürzte ein, Decks und Masten zersplitterten, Verwundete stöhnten, Sterbende röchelten, aber die Bemannung hielt mit todesmutiger Taperkeit stand. „Das Schiff war zur Hölle geworden,“ schildert einer der Offiziere des „Warjag“ die Schreckensszenen, „es war nichts wie Blut, Blut und abermals Blut um uns herum, nichts wie abgerissene Gliedmaßen, zerfleischte Leiber. Es war ein schauriges Ende!“ Das Blut machte das Deck schlüpfrig, kleine Fleisch- und Knochenteile waren überall verstreut, hier ein Arm, dort ein Bein; einigen war der Unterleib fortgerissen, anderen das Fleisch von den Knochen. Eine der explodierenden Granaten zerriß einen Unteroffizier in Atome, so daß man nachher nichts von ihm fand.

Der „Warjag“ war nicht mehr zu retten. Daher ließ ihn der Kapitän nach heldenmütigem Kampfe auf Strand laufen. Das Schiff neigte bereits stark nach der Backbordseite hinüber, während es in den Hafen zurückgesteuert wurde. Ein französischer, ein englischer und ein italienischer Kreuzer nahmen die Mannschaften auf. Kaum waren diese in Sicherheit, als der „Warjag“ unter dem Wasser verschwand.

Der „Korejez“ hatte nur wenig gelitten. Aber der wackere Kommandant wollte sein Schiff nicht in die Hände des Feindes fallen lassen, sondern zog vor, mit seiner ganzen Mannschaft den Heldentod zu sterben, und ließ das Schiff in die Luft sprengen. Man vernahm zwei schwere Entladungen, die eine am Vorder-, die andere

am Hinterteil. Dann schoß eine Flammenmasse wohl 300 Meter hoch empor, und darauf stieg eine gewaltige Rauch- und Flammensäule zum Himmel. Über dem Wasserspiegel der Bucht ertönte der Gesang der russischen Nationalhymne, untermischt von dem lauten Platschen der hoch emporgeschleuderten Trümmer, die in weiter Runde nach allen Seiten ins Wasser stürzten. Als der Rauch sich verzogen hatte, schien die untergehende Sonne nur noch auf die aus dem Wasser ragenden Schlote und Masten.

Der „Korejez" hatte sich schon drei Jahre vorher im Kampfe gegen die Chinesen ausgezeichnet. Sein Kapitän Beljajew war ein tüchtiger Offizier, um so weniger taugte aber das Schiff. Schon vor dem Ausbruche des Krieges, zu dessen Opfern er gehören sollte, schrieb er an einen Freund: „Ich bin jeden Augenblick bereit, in See zu gehen ... Tag für Tag erwarten wir den Kampf mit den Japanern ... Alle Holzteile bringen wir ans Ufer ... Mein Schiff ist ganz ungepanzert. Die Kraft ist nur offensiv, besteht in den Geschützen und in dem guten Geist der Mannschaft. Wir Russen verlassen uns häufig auf diesen Geist und gehen daraufhin vor. Vielleicht wird er uns auch hier durchhelfen. Ich werde alles tun, was ich für notwendig halte ..... Wenn ich aber in den Grund gebohrt oder getötet werde, so gedenket meiner mit einem guten Worte."

Der brave Kapitän hatte richtig geahnt und sich auch in dem Geiste seiner Mannschaft nicht getäuscht, die mit ihm unterging.

Über die Verwundungen äußerte sich ein japanischer Marinestabsarzt, der das Feldlazarett in Tschemulpo leitete, mit folgenden Worten: „Von den vielen verwundeten russischen Matrosen hatten wir die 24 schlimmsten Fälle. Ich zog aus den Wunden nur Granatsplitter. Und nach ihrer Größe zu urteilen, waren es Teile von Sprenggranaten, einzelne Stücke haselnußgroß, alle anderen ganz klein, von der Erbse bis zum Stecknadelkopf. Bei der japanischen Granate kommt es nur darauf an, daß der Sprengstoff tötet, die Granate selbst hat nur den Zweck, ihn an das Ziel zu befördern, wo er wirken soll. Dieser Sprengstoff, „Shimose", ist Erfindung und Geheimnis der Japaner."

Auf dem Marsch.

Die Bewachung der transsibirischen Bahn durch die Russen.

Die Notеisenbahn auf dem Eis des Baikalsees:
Überführung der für die Truppentransporte erforderlichen Waggons

Es waren 456 Russen gefallen und ertrunken. Die geretteten 562 Mann vom „Warjag" wurden mit ihrem Kapitän Rudinew von dem französischen Kreuzer „Pascal" nach Schanghai gebracht, von wo sie die Weiterreise nach Petersburg antraten. Als sie nach Wochen in der russischen Hauptstadt anlangten, empfing man sie mit allen Ehren, die einziehenden Siegern zukommen. Auch in Tschemulpo fand eine feierliche Kundgebung statt, als man zwei russische Matrosen bestattete, deren Leichen in dem versunkenen Wrack des „Warjag" durch Taucher gefunden worden waren. Dem Leichenzuge schritten 20 japanische Matrosen mit umflorter Fahne voraus; ihnen folgten zwei Matrosen mit Blumen, dann kam der Sarg, der auf einer Geschützlafette von Seeleuten gezogen wurde und mit einer großen russischen Flagge bedeckt war. Hinter dem Sarge gingen Ehrenwachen von französischen und nordamerikanischen Kanonenbooten. Ein englischer Geistlicher hielt den Gottesdienst ab, und die Japaner feuerten drei Salven über das Grab. Auch die in Tschemulpo ansässigen Japaner beteiligten sich an dieser internationalen Feierlichkeit, indem sie nach heimischer Sitte an den Sarg herantraten und sich vor ihm verbeugten . . .

Als in Petersburg die Kunde von dem ersten Seegefecht vor Port Arthur eintraf, das einer russischen Niederlage verzweifelt ähnlich schien, bemächtigte sich aller Kreise der Hauptstadt eine gewaltige Erregung. Alles strömte in die Kirchen, wo für das russische Waffenglück Bittgottesdienste abgehalten wurden, mit besonderer Feierlichkeit fand ein solcher in der Kapelle des Winterpalais, in Gegenwart des Zaren, des Hofstaates, der Minister und der Generalität statt. Die Theater wurden Schauplätze patriotischer Kundgebungen und erbebten von dem Gesange der Nationalhymne, die unzähligemal wiederholt werden mußte.

Um die Zeitungsbuden drängte sich die Menge, die auf neue Kriegsnachrichten wartete, und fiebernd sah man dem Manifest des Zaren entgegen, welches am Morgen des 10. Februar erschien und folgenden Wortlaut hatte:

„Des Friedens wegen hatten Wir alles darangesetzt zur Festigung der Ruhe im fernen Osten. In Verfolg solcher friedlieben-

den Ziele erklärten Wir Uns mit der von der japanischen Regierung vorgeschlagenen Revision der zwischen beiden Reichen in der Korea-Angelegenheit bestandenen Vereinbarung einverstanden. Die diesbezüglich eingeleiteten Verhandlungen wurden jedoch nicht zu Ende geführt, und Japan kündigte — ohne sogar den Empfang der letzten von Unserer Regierung gemachten Antwortvorschläge abzuwarten — die Einstellung der Verhandlungen und den Bruch der diplomatischen Beziehungen mit Rußland an, ohne vorher zu benachrichtigen, daß der Abbruch solcher Beziehungen die Eröffnung der Kriegsaktion bedeute. Die japanische Regierung befahl ihrer Torpedoflotte die plötzliche Attacke auf Unser auf der Innenreede von Port Arthur ankerndes Geschwader. Nach Empfang des diesbezüglichen Berichtes von Unserem Statthalter im fernen Osten befahlen Wir, sofort mit bewaffneter Macht auf Japans Herausforderung zu antworten. Solchen Unseren Entschluß kundgebend im unerschütterten Glauben an des Allerhöchsten Hilfe und im festen Vertrauen auf die einmütige Bereitschaft aller Unserer treuen Untertanen, sich in Gemeinschaft zu erheben und herabzurufen Gottes Segen auf Unser tapferes Heer und Flotte Nikolas."

Eine besondere Ansprache hielt der Zar an das Marinekadettenkorps, welches er in Admiralsuniform aufsuchte. „Es ist euch bekannt," sagte er, „daß vorgestern uns der Krieg erklärt worden ist und daß ein tückischer Feind in dunkler Nacht unsere Festung und unsere Flotte ohne jegliche Herausforderung unsererseits überfallen hat. Jetzt braucht Rußland sowohl seine Flotte wie seine Armee, und ich bin heute gekommen, um euch zu sehen und euch zu sagen, daß ich euch zu Offizieren befördere. Indem ich euch dreieinhalb Monate vor dem Termin befördere, bin ich überzeugt, daß ihr alles daran setzen werdet, um euer Wissen zu bereichern, und daß ihr dienen werdet, wie euere Urgroßväter und Großväter, die Admiräle Tschitschagow, Lasarew, Nachimow, Kornilow, Issomin gedient haben, zum Nutzen und Ruhm des teuren Vaterlandes. Ich bin überzeugt, daß ihr alle Kräfte unserer Flotte widmen werdet, über der die Flagge mit dem Andreaskreuz weht. Hurra!"

Was der Zar von einem heimtückischen Feinde sprach, fand

sein Echo in den russischen Zeitungen, die sich in heftigen Vorwürfen gegen das „verräterische, treulose" Japan ergingen. Sehr mit Unrecht! Wenn die Russen sich überraschen ließen, so war das ihre eigene Schuld. Bevor Japan die Feindseligkeiten eröffnete, hatte es der russischen Regierung mitgeteilt, daß es die Verhandlungen abbreche und seine diplomatische Vertretung zurückberufe. Nach heutigem Recht ist der Beginn des Kriegszustandes nicht von der förmlichen Kriegserklärung abhängig, sondern er kann schon durch die einfache Tatsache gegenseitiger militärischer Gewaltanwendung rechtlich begründet werden. Und der erste Gewaltakt war von den Russen bei Tschemulpo ausgegangen.

Ähnliche Kundgebungen wie in Petersburg wurden auch aus anderen russischen Städten gemeldet. Aber die große Masse blieb unberührt davon, denn der ostasiatische Krieg war nichts weniger als ein Volkskrieg. Ein solcher hätte gegen einen anderen Feind geführt werden müssen. Der Franzose, der im Jahre 1812 ins heilige Rußland einbrach, der Türke, der noch immer die „Hagia Sophia" in Konstantinopel und das heilige Grab des Erlösers in Jerusalem in Besitz hat, der Engländer, der dem „Väterchen Zar" in den Weg tritt — das sind die Feinde Rußlands, die der „Muschik", der Mann aus dem Volke, kennt, und die bei ihm gewissermaßen populär sind. Aber der Japaner als Rußlands Feind — das war dem Volke etwas völlig Neues. Da kam es nun darauf an, diesen Leuten einen möglichst anschaulichen Begriff von dem neugebackenen Feinde beizubringen. Zeitungen werden in den unteren Kreisen wenig gelesen, so mußte denn an die Stelle des Buchstabens das Bild treten, und die Moskauer und Petersburger Bilderfabriken bekamen alle Hände voll zu tun, um dem Bedürfnis an Kriegsbilderbogen zu genügen.

Natürlich konnten dies keine Kunstwerke sein, aber immerhin sind sie etwas besser als unsere Neu-Ruppiner Erzeugnisse ausgefallen. Daß in diesen Darstellungen der russische Soldat und Matrose als Held erscheint, und der Japaner dabei sehr schlecht wegkommt, versteht sich von selbst. Der Muschik erscheint als Riese Gulliver, der die kleinen gelben Liliputaner vom Festlande vertreibt. Eine große Rolle spielt auch der Kosak, welcher japanische Kavallerie auf spindel-

dürren Gäulen vor sich herjagt. Vielen dieser Bilder, zu denen auch Szenen aus früheren Schlachten herhalten müssen, wobei die geschlagenen Feinde als Japaner maskiert sind, sind auch Verse beigegeben, von denen die folgenden als Probe dienen mögen:

„Japanische Husaren reiten in die Schlacht
Auf dürren, alten Gäulen — seht sie an und lacht!
Von je ist der Japaner doch zu Fuß geschoben —
Sagt, wer hat ihn denn auf den Gaul gehoben?
Groß geworden ist er auf dem Meer, dem blaun —
Sitzt im Sattel wie der Köter auf dem Zaun,
Fuchtelt mit dem Säbel, wackelt her und hin,
Will auf seinem Klepper gegen Rußland ziehn!
Da im Busche, sieh: die Mützen der Kosaken!
Wie die gelben Helden gleich die Furcht tut packen!
Werfen fort die Säbel, kehren mit den Schweifen
Rasch zum Feind die Gäul' und suchen auszukneifen.
Über Berg und Flüsse sie von dannen jagen,
Aber ach, die armen Krüppel bald versagen,
Immer näher kommen die Kosakenmützen —
Ei, wie die Husaren da vom Gaule flitzen!
Aus Korea fliehn zu Fuß nun die Makaken,*)
Was an Pferden tauglich, nehmen die Kosaken.
Jenen aber bleiben — müssens eben leiden —
Nur die Sporen übrig und die Säbelscheiden."

Wer dächte da nicht an den siegeszuversichtlichen Übermut der Franzosen, als ihre Witzblätter und Zeitungen beim Ausbruche des Krieges von 1870 den „deutschen Michel", der so gewaltige Hiebe für sie in Bereitschaft hielt, mit Hohn und Spott überschütteten?

*) Spitznamen der Japaner.

## Viertes Kapitel.

Die Neutralen. — Der Kaperkrieg. — Der russische Minenleger „Jenissei" fliegt in die Luft. — Von der russischen Ostseeflotte. — „Nishin" und „Kasuga". — Söul von den Japanern besetzt. — Vertrag mit Korea. — Einschiffung und Landung japanischer Truppen. — Vor Port Arthur. — Erster Branderangriff und Bombardement. — Die Stadt Port Arthur.

Dem großen Waffengange in Ostasien stand die übrige Welt als aufmerksamer Zuschauer gegenüber. Sämtliche Mächte Europas, wie auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika erklärten ihre Neutralität. China folgte diesem Beispiele, und den beiden kriegführenden Parteien wurde von den Mächten dringend angeraten, Chinas Neutralität unter keinen Umständen zu verletzen; denn wenn der Kampf auf das eigentlich chinesische Gebiet hinübergriff, so hätte das nur zu leicht die Wirkung haben können, wie wenn ein Funke in ein Pulverfaß fliegt. Eine starke chinesische Bewegung arbeitete für den Anschluß an Japan. Das Volk haßt die Fremden ohne Ansehen der Nation, und die Regierung des himmlischen Reiches ist schwach und schwankt in ihren Entschlüssen hin und her.

Die Feindseligkeiten zur See, welche den Krieg eröffneten, beschränkten sich nicht auf Port Arthur, sondern, wie das bei allen seefahrenden Nationen der Fall ist, suchten Russen wie Japaner einander überall Schaden zuzufügen, wo ihre Schiffe sich begegneten. Man nennt dies den Kaperkrieg. Früher nahmen kühne Kaperschiffe den Kampf mit Kriegsfahrzeugen auf, die ihnen weit überlegen waren, und trugen nicht selten den Sieg davon. Jetzt, wo die Kriegsschiffe mit Panzer, Schnellfeuergeschützen und Torpedos ausgerüstet sind, würden solche Kaper nichts mehr ausrichten können. Diese Rolle fällt den Kreuzern zu, welche sich besonders durch große Schnelligkeit auszeichnen. Sie fangen die unter feindlicher Flagge fahrenden Schiffe ab oder halten Schiffe unter neutraler Flagge an und nehmen

sie weg, wenn sich bei Durchsuchung derselben unter der Ladung Kriegskontrebande befindet, worunter besonders Munition, Proviant, Kohlen, Waffen und andere Kriegsbedürfnisse für den Gegner zu verstehen ist. Solche beschlagnahmte Schiffe werden vor ein Prisengericht gestellt und in einen hierzu bestimmten Hafen gebracht.

So kam es denn schon in den ersten Wochen des Krieges in Meeresteilen, die außerhalb des Kriegsschauplatzes lagen, zwischen Russen und Japanern zu Feindseligkeiten. Das in Wladiwostok liegende Geschwader trat aus seiner bisherigen Untätigkeit heraus und ließ unter Kapitän Reitzenstein 4 Kreuzer auslaufen, welche in der Tschugarastraße, die Jesso von Nipon trennt, vor der unbefestigten Stadt Hakodate den japanischen Handelsdampfer „Nakamura" antrafen und ihn ohne weiteres in den Grund bohrten. Da aber bei 9 Grad Kälte ein schwerer Sturm mit Schneetreiben herrschte, so beeilten sich die Russen, nach Wladiwostok zurückzukehren, und als der japanische Admiral Kamimura sie mit einer Kreuzerdivision verfolgte, befanden sie sich bereits in Sicherheit. Den Japanern fehlte es nicht an Gelegenheit, sich zu revanchieren. Sie nahmen den Russen den großen Dampfer „Mandschuria" weg, der Kriegsmaterial für Port Arthur an Bord führte, kaperten die Hilfskreuzer „Jekaterinoslaw" und „Argun", sowie mehrere Walfischfänger, die im Verdacht der Spionage standen, und machten bei Asan in Korea 2000 Russen zu Gefangenen, die sich auf Dampfern der russischen Freiwilligen-Flotte befanden. Auch der Kreuzer Takao lief ihnen auf offener See in die Arme.

Zwei andere Verluste trafen die Russen infolge unglücklicher Umstände. Ihr Kanonenboot, der „Mandschur", hatte bei Ausbruch des Krieges im Jangtsefluß vor Schanghai gelegen und wurde nun von zwei japanischen Kreuzern, die ihm vor der Mündung auflauerten, am Auslaufen verhindert. Als neutraler Staat durfte China dem Russen keine Gastfreundschaft erzeigen, und da der „Mandschur" dem an ihn ergangenen Ausweisungsbefehle nicht Folge leistete, so mußte er auf Betreiben des japanischen Konsuls abgerüstet werden. Das andere Unglück betraf das russische Minentransportschiff „Jenissei". Es wollte die Bucht von Talienwan in der Nähe von Port

Arthur durch Legung von Seeminen versperren, geriet aber selbst auf eine der von ihm bereits gelegten Minen und flog mit seinem Kapitän und 94 Mann in die Luft.

Die Seestreitkräfte, über die Rußland in seinen europäischen Kriegshäfen verfügt, waren zu einer sehr undankbaren Rolle verurteilt. Die Flotte im Schwarzen Meere sah sich von vornherein von jeder Mitwirkung ausgeschlossen. Sie hätte durch die Dardanellen fahren müssen. Ohne die ausdrückliche Bewilligung der türkischen Regierung darf jedoch kein fremdes Kriegsschiff in die Meerenge einlaufen, und ein Vertrag mit den europäischen Mächten zwingt den Sultan, diese Erlaubnis zu versagen. Überdies sorgen Befestigungen in den Meerengen, die mit schweren Geschützen ausgestattet sind, dafür, daß das Verbot nicht auf gewalttätigem Wege überschritten werde.

Von der russischen Ostseeflotte, die in Kronstadt stationiert ist, waren schon vor Beginn des Krieges unter dem Vizeadmiral Wirenius 1 Schlachtschiff, 3 Kreuzer und 10 Torpedozerstörer ausgelaufen, ohne jedoch die ostasiatischen Gewässer zu erreichen. Bis dorthin ist von Kronstadt aus ein Weg von etwa 15000 Seemeilen zurückzulegen. Die Kriegsschiffe, die diese weite Reise machen wollen, müssen unterwegs frische Kohlenvorräte aufnehmen. Die hier in Betracht kommenden Kohlenstationen in Aden, Colombo oder Singapore befinden sich jedoch in den Händen der Engländer, die als neutraler Staat weder Rußland noch Japan mit Kriegsbedürfnissen versorgen durften und von allen Nationen ganz gewiß die letzte gewesen wäre, Rußland einen Gefallen zu erweisen.

Die Durchfahrt durch den Suezkanal war dem russischen Geschwader unverwehrt geblieben, da derselbe auch den kriegführenden Parteien offen steht. Es kreuzte im indischen Ozean, wo es einige neutrale Schiffe überflüssigerweise belästigte. Durch Havarien an einzelnen Torpedobooten, besonders durch die Beschädigung eines Kreuzers, verzögerte sich die Fahrt dermaßen, daß es zu spät gekommen sein würde, um der japanischen Flotte die bereits erkämpfte Herrschaft im Gelben Meere noch streitig zu machen. Diese würde den Ankömmlingen bei Weihaiwei sicher den Weg verlegt haben.

So dampfte also Vizeadmiral Wirenius nach dieser ruhmlosen Irrfahrt wieder nach Kronstadt zurück. Nicht einmal die japanischen Kohlenschiffe, welche sich von England unterwegs befanden, hatte er erwischt; sie hatten wohlweislich den Umweg um das Kap der guten Hoffnung eingeschlagen.

Mittlerweile hatte die japanische Flotte einen Zuwachs von zwei neuen Kriegsschiffen erhalten. In Genua waren für die chilenische Regierung zwei große Kreuzer erbaut und kurz vor Ausbruch des Krieges fertig geworden. Japan kaufte dieselben und gab ihnen die Namen „Nishin" und „Kasuga". Nachdem beide glücklich durch den indischen Ozean gekommen waren, wurden sie von der ihnen auf einem Dampfer entgegengeschickten japanischen Mannschaft bei Singapore in Empfang genommen und langten am 16. Februar in Yokosuka an, wo sie von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt wurden. Von hier gingen sie in der Richtung auf Port Arthur ab, um das Geschwader des Vizeadmirals Togo zu verstärken.

Um Rußland mit Erfolg bekämpfen zu können, war es für Japan von größter Wichtigkeit, Korea auf seine Seite zu bringen, denn durch dieses Land führte der Weg nach der Mandschurei, wo zu Lande die Hauptentscheidung fallen mußte.

Auf die Sympathie der Koreaner durfte Japan keine Hoffnung setzen; es mußte daher auf dessen Ohnmacht rechnen, das Eindringen der japanischen Armee verhindern zu können, besetzte mit der in Tschemulpo gelandeten ansehnlichen Truppenmacht die Hauptstadt Söul und versicherte sich dadurch der Willfährigkeit des Kaisers von Korea, welcher, „der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe", eine Art Bündnis mit Japan einging, das später durch einen Vertrag besiegelt wurde. Die Hauptpunkte waren folgende:

Korea schließt mit Japan dauernde Freundschaft und verspricht, dessen Ratschläge zur Sicherung des Friedens in Ostasien zu befolgen. Japan übernimmt die Sorge für die Sicherheit und Ruhe des koreanischen Herrscherhauses und gewährleistet Koreas Unabhängigkeit und Besitzstand.

Diese Vereinbarung verschaffte Japan die tatsächliche Herrschaft über Korea. Zur Begrüßung seines neuen Verbündeten sandte der

Mikado seinen gewandten Premierminister, den Marquis Ito, an den Hof in Söul, um in wohldurchdachter Rede den koreanischen Würdenträgern die Vorteile des Vertrags auseinanderzusetzen und zugleich die Gefahren zu schildern, denen Korea entgegenging, wenn es sich von Japan abschlösse.

Während die russische Flotte in Port Arthur kaltgestellt war, konnte nun Japan in den koreanischen Haupthäfen Tschemulpo, Gensan, Fusan und Masampho ungehindert seine Armee landen. An Transportschiffen fehlte es nicht. Japan hatte 76 große Dampfer, meist Handelsschiffe und eine Menge kleinerer Dampfer zur Verfügung, über deren Verwendung für Kriegszwecke schon in Friedenszeiten Vereinbarungen mit den Besitzern getroffen worden waren.

Der japanische Haupthafen, von wo aus die Einschiffung der Truppen stattfand, war Sasebo an der Westküste der Insel Kiuschiu. Die Entfernung von hier beträgt nach Fusan 140, nach Tschemulpo 430 Seemeilen. Auf die Überfahrt rechnet man 1½ Stunden nach Fusan, 43 Stunden nach Tschemulpo.

Wie man sich eine solche Einschiffung und Landung vorzustellen hat, darüber möge hier einiges gesagt sein.

Der Einschiffungshafen besitzt Kais und ist mit Kränen versehen. Auch die Transportschiffe sind mit Kränen oder Winden ausgestattet, wie sie das Verladen von schweren Frachtstücken und Tieren erfordert. Für die kurze Dauer der Überfahrt reichten die Lebensmittel aus, die jeder Mann bei sich trug; dagegen mußten für den Bedarf auf dem Kriegsschauplatze selbst beträchtliche Mengen von Proviant und Fourage mitgenommen werden, weil Korea eine größere Armee nicht zu ernähren vermag.

Die einzuschiffenden Truppen waren in der Nähe des Hafens zusammengezogen und in Massenquartiere und Baracken untergebracht. Bei ihrer Verteilung auf die Schiffe blieben sie genau in dem Verbande, wie die Kriegsformation ihn vorschrieb. Es nahm also jedes Schiff die zueinander gehörige Infanterie, Kavallerie, Artillerie, den erforderlichen Train an Karren und Tragtieren und das entsprechende Personal des Feldlazaretts auf. Zur Einladung braucht ein Bataillon zwei Stunden, eine Schwadron vier Stunden, eine

Batterie sieben bis acht Stunden, die dazu gehörige Bagage mit eingerechnet.

Die koreanischen Häfen, wo die Truppen landeten, waren für die Ausschiffung so großer Massen wenig geeignet. Nur die kleineren Dampfer konnten an die Landungsstellen herankommen, für die großen Transportschiffe war das Wasser nicht tief genug. Es mußten also Leichterschiffe, Boote, u. s. w. die Überführung der Truppen von den Schiffen nach der Küste übernehmen, was besonders bei den Pferden und Maultieren seine Schwierigkeiten hatte. Bei hohem Seegang waren die kleinen Fahrzeuge auch der Gefahr ausgesetzt, umzuschlagen oder an die Schiffsrumpfe geworfen zu werden und dort in Trümmer zu gehen. In den Häfen waren schon vorher technische Truppen eingetroffen, welche Landungsbrücken gebaut oder ausgebessert, für Herbeischaffung der Leichterfahrzeuge gesorgt und überhaupt alle für die Ausschiffung nötigen Vorbereitungen getroffen hatten. Die Mannschaften wurden zuerst ausgeschifft, dann folgte das übrige. Am Lande wurden die Teile der Karren und Kanonen wieder zusammengesetzt, und sobald die Truppe marschbereit war, rückte sie ab. Die Transportschiffe kehrten wieder nach Sasebo zurück, wo sie frische Kohlenvorräte aufnahmen und etwaige Havarien ausbesserten, um mit neuen Truppen wieder in See zu stechen.

So nahe die koreanische Küste war, so nahm die Verschiffung der Truppen, wie man sieht, dennoch viel Zeit in Anspruch, besonders in einer Jahreszeit, wo noch Kälte und Schneestürme herrschten, und bei der großen Sorgfalt, mit welcher die Japaner ihre Kriegsvorbereitungen trafen, war es erklärlich, daß sie ihren Aufmarsch nicht sobald beendet hatten, als das Ausland, das mit Ungeduld der ersten Landschlacht entgegensah, erwartete.

Vizeadmiral Togo war inzwischen vor Port Arthur nicht untätig gewesen. Er hatte am 11. Februar die Seefestung bombardiert. Im Innenhafen wurden mehrere Schiffe getroffen, in der Stadt verschiedene Gebäude beschädigt. Die vollkommene Absperrung Port Arthurs von der Seeseite war dadurch aber noch nicht erreicht worden. Er versuchte daher ein neues Auskunftsmittel, indem er fünf alte Dampfschiffe mit Steinen, leicht brennbaren Ma-

terialien und Explosivstoffen beladen ließ, welche durch elektrische Leitungen entzündet werden sollten. Dadurch sollten diese Schiffe zum Versinken gebracht werden, um die Fahrstraße des Hafens zu sperren, oder sie sollten russische Schiffe selbst in Brand stecken, um durch deren Untergang das gleiche Resultat zu erzielen. Zur Ausführung dieses äußerst gefährlichen Unternehmens boten sich Offiziere wie Mannschaften freiwillig an. In der Nacht vom 24. zum 25. Februar ging man ans Werk. Mehrere Kriegsschiffe und einige Torpedoboote unter Befehl des Kapitäns Arima begleiteten die Brander.

Aber die Russen waren wachsam. Nur zwei der japanischen Brander konnten an den dafür ausersehenen Stellen zur Explosion und zum Versinken gebracht werden, die anderen wurden von den Russen in Brand geschossen und gingen unter, noch ehe sie den Hafeneingang erreicht hatten. Der „Retwisan", das bei dem ersten Angriffe auf Port Arthur auf Strand gelaufene Schlachtschiff, saß noch immer in der Nähe des Leuchtturms fest. Er war jedoch in eine solche Lage gebracht worden, daß er bei Verteidigung des Hafens als Batterie dienen konnte, und ließ seine Geschütze spielen. Zwei japanische Torpedoboote griffen ihn ohne Erfolg an, ein Torpedobootsjäger wurde von einer russischen Granate getroffen, explodierte und versank. Auch das Feuer der Japaner auf den Hafen und die auf der Außenreede liegenden Kreuzer blieb ohne erhebliche Wirkung. Von den japanischen Mannschaften, welche sich auf den Brandern befunden hatten, konnte nur ein Teil durch die begleitenden Boote und Schiffe gerettet werden, die übrigen fanden ihren Tod in den Wellen. Ihre Zahl ist unbekannt geblieben.

Bereits am nächsten Vormittage stellte sich das japanische Geschwader mit 6 Panzerschiffen, 4 Kreuzern und 6 Torpedofahrzeugen wieder vor Port Arthur ein und eröffnete ein Bombardement auf die Befestigungswerke und die Stadt. Die japanische Artillerie unterhielt ein so heftiges Feuer, daß die Kreuzer „Novik", „Askold" und „Bajan" und die Torpedobootsjäger gezwungen wurden, sich in den Innenhafen zu flüchten. Admiral Togo erkannte hieraus, daß die Fahrrinne in den Hafen noch frei sei und der gestrige Absperrungs-

versuch demnach nicht gelungen war. Um seine Schiffe nicht unnütz dem Feuer der Strandbatterien auszusetzen, brach er das Gefecht ab. Zwei russische Torpedobootsjäger hatten den Hafeneingang nicht schnell genug zu erreichen vermocht und sahen sich abgeschnitten. Der eine, der „Straschny", versuchte zwischen den japanischen Kreuzern rasch durchzufahren, was ihm auch gelang. Der andere dagegen, der „Wnuschitelny", sah sich genötigt umzukehren, und nachdem er vergebens versucht hatte, sich hinter einem Vorsprunge der Westküste zu verbergen, wurde er von den Japanern in den Grund geschossen.

Der russische Flottenkommandant Vizeadmiral Starck getraute sich nicht mehr seine Schiffe auslaufen zu lassen, und da Vorsicht die Mutter der Weisheit ist, so hielt er sie innerhalb des schützenden Bereichs der Forts und Batterien.

Die Stadt Port Arthur, die sich um den Osthafen gruppiert, ist ein ziemlich schmutziges Nest, betreibt aber einen sehr lebhaften Handel. Seit Eröffnung der sibirischen Bahn haben sich dort russische, amerikanische, englische, dänische und auch deutsche große Firmen und Handelsgesellschaften niedergelassen. Daneben gibt es eine Menge kleiner Geschäfte und namentlich Schankstätten, die von Griechen aus Odessa und von Chinesen gehalten werden. Die zahlreichen Japaner, die sich hier als Friseure, Handwerker und Kleinhändler ernährten, waren vor Ausbruch des Krieges fortgezogen. Port Arthur war vordem eine sehr lustige Stadt, in welcher die russischen Offiziere aus den trostlos langweiligen kleinen Garnisonen an dienstfreien Tagen zusammenkamen, um Champagnergelage zu feiern oder sich in den Theatern, meist nur Tingeltangels, zu amüsieren. Jetzt hatte sich dort der Aufenthalt ziemlich ungemütlich gestaltet. Die Flotte, die sich nicht mehr auf die hohe See wagte, war teils unter die Kanonen der Forts, teils in den Hafen zusammengedrängt. Zu jeder Stunde mußte man gewärtigen, daß das japanische Geschwader wiederkehre und seinen Granatengruß hereinsende. Die Stadt füllte sich mit Flüchtlingen aus der Umgebung, welche allerlei alarmierende Gerüchte von japanischen Landungen u. s. w. verbreiteten.

Ein von dem Truppenkommandeur Generalleutnant Stößsel erlassener Tagesbefehl trug auch nicht zur Beruhigung der Gemüter bei. Von einer Hoffnung, daß auf eine Unterstützung von außer her zu rechnen sei, war darin keine Rede. Im Gegenteil hob er hervor, daß Port Arthur nur auf sich selbst angewiesen sei; daher möchten sich auch die weniger Mutigen gefaßt machen, bis auf den Tod zu kämpfen.

Das waren schlimme Aussichten, und wer von den Bewohnern der Stadt die nötigen Reisemittel besaß, der setzte sich auf die Eisenbahn und scheute den 900 Kilometer weiten Weg nach Charbin nicht, um seine Haut in Sicherheit zu bringen.

# Fünftes Kapitel.

Die größte Eisenbahn der Welt. — Der Bau der Bahn. — Ansiedler. — Flüsse, Brücken und Städte. — Der Baikalsee. — Fürst Chilkow. — Luxuszüge. — Briefbeförderung. — Eine Eisenbahnfahrt in Friedenszeiten. — Truppenbeförderung über den Baikalsee. — Ein Soldatenbrief. — Die Chunchusenbanden. — Ein Kriegsgericht über zwei japanische Spione.

Wir haben in einem früheren Kapitel in Kürze der großen sibirischen Eisenbahn gedacht. Bei der außerordentlichen Wichtigkeit, welche diese längste aller Schienenstrecken nicht nur für die rasche Beförderung der russischen Armee nach dem Kriegsschauplatze, sondern auch für den gesamten Weltverkehr gewonnen hat, müssen wir jetzt ausführlicher darauf zurückkommen.

Es ist über vierzig Jahre her, seit man in Petersburg den Gedanken faßte, die russische Bahn weiter durch Sibirien bis an den Stillen Ozean zu führen. Der Krieg Rußlands mit der Türkei verursachte aber so ungeheuere Ausgaben, daß man den Plan wieder fallen lassen mußte. Um aus den Geldverlegenheiten herauszukommen, bettelte das despotisch regierte Rußland die französische Republik an und machte bei derselben eine Anleihe, woraus sich ein Bündnis zwischen beiden Ländern gestaltete. Mit Hilfe des französischen Geldes wurde der Bau der sibirischen Eisenbahn ermöglicht, durch welche Rußland die Herrschaft über Ostasien erstrebte. Der Finanzminister Witte nahm die Oberleitung des Baues in die Hand und erwarb sich um denselben große Verdienste.

Die Vorarbeiten begannen unter Alexander III. im Jahre 1886. Zuerst verlängerte man die Bahn Moskau—Samara bis nach Ufá und von da durch den Ural über Slatoſt bis zur sibirischen Grenze. Im Jahre 1891 legte der Großfürst-Thronfolger, der jetzige Zar

Nikolaus II., in Wladiwostok den Grundstein für den Bahnhof. Die Bahn mußte durch einen Teil der Mandschurei gelegt werden, und Rußland trat daher in Unterhandlungen mit China, welches seine Einwilligung hierzu gab, und sich damit einverstanden erklärte, daß Rußland die Oberaufsicht über die mandschurische Strecke übernahm. Die Ausführung des Unternehmens war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Weite Arbeitsstrecken lagen in vollständigen Einöden; um die Bahnbeamten unterzubringen und für ihren Lebensbedarf zu sorgen, mußten Baracken, Kasernen und Warenniederlagen errichtet werden. Es fehlte an Wegen, auch an geeigneten Arbeitskräften, dazu kam die Ungunst des Klimas und die Plage der myriadenweise auftretenden Stechfliegen in den Sumpfgegenden, so daß der Bau nur langsam fortschreiten konnte. Gefördert wurde er jedoch dadurch, daß er an mehreren Punkten zugleich aufgenommen wurde, an der russisch-asiatischen Grenze bei Tscheljabinsk und im äußersten Osten bei Wladiwostok.

Die gesamte sibirische Eisenbahn besteht aus drei Hauptstrecken: die westsibirische reicht von Tscheljabinsk bis zum Ob, die mittelsibirische bis Irkutsk, der Hauptstadt von Ostsibirien, und die ostsibirische, die Transbaikalbahn genannt, bis Wladiwostok.

Über die Angliederung an diese Bahn von Charbin aus, einerseits nach Peking und andererseits nach Port Arthur, haben wir bereits früher gesprochen. Der Hauptzweck, den die russische Regierung bei diesem größten Eisenbahnunternehmen der Welt verfolgte, war ein strategischer, wie der Krieg gegen den ostasiatischen Nebenbuhler Japan beweist. Aber auch in wirtschaftlicher Hinsicht hat die Bahn eine große Bedeutung. Sie erschließt das ungeheuere Gebiet von West- und Mittelsibirien, einen der fruchtbarsten Landstriche, für den Ackerbau, und soll Ansiedlern aus allen Teilen Rußlands Gelegenheit geben, die bisher ungehobenen Schätze der Erde zutage zu fördern. Bereits sind an der ganzen Bahnlinie viele Niederlassungen entstanden, mit amerikanischer Geschwindigkeit wurden an den meisten Zwischenstationen, bis nach Ostsibirien hinein, Dörfer und Ortschaften angelegt, und die Regierung läßt es sich angelegen sein, die Ansiedler zu unterstützen. Sie hat auf allen wich-

tigeren Stationen Unterkunftsräume, sowie Verpflegungs- und Sanitätsstationen für Einwanderer errichtet.

Der schwarze Boden Sibiriens bringt ohne besondere Pflege durch Menschenhand gesegnete Ernten an Weizen, Roggen, Gerste, Hafer u. s. w. Die vielen großen und kleinen Flüsse sind überreich an Fischen. Die Wälder wimmeln von Pelztieren aller Art, deren Jagd sehr lohnend ist; der Schoß der Erde verbirgt Silber, Kupfer, Eisen, Blei und Steinkohle; viele Flüsse führen Gold mit sich.

Die Gegenden, welche der Reisende auf der Bahn durcheilt, sind sehr wechselreich, ohne jedoch besondere Naturreize darzubieten. Zwischen Tscheljabinsk und Wladiwostok führt die Bahn über 23 größere und kleinere Flüsse, welche überbrückt werden mußten. Von den größten dieser Ströme, zwischen Tscheljabinsk und Irkutsk, dem Tohol, dem Ischim, dem Irtysch, dem Ob und der Jenissei, können sich Europäer kaum einen Begriff machen, so riesig ist ihre Ausdehnung in die Breite.

Die eiserne Brücke über die Jenissei hat eine Länge von 896 Metern; ein gewaltiges Bauwerk ist auch die große Gitterbrücke über den Ob.

In Tscheljabinsk zweigt sich die Bahn nördlich nach Jekaterinenburg ab; von Taiga führt eine Nebenlinie nach Tomsk, der größten Handels- und einzigen Universitätsstadt Sibiriens.

Von Simá, der letzten größeren Station von Irkutsk, hat die Bahn gewaltige Steigungen zu überwinden, und da für diese gefährliche Strecke zu leichtes Material verwendet worden ist, so ereignen sich nicht selten Eisenbahnunfälle, von denen jedoch nichts in die Öffentlichkeit dringt.

Irkutsk, in dessen Hintergrunde das Baikalgebirge sichtbar wird, ist malerisch an der breiten, reißenden Angará gelegen, welche hier den Irkut aufnimmt, dem die Stadt den Namen verdankt. Der Ort war früher eine jener Holzfestungen (Ostroys), die bei der Eroberung Sibiriens gegen die kriegerischen und widersetzlichen eingeborenen Volksstämme errichtet wurden; jetzt ist es eine ziemlich ansehnliche Stadt mit breiten Straßen, einer schönen Kathedrale, einem Museum und einem Theater.

Der russische Gulliver in Lilliput.

Der Minenleger „Jenissei“.

Hinter Irkutsk erleidet die Fahrt nach dem Stillen Ozean eine Unterbrechung, denn hier liegt der gewaltige Baikalsee in ihrem Wege. Es bestand früher die Absicht, den Verkehr über den Baikalsee durch Dampffähren und im Winter durch Eisbrecher zu unterhalten, um die Kosten für eine den See umgehende Bahn zu ersparen. Daher wurden zwei Eisbrecher, „Baikal" und „Agará", angeschafft. Der Eisbrecher „Baikal" ist so groß, daß er drei Personenzüge auf einmal aufnehmen kann. Er ist in seinem Vorderteil schwer und massig gebaut und hat eine Pumpe am Bug; mittels dieser wird das Wasser unter dem Eise weggezogen, worauf sich der Vorderteil des Schiffes auf das Eis hinaufschiebt und dieses eindrückt, ohne daß das Wasser unter dem Eise Widerstand leisten kann. Zerbrochene Eisplatten bezeichnen dann den Weg, den der Dampfer nimmt. Von dem Eisbrecher aus, sollten die Züge auf das Gleis am anderen Ufer übergehen. Aber da das Eis des Sees eine Dicke bis zu zwei Metern erreicht, so vermochte es der „Baikal" nicht zu zermalmen, und wurde ebenso wie der Hilfseisbrecher „Angará" schwer beschädigt. Während im Sommer der „Baikal" seinen Zweck als Trajektschiff erfüllt, müssen im Winter die Eisenbahnreisenden mittels Schlitten über den See befördert werden. Es blieb daher nichts anderes übrig, als die Eisenbahn um das südliche Ufer des Sees herumzuführen, ein sehr langwieriges Stück Arbeit, weil auf dem gebirgigen Terrain Viadukte, Tunnels und andere Kunstbauten nötig waren.

Der Baikalsee ist nächst dem Kaspischen Meere und dem Aralsee das größte Binnengewässer Asiens. Seine Länge beträgt 624 Kilometer, seine Breite wechselt von 32—90 Kilometer. Dicht bewaldete Gebirge umgeben ihn, die vulkanischen Ursprungs sind und vielfach weit in den See hineinragen. Sie erheben sich 1000—1200 Meter über den Wasserspiegel und senden ihm eine Menge Bäche und Flüsse zu. Das Ufer war früher fast unbewohnt, jetzt sind dort die Ortschaften Baikal, Barguzin und andere entstanden, welche die wohlhabenden Bewohner von Irkutsk gern als Sommerfrischen besuchen, besonders da an den Ufern zahlreiche heiße Mineralquellen entspringen.

Das Baikalgebirge beherbergt Bisamtiere, Dachse, Luchse, Wölfe, Hirsche und Renntiere. Der See ist reich an Lachsen und Stören, sowie an Wassergeflügel verschiedener Art. Sein Wasser, welches eine Tiefe von 210—1700 Meter erreicht, ist hellgrün und sehr klar; im Winter ist das Eis so durchsichtig und kristallhell, daß schneefreie Flächen wie offenes Wasser aussehen. Des Fischfanges wegen suchen Burjäten- und Tungusenstämme den See auf und werden unter dem Namen Baikalkosaken zum Wachtdienst gegen die chinesische Grenze verwendet.

Jenseits des Sees führt von der Station Baikal aus, die Bahn ununterbrochen weiter, durchschneidet den östlichen Teil der Mandschurei und endet in Wladiwostok. Dieser Name, den die Stadt bei ihrer Gründung 1860 erhielt, bedeutet auf Deutsch soviel wie „gebiete im Osten!“. Als 1897 dem Admiral Newelsky dort ein Denkmal errichtet wurde, versah man dieses mit den Worten Kaiser Nikolaus I.: „Wo einmal die russische Flagge gehißt ist, darf sie nicht wieder sinken“.

Nächst dem Finanzminister Witte hat sich Fürst Chilkow um die sibirische Bahn sehr verdient gemacht, wie ihm überhaupt das gesamte russische Eisenbahnwesen viel verdankt, seit er im Jahre 1894 das Verkehrsministerium übernahm. Fürst Chilkow war Offizier, ging dann nach Amerika und trat dort als einfacher Heizergehilfe in die Lehre. Nach seiner Rückkehr nach Rußland wurde er Lokomotivführer. Als der damalige Verkehrsminister, Graf Bobrinsky, eines Tages einer Rangierübung beiwohnte, zeichnete sich der Lokomotivführer Fürst Chilkow so aus, daß ihm der Minister als Zeichen seiner besonderen Anerkennung fünf Rubel schenkte. Später trafen beide wieder zusammen, da hatte es aber der ehemalige Lokomotivführer bereits bis zum Eisenbahnminister gebracht und erinnerte den Grafen Bobrinsky lachend an jene erste Begegnung. „Keine Ordensdekoration,“ sagte er, „hat mich je so mit Stolz erfüllt, wie jene fünf Rubel.“

Fürst Chilkow war es auch, welcher auf der sibirischen Eisenbahn die Schnellzüge eingeführt hat, so daß man die ganze ungeheuere Strecke in ein und demselben Zuge zurücklegen kann, ohne

umsteigen zu müssen. Zu diesem Zwecke dienen sogenannte Luxuszüge; davon stellt die russische Staatsbahn acht, und die Internationale Schlafwagengesellschaft drei. Jeder Zug besteht aus einem Salon- und Speisewagen, einem Wagen erster Klasse, zwei Wagen zweiter Klasse und einem Gepäckwagen, in welchem sich zugleich die Heiz- und elektrischen Beleuchtungsanlagen befinden. Die Maschine ist von riesigen Dimensionen; die inneren Einrichtungen des Zuges erinnern an unsere D-Züge. Die Abteile der ersten Klasse nehmen je zwei, die der zweiten Klasse je vier Reisende auf und sind mit Doppelfenstern und Doppeldächern versehen. Die Sitze, vor denen kleine, bewegliche Tischchen stehen, lassen sich in Betten umwandeln. In jedem Wagen befinden sich zwei Waschräume mit Duschevorrichtungen, außerdem ein Badezimmer im Speisewagen. Nach Art unserer D-Züge führt durch den ganzen, elektrisch beleuchteten Zug ein Durchgang, durch den man bis zum Gepäckwagen gelangen kann. Am Ende des letzten Wagens ist die sogenannte „Laterne", ein kleiner Salon mit gläsernen Wänden, durch welche man nach rückwärts die ganze Strecke überblicken kann.

Das reisende Publikum dieser Luxuszüge ist meist international und besteht aus sibirischen Kaufleuten und Industriellen, besonders aber aus Ausländern, welche sich dieser schnellen und billigen Reisegelegenheit nach Ostasien, China, Korea und Japan bedienen.

Am 1. Oktober 1903 wurde die Bahn für den Weltpostverkehr eröffnet. Von Paris bis Peking gelangt die Post in den Schnellzügen in 21—23 Tagen, nach Yokohama braucht sie 25—31 Tage. Früher dauerte es 45—50 Tage, ehe ein Brief von Paris über Marseille auf dem Seewege Peking erreichte. Die deutsche Post, die zur See über Genua und Neapel befördert wurde, bedurfte von Hamburg bis Peking sechs Wochen. In China gibt es jetzt eine große Anzahl deutscher Postämter, welche unter einheitlicher Leitung stehen und die mit der sibirischen Bahn anlangenden Briefe in das Innere Chinas befördern. So hat diese Eisenbahn dem Weltverkehr das Zentrum Asiens erschlossen und die internationalen Beziehungen außerordentlich gefördert.

Hochinteressant ist die Schilderung einer Eisenbahnfahrt, die

Alfons Paquet in Friedenszeiten von Berlin nach Wladiwostok fast ohne Unterbrechung zurückgelegt hat. Er erzählt seine Erlebnisse und Eindrücke in einer längeren Reihe von Briefen, aus denen einige Stellen hier wiedergegeben seien:

„Dreimal vierundzwanzig Stunden nach der Abfahrt von Irkutks gelangte unser Zug zum Endpunkt der transbaikalischen Bahn, dem neuen Grenzort in der nördlichen Mandschurei, den die Russen einfach Mandschuria genannt haben.

Das Leben und Treiben auf dem weitläufigen Bahnhof war an Lebhaftigkeit fast dem Gewühl eines europäischen Verkehrsmittelpunktes vergleichbar. Die Wartesäle, ein festgefügtes Blockhaus, waren überfüllt, in langen Reihen standen die Leute an den Billetschaltern, die Verkaufsbuden machten gute Geschäfte, und auch die kleine, aus Balken notdürftig gezimmerte Kapelle, in der ein Reisegottesdienst abgehalten wurde, war von Andächtigen sehr besucht.

Schon in Irkutsk hatte man mir die neuen Wagen der Ostchinesischen Bahn als wahre Muster an Bequemlichkeit gepriesen. Und da die Fahrpreise auf dieser Bahnstrecke um das Doppelte höher sind, so nahm ich ein Billet der dritten Klasse bis zur östlichen ‚Grenzstadt' Grodekow. Diese stattlichen, langgestreckten, übrigens gepanzerten und mit elektrischen Licht- und Heizungseinrichtungen versehenen Wagen sah man allerdings, aber sie standen, späterer Verwendung harrend, abseits auf dem Geleise. Die Waggons, die uns aufnahmen, waren so schmutzig und abgenutzt, wie ihre ältesten sibirischen Kollegen.

Etwas Neues war die militärische Bedeckung, die unser Zug erhielt. Im ersten und letzten Wagen fuhr ein ‚Konvoi' von zehn Soldaten, von denen während der Fahrt immer einer mit aufgestecktem Bajonett auf der Plattform stand. Auch die Stationen selbst mit ihren neuen, steinernen und oft von weiten Mauern umgebenen Gebäuden und die durchweg mit Schießscharten versehenen Wassertürme hatten fast ein festungsartiges Aussehen; daß sich dazu auf jeder Haltestelle und auf jedem der wenigen Gehöfte, an denen wir in der unendlich weiten, flachen und spärlich bevölkerten mandschurischen Ebene vorüberfuhren, stets eine kleinere oder größere

militärische Besatzung und eine hohe, mit Werg umwickelte Stange für Feuersignale befand, deutete nicht minder auf die Möglichkeit hin, das Land, in dem Rußland so glatt und rosa sich festgesetzt hat, vielleicht noch einmal mit der Waffe erst richtig erobern und verteidigen zu müssen. Die Nachrichten von dem fortwährenden Nachschub frischer Schutztruppen in die Mandschurei verstärkten nur diesen Eindruck.

Unendlich einförmig war die Fahrt durch die öde, mit rötlichbraunem Grase bewachsene mongolische Steppe, nur selten sah man kleine Rudel weidender Pferde oder eine große Schafherde; ein einziges Mal zeigte sich als Staffage der Wüstenfläche ein Kamel. Eine bescheidene Abwechselung in die Langeweile der gemächlichen Fahrt brachte der Übergang im Zickzack über das weite Chaigan-Gebirge mit seinem Reichtum an Waldungen, seinen lärchenbestandenen, sanften Hängen und breiten Tälern mit friedlichen Flüssen und Birkengehölzen. Mehr Unterhaltung als das Hinausstarren auf das weite, seiner Bebauer noch harrende Land brachte die Beobachtung der zahllosen Chinesen, die, einerlei, ob man sie auf den Stationen als Lastträger, Bettler, Maurer, Zimmerleute, Händler, auf dem freien Felde als Bauern, Hirten, Jäger, als Erdarbeiter an der Strecke oder als Reisende in ihrem von unausstehlichen Dünsten erfüllten Extrawagen sieht, stets im gleichen schäbigen, blauen Leinenkittel stecken, sich überall mit demselben Gemisch von Frechheit und Feigheit die Verachtung, die Grobheiten, die Knüffe und Püffe der Russen gefallen lassen und mit stumpfer Zähigkeit jede Gelegenheit festhalten, jämmerliche 20 bis 40 Kopeken pro Tag zu verdienen durch ununterbrochene Arbeit vom frühesten Morgen bis zur sinkenden Nacht.

Mancherlei Unterhaltung brachten die Vorgänge im Eisenbahnwagen selbst. Noch vor der Abfahrt von Mandschuria am Vormittag hatte sich in einer Ecke ein Kartenspiel etabliert. Es waren alles nur Bauern und kleine Beamte, aber es wurde recht hoch gespielt; ganze Päcke brauner und grüner Rubelscheine hielt der ‚Bankhalter' auf seinen Knien, und dieser Bankhalter war niemand anders als der Oberkondukteur unseres Zuges. Die Hälfte des Zug-

personals spielte mit. Dieses Spiel dauerte an bis in die späte Nacht, und dann abermals einen ganzen Tag über bis zum Abend; einmal rief einer der allzusehr Gerupften die Patrouille herbei, um das Nest aufzuheben, aber im Nu waren alle verdächtigen Geldscheine verschwunden. Es ist kein Vergnügen, in einem solchen von Menschen überfüllten Wagen, auf dem harten Brett ausgestreckt, sich zur Ruhe zu legen, noch weniger angenehm aber nach ein paar Stunden fortwährend gestörten Schlafes beim ersten Morgengrauen in einer solchen Behausung aufzuwachen, vielleicht von der Zugluft, die heftig durch die offenstehende Tür hereinbläst, aufgeweckt, oder davon, daß ein biederer Muschik einem mit seinen schmierigen Stiefeln vor der Nase herumbaumelt.

Das sind derbe, bunte Szenen in diesem von zwei Laternen kaum erleuchteten Halbdunkel. Alles ist in dichte Tabakschwaden eingehüllt. Bei dem manchmal fast schaukelnden Fahren des Zuges schwankten hier schlaftrunken ein paar Soldaten hin und her in ihren groben, braunen Mänteln mit gelben Aufschlägen, das Gewehr im Arm oder an der Wand hängend; in einem Winkel kauerte eine Gruppe von Spielern mit erhitzten Gesichtern um eine flackernde Kerze versammelt, dort machten zwei Bauernweiber ihre Toilette; die eine erhebt sich und verrichtet ihr Morgengebet mit vielen Bekreuzigungen und tiefen Verneigungen, die andere beginnt das Haar ihres weißköpfigen und rotbäckigen kleinen Buben auf gewisse Tierchen zu untersuchen. Auf der Bank gegenüber kramt ein schwarzbehaarter, gelbhäutiger Japaner aus einem großen Korbe seinen Morgenimbiß auf eine weiße Serviette, daneben, zwischen zwei unförmigen, mit Stricken umwundenen Koffern, schläft im Sitzen ein Jude, dort sitzen schweigsame Bauern bei ihrem Brot und ihrer Teekanne, und über zwei nebeneinander gelagerte Chinesen, die sich in ihrer nasalen, vokalreichen Sprache unterhalten, hockt gebückt, mit dem Kopf fast an der Decke, ein zerlumpter Bursche mit einer Ziehharmonika, der er sinnlos einige Quetschtöne entlockt.

Bemerkenswert ist bei all der Unbekümmertheit der Reisenden um ihre Nachbarn die Gutmütigkeit, mit der sich in allen möglichen Verlegenheiten dies bunte Völkchen untereinander hilft und aushilft.

Man sagt ‚Moschee' (‚Ich darf wohl') und gießt sich vom Tee des einen in den von einem anderen geliehenen Becher und borgt sich von einem dritten Löffel, Messer oder auch Zucker oder Brot.

Wo es gilt, der Regierung einen Groschen abzuknapsen, ist das niedere Volk von naiver Einmütigkeit. So reiste von Odessa her ein Jude in unserem Zuge; fast die ganzen drei Wochen seiner Fahrt hatte er kein Billet besessen, und sie hatte ihm kaum mehr als die Hälfte des reellen Fahrpreises gekostet. Unendlich komisch war jedesmal sein schlaues Lächeln, wenn er nach einer kurzen, abseits geführten Unterredung mit dem Kondukteur sich wieder an seinen Platz setzte. Der Kondukteur informierte dann den Oberkondukteur, und dieser fragte bei seinen dienstlichen Gängen durch den Zug den ‚Blinden' einfach nicht nach seinem Billet. Anders steht die Sache, wenn ein Kontrolleur in den Zug kommt. Dann bleibt dem Gratisreisenden nur noch eine Zuflucht auf der Lokomotive, auf der Bremse des Postwagens oder unter den Bänken. Alle diese Verstecke hatte unser Geschäftsmann schon kennen gelernt; einmal erschien der Kontrolleur so unvermutet, daß der Jude, welcher sich schleunigst verkroch, noch mit den Füßen zwischen den Säcken und Körben herausschaute. Ganz selbstverständlich breitete sofort eine Bauersfrau ihre Röcke recht weit über die verräterischen Stiefeln, und als die Gefahr vorüber war, wand sich unser Mann wieder hervor und sagte vergnügt lächelnd ‚schane-go', einen chinesischen Ausdruck für ‚gut', und alles im Wagen war befriedigt, daß der Kontrolleur wieder einmal hinters Licht geführt worden war.

Von Charbin ab ging die Reise nun doch in den neuen und wirklich vortrefflich eingerichteten stattlichen Wagen der chinesischen Ostbahn weiter. Diese Waggons haben sämtlich starke Wände aus Panzerplatten, die doppelten Fenster sind mit Jalousien versehen, die ebenfalls stark genug sind, um, herabgelassen, vor den Kugeln irgendwelcher Feinde einigen Schutz zu gewähren. Die technische Vortrefflichkeit dieser Wagen und ihre eigenartige Einteilung in von innen abschließbaren Coupés, in besondere Kammern für die militärische Begleitung und das Zugpersonal, außer denen dann für die gewöhnlichen Reisenden nicht mehr allzuviel Platz übrig bleibt, verhinderten aller-

dings nicht, daß es darin genau so kunterbunt und schmutzig herging, wie in einem schon längst halbinvaliden russischen Waggon. Mit großem Raffinement sind alle Winkel dieser Wagen ausgenutzt; selbst an den Seiten der engen Gänge bleiben noch Schlafplätze vorgesehen. So sah man vor dem Aufenthaltsorte der Soldaten, wenn man aus einem Abteil unseres Wagens in das andere hinüberging, zwei kleine Japanerinnen nebeneinander auf der schmalen Bank liegen oder sitzen. Beide sehr malerisch in ihren braunseidenen, mit feinen blauen Längsstreifen verzierten Gewändern, große silberne Pfeile im glänzend schwarzen Haar und sorgfältig geschminkte Gesichter, aus denen die geschlitzten, schwarzen Äugelchen hervorfunkelten. Rauchende, spuckende Bauern, Mütter mit kleinen Kindern im ganzen Zuge, und dazwischen ein paar Tataren, die durch einen mit großer Leidenschaft geführten Wortstreit untereinander, der bis spät in die Nacht hinein dauerte, allmählich alle Insassen des Waggons in Aufregung und endlose Schimpfereien brachten!

Die bislang auf der neuen Strecke in Gebrauch gewesenen amerikanischen Baldwin-Lokomotiven und französischen Maschinen fand man bereits durchgängig durch die massig gebauten, in den Werkstätten von Charkow, Südrußland, hergestellten Maschinen ersetzt. Mit ihrem dunkelgrünen Anstrich, dem roten Räderwerk und breit ausmündenden kurzen Kamin nehmen sie sich sehr stattlich aus. Man muß an den Kolossen ordentlich hinaufsehen.

Noch immer führte der Schienenweg direkt nach Osten; die Gegend wurde hügelig, der Urwald trat allmählich an die Strecke heran; am Morgen des folgenden Tages waren wir in einem schönen, wenn auch nur mäßig hohen Gebirge mit kahlen Kämmen, bewaldeten Abhängen und breiten fruchtbaren Tälern. Mit unzähligen Windungen führte unser Weg hinüber, zuweilen durch einen kurzen Tunnel, öfter durch tiefe, in die Hügel hineingesprengte Gassen, manchmal durch hohen Urwald, dann wieder auf freien Hügeln hin mit weiter Aussicht auf grünes, mit Weiden und Birken bestandenes Wiesenland.

Nur selten sah man Herden, Feldbau und menschliche Ansiedelungen; zuweilen einmal ein einsames Sägewerk am Saum des

gelichteten, alten Waldes, eine ärmliche Hütte oder ein Zelt chinesischer Streckenarbeiter, kleine aus Steinen gebaute und mit starken Palliſaden umgebene Bahnwärterhäuschen; die Halteſtellen wimmelten von Chineſen, die Nüſſe, Zigaretten, Brot, Eier und ganze Bündel von Schlehen an den Zug brachten. Aber nur äußerlich waren dieſe Stationen chineſiſch; ruſſiſche Beamte leiteten den Betrieb, die Plempe des ruſſiſchen Gendarmen ſchlug den Zopfträgern um die Beine, wenn ſie allzu vordringlich ſich an die Reiſenden heranmachten, um ſie zum Kauf ihrer Waren zu bewegen. Sah man ſich auch dieſe Stationsgebäude näher an, die mit ihren geſchweiften, in Drachenköpfen endenden Dachfirſten, ihren geſchnitzten und bemalten Balken ſo phantaſtiſch ausſehen, wie man im Reich der Mitte zu bauen gewohnt iſt, ſo bemerkte man doch trotzalledem einen ganz nüchternen, prunkloſen Unterbau aus ſolidem Steinmaterial und engen Fenſtern, die wohl auch einmal als Schießſcharten dienen könnten. Am Abend des zweiten Reiſetages erreichten wir die Grenze der Mandſchurei, das oſtſibiriſche Gebiet. Wir hatten in Progranitſchnaja zwei Stunden Aufenthalt; denn da man hier aus ‚chineſiſchem‘, wenigſtens noch nicht ganz offiziell ruſſiſchem Gebiet in einen Landſtrich übertritt, der ſchon ſeit Jahrzehnten den Ruſſen gehört, ſo markiert man hier eine Zollreviſion. Dieſe beſtand darin, daß ein Zollbeamter mit ſeinem Gehilfen durch den Zug ging und auf jedes Gepäckſtück, ob es nun geöffnet dalag oder nicht, einen Zettel kleben ließ, der bedeuten ſollte: geſehen und in Ordnung befunden. Ein deutſcher Maſchinenzeichner, der mit uns fuhr, konnte erleichtert aufatmen, er führte unter anderem einen großen Pack lichtempfindliche Pauspapiere mit ſich, die verdorben geweſen wären, ſobald man den Deckel von der Kiſte entfernt hätte, in die ſie eingepackt waren. Es war Nacht, als der Zug endlich weiterfuhr, um uns zu der benachbarten Station des Dörfchens Grodekowo zu bringen, wo man in einen Zug der Uſſuri-Eiſenbahn einzuſteigen hat, der ſich ſpäter bei der Militärſtadt Nikolskoje mit dem aus nördlicher Richtung, von Chaborowsk kommenden Zug vereinigt.

Um acht Uhr des folgenden Morgens ſollten wir in Wladiwoſtok ankommen. Dies war die letzte Nacht vor dem Ziele. Sie begann

mit abermals zwei Stunden Aufenthalt im Gewühl des überfüllten kleinen Bahnhofs von Grodekowo. Aus entgegengesetzter Richtung war zu gleicher Stunde ein zweiter Zug angekommen, dessen Insassen hier ebenfalls umzusteigen und Fahrkarten für die neue Strecke zu lösen hatten, und so gab es da ein gedrängtes, doch ziemlich ruhiges und durch zahlreiche Gendarmen beaufsichtigtes Durcheinander aller erdenklichen Arten von Reisenden, sowohl in den hellen Wartesälen, wo man zwischen aufgehäuften Gepäckstücken ein Glas Tee schlürfte, wie draußen im Freien, wo auf dem dunklen Bahnsteig die Leute geduldig neben ihren Bündeln warteten, bis das erste Glockenzeichen das Besteigen des bereitstehenden anderen Zuges erlaubte.

Ein trüber Regenmorgen dämmerte, als ich nach einem ganz gesunden Schlaf auf meiner harten Bank wieder erwachte. Wir fuhren am Rande eines üppigen, grünen Urwaldes entlang, Nußbäume, Eichen, Zypressen, Zedern, Lärchen, Föhren standen da eng beieinander. Und das Meer war schon zu sehen, wie ein Saum des undurchdringlichen Nebels, der über ihm lag. Das Japanische Meer, an dessen Küste diese an Strapazen wahrlich reiche Eisenbahnfahrt einstweilen enden sollte! Der Uhr nach blieben noch zwei Stunden Fahrt bis zum Bahnhof der Stadt Wladiwostok, aber solche zwei Stunden sind Minuten als Abschluß einer Reise, die von dem 50 Stunden von Berlin entfernten Moskau aus, Aufenthaltstage in den verschiedenen Städten nicht mitgerechnet, nahezu 19 Tage gedauert hatte und das riesige Zarenreich, seinen europäischen Teil und dann das ganze asiatische Festland in seiner geraden Richtung durchquerte. Wie eine Sänfte des Paradieses erschien mir dieser letzte der von der deutschen Grenze ab nur neunmal gewechselten Eisenbahnzüge, wie er an der mit dem Hafen von Wladiwostok endenden ‚Buchta' entlangfuhr, den Urwald zur Linken, die Wasser- und Nebelwüste zur Rechten. Und wäre es nicht schade gewesen um die Gemütsruhe eines dicken Popen mir gegenüber, so hätte ich vielleicht, wie jenes berühmte Heer der Hellenen aus der Geschichtsstunde, gejubelt: ‚Thalatta! Das Meer, das Ende des mühseligen Weges!'."

Wir haben uns nun hinreichend mit der Friedensmission der sibirischen Bahn beschäftigt, und es ist Zeit, daß wir ihre Leistungen während der Kriegsperiode kennen lernen.

Bei der Beförderung der russischen Truppen nach Irkutsk am Baikalsee wurden ihnen unterwegs Ruhetage gewährt. In den Orten, wo es zu ihrer Aufnahme keine besonderen Gebäude gab, fanden sie Unterkunft in Häusern, welche zu diesem Zwecke gemietet waren. Dagegen gab es in Ob, Krassnojarsk und Inokentjewskaja steinerne Kasernen, welche sogar Baderäume enthielten. Über den festgefrorenen Baikalsee wurde ein Schienengeleise gelegt, um Wagen und Lokomotiven hinüberzubefördern, da es an rollendem Material jenseits des Sees mangelte. Bei der Legung des Geleises brachte man die Schwellen durch Wasser und Schnee zum Anfrieren. Eine große Schwierigkeit bildeten die Spalten und Risse, die infolge der Temperaturunterschiede im Eise entstanden waren. So hatte sich am 20. Februar ein Eisspalt von 15 Werst Länge gebildet, welcher das Geleise an mehreren Stellen kreuzte. Zwar schloß sich dieses Hindernis schon in der nächsten Nacht, dafür entstand aber eine eisfreie Stelle bei einer Station, so daß ein Umlegen des Geleises nötig wurde. Man wollte die Wagen durch kleine Lokomotiven über den See befördern, mußte aber diese Absicht wieder aufgeben, weil die Eisdecke nicht mehr fest genug war, so daß Risse entstanden. Daher wurden die Wagen mit Pferden befördert, von denen je zwei einen Wagen zogen, dem auf hundert Schritt Entfernung ein zweiter, in dem gleichen Zwischenraum ein dritter folgte u. s. f. Mit dem Transport der Lokomotiven ging es nicht so glatt. Das Eis konnte sie ihrer Schwere wegen nicht tragen. Sie mußten daher in ihre einzelnen Teile zerlegt und auf Plattformen über den See geschafft werden.

Über die Beförderung von Passagieren und Truppen über den Baikalsee stattete Fürst Chilkow dem Zaren einen ausführlichen Bericht ab, dem wir folgendes entnehmen:

„Auf dem 42 Werst*) langen Wege wurden alle sechs Werst

*) Ein Werst (sprich Worst) ist nicht viel weniger als ein Kilometer. 42 Werst sind etwas über 39 Kilometer.

warme Baracken angelegt und inmitten des Sees ein Restaurant mit besonderen Räumen für Passagiere erster, zweiter und dritter Klasse. Für Rechnung der Bahn wurde eine große Anzahl von Schafspelzen und Filzstiefeln angekauft, die den Passagieren bei ihrer Fahrt über den Baikal zur Verfügung gestellt wurden. Die Zahl der Pferde, welche dem Transport von Passagieren und Gepäck dienten, belief sich auf dreitausend, zu denen noch freie Fuhrknechte kamen, welche die Passagiere nach einer bestimmten Taxe beförderten. Außerdem wurde eine besondere Bewachung der Fahrstraße über den Baikal eingerichtet, die im Falle einer Bildung von Eisspalten, Brücken über dieselben zu schlagen hatte. Nachts wurde die Straße durch Laternen beleuchtet, und es läuteten in allen Baracken die Glocken, um im Falle eines Schneesturmes den Reisenden den Weg zu zeigen. Zudem führte eine Telephonlinie über den See, und es konnte von jeder Baracke über die Bildung von Eisspalten nach beiden Endstationen gemeldet werden.

Die auf der Station Baikal täglich eintreffenden Truppen erhielten zuerst warmen Tee, und alsdann stellte der Kommandant der Station fest, wie viel von den Soldaten warmer Kleidung bedürften. Sodann erhielten alle Soldaten warme Kleidung und Pfeifen, Tabak und warme Handschuhe, die von den beiden Kaiserinnen zu diesem Zweck gespendet worden sind. Auch unter den Offizieren fanden sich viele, die mit warmen Sachen und Handschuhen versorgt werden mußten. Die Reservisten trafen auf der Station Baikal meist vollständig ungenügend bekleidet ein, und es mußten bei ihnen alle Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, daß sie die ihnen gegebenen warmen Sachen nicht verkauften oder gegen Branntwein eintauschten. Über den Baikal marschierten die Truppen; nur bei sehr schlechtem Wetter wurden sie in Schlitten befördert. Auf der Station, inmitten des Baikal, erhielten sie eine warme Mahlzeit und marschierten nach zweistündiger Erholungspause weiter. Außer ganz geringen Abfrierungen des Gesichts sind keinerlei ernste Fälle von Erfrierung von Gliedmaßen vorgekommen.

Die Hauptschwierigkeit, die sich der Legung eines Schienenweges über die Eisdecke des Baikal entgegenstellte, bestand in der

vulkanischen Natur des Sees. Während meines Aufenthaltes konnte ich zwei Erdbeben auf dem Baikalsee feststellen, bei denen die ganze Eisdecke schwankte und gewaltige Risse erhielt. Diese Risse erfolgten mit einer so elementaren Gewalt, daß sie die Eisenbahnschienen wie Stroh auseinanderrissen. Trotzdem wurde die Arbeit beendet, und am 1. März konnte mit dem Transport von Waggons begonnen werden, die von Pferden über den See gezogen wurden. Bis zum 14. März wurden auf diese Weise 1300 Wagen über den See befördert. Nun wurde zur Beförderung von Lokomotiven geschritten, die in zwei Teile, den Wagen und Kessel, zerlegt, befördert wurden. Bis zum 24. März, dem Tage meiner Abreise, waren 65 Lokomotiven, 2013 Güterwagen und 25 Passagierwagen über den See befördert worden. Anfang März hatten sich die Arbeiter, welche für die über das Eis führende Bahn angestellt waren, zu entfernen begonnen, weil ihnen die Witterung der vielen Schneestürme wegen zu rauh wurde. Mit Genehmigung des Generaladjutanten Sacharow wurden daher einzelne Teile der Garnison von Irkutsk zu den Arbeiten im Bestande von gegen 600 Mann herangezogen, die sich der Aufgabe vollständig gewachsen zeigten.

Nach meiner Abreise sind noch gegen 300 Wagen über den Baikalsee befördert worden, worauf am 27. März mit dem Wegräumen des Schienenweges begonnen wurde. Zum Schluß muß ich hervorheben, daß alle Agenten und Angestellten der sibirischen und transbaikalischen Endstationen am Baikalsee ihren Pflichten mit großer Energie nachgekommen sind und dadurch viel zur tadellosen Beförderung der Truppen beigetragen haben."

Dieser Bericht wird zum Teil durch den Brief eines Soldaten illustriert, der nicht ohne Humor ist und über Japaner, Chinesen und Engländer mit einer Naivität urteilt, in welcher sich die ganze Unwissenheit des russischen Volkes widerspiegelt. Der Brief wurde in Myssowaja, dem westlichen Endpunkte der transbaikalischen Bahn, geschrieben und in Moskauer Blättern veröffentlicht. Der Verfasser ist der Sohn eines kleinen Kaufmanns. Er erzählt u. a. folgendes:

„Wir hatten vier Tage Aufenthalt in Tscheljabinsk und brachen erst am 3. (16.) Februar auf. Wir sind sehr müde angekommen, da

es zwei Tage dauerte, bis wir über den Baikalsee kamen, und es schneite die ganze Zeit; zwei von unseren Leuten erlitten Frostschaden. Wir verbrachten eine Nacht in der ‚Tjepluschka' (der Station in der Mitte des Sees, wo die Soldaten sich erholen). Ungefähr 70 Mann von uns waren drin. Wir mußten in der Nacht aufstehen und Holzböcke auf die Feuer draußen türmen. Ich wundere mich, daß das Eis nicht davon durchgebrannt wurde. Wir brennen darauf, an die Japaner heranzukommen. Küsse Lukeria und sage ihr, ich werde ihr japanische Zöpfe mitbringen, um damit die alte Kuh anzubinden. Nun über unsere Vergnügungen. Wir haben einen Juden namens Janko bei uns, einen vorzüglichen kleinen Burschen. Sein Vater ist ein reicher Mann, und er hat uns Kartenspielen gelehrt. Er spielte ganz ehrlich, gewann aber all unser Geld. Er sagt, er kann bis zu einer Million rechnen. Markow verkaufte ihm die Knöpfe von seinem Rock; aber der Sergeant schlug Janko und ließ ihn im Schnee stehen und nähte die Knöpfe wieder an. Wir nennen Janko ‚Krebs', da er sehr rot wurde, denn er ist ein stolzer Mensch. Diejenigen von unsern Leuten, die Frostschaden hatten, bekamen eine Extra-Tscharka (Branntweinglas) mit Wodka. Es ist erstaunlich, wie leicht man Frostbeulen bekommen kann. Was wir vor allen Dingen brauchen, das sind Streichhölzer, da unser Zug Luftheizung hat. Ich wollte, wir hätten einen Ofen. Janko (der Jude) hatte eine ganze Schachtel Streichhölzer, die er einzeln verkaufte. Ich bin ihm 1 Rubel 30 Kopeken schuldig. Wir haben eine Menge Machorka (groben Tabak) bekommen, aber unsere Zigaretten sind alle schon aus. Schicke mir eine Pfeife. Das zweite Bataillon von unserem Regiment ist in Charbin, und wir werden unsere alten Freunde wiedersehen, ebenso die Chinesen, die auf unserer Seite kämpfen werden. Was tut es denn, wenn die Engländer gegen uns ziehen? Wenn sie es tun, so werden wir in Tschita anhalten und nach Indien zurückgehen. Einige von unseren Offizieren haben im letzten Türkenkriege gegen die Engländer gefochten. Ein Türke ist jedenfalls ein besserer Mann als ein Japaner, und wenn wir die Türken schlagen, so können wir auch die Japaner schlagen. Wir werden in Tschita alle neue Stiefel bekommen. Manche von den Mannschaften, die

hier passierten, kamen zweiter Klasse. Solches Glück gibt es nicht für uns."

Der mandschurische Teil der großen Eisenbahn war durch umherstreifende chinesische Räuberbanden sehr gefährdet und bedurfte einer strengen militärischen Bewachung. Diese Banden nennt man die Chunchusen, nicht mit dem Volksstamm der Tunguſen zu verwechseln. Die meisten sind entsprungene Verbrecher, doch befinden sich auch viele Bauern darunter.

Beim Bau der Bahn durch die Mandschurei wurden die zu beiden Seiten der Bahnstrecke wohnenden Bauern zur Arbeit herangezogen. Wenn sie nun ihr saures Tagewerk beendet hatten und den wohlverdienten Lohn dafür forderten, fertigte man sie mit einem tüchtigen Hieb ab und jagte sie fort, um sie jedoch am nächsten Morgen wieder einzufangen und abermals zur Arbeit zu zwingen. Natürlich verließen die so schlecht behandelten Chinesen die Gegend. Nun suchte man sie wieder heranzulocken und versprach ihnen Bezahlung; sie fanden sich denn auch zu Tausenden wieder ein, erhielten aber wertlose Zettel statt gültiger Banknoten. Als die Geprellten sich zusammenrotteten und eine drohende Haltung annahmen, trieb man sie mit Gewalt auseinander. In ihrer Erbitterung gingen sie zu den Chunchusen über und machten mit diesen gemeinschaftliche Sache. Diese Banden fielen wehrlose Reisende an, von deren Ausraubung sie sich lohnende Beute versprachen, wurden aber ganz besonders der Eisenbahnlinie gefährlich, die sie nach Möglichkeit zu beschädigen suchten.

Einige dieser Chunchusenbanden waren über tausend Mann stark und sogar mit den modernsten Gewehren und reichlichem Munitionsvorrat versehen. Es muß dahingestellt bleiben, ob sie sich nur vom Rachegefühl und von Raubsucht leiten ließen, oder ob sie im Auftrag der Pekinger Regierung oder im Solde Japans handelten.

Die Russen stellten daher an der Bahnlinie eine Grenzwache auf, die aus nicht weniger als 56 Reiterschwadronen und 47 Infanteriekompagnien bestand, um unter einheitlicher Leitung für die Sicherheit der mandschurischen Bahn zu sorgen. Sie wurden in kleinen Abteilungen längs des Schienenstrangs postiert. Eine Schwadron

oder eine Kompagnie hatte eine Strecke von 30 Werst Länge zu bewachen, indem in Entfernungen von je 10 Werst etwa 30 Mann standen. Zu ihrer Unterbringung dienten kleine Kasernen, meist aus Stein gebaut und mit Wellblech eingedeckt. Jede dieser Bauten hatte einen hölzernen Aussichtsturm, als Alarmzeichen diente eine Stange, an deren Spitze ein großer Strohwisch angebracht war, der bei einem drohenden Überfalle angezündet wurde.

Bei einem dieser Überfälle wurden allein 257 Chunchusen getötet, den Gefangenen schlug man ohne weiteres den Kopf ab. In einem jungen Manne von kaum 25 Jahren mit angenehmen Gesichtszügen erkannte ein Chinese, der als Dolmetscher in russischen Diensten stand, einen der verwegensten Chunchusenführer, den man auf der Ebene zwischen Alt- und Neucharbin hinrichtete. Auf demselben Platze, wo dies geschah, endeten auch zwei höhere japanische Offiziere, welche überrascht wurden, als sie im Begriff standen, eine Bahnbrücke zu sprengen.

Die Sitzung des russischen Kriegsgerichts zu Charbin, in welcher das Todesurteil über die beiden Japaner gefällt wurde, schildert als Augenzeuge ein Korrespondent des „Berliner Tageblatts" folgendermaßen:

„Ein langer, schmaler, weißgetünchter Raum. An der einen Schmalseite das Bild des Kaisers von Rußland, davor drei Militärrichter, ein Oberst und zwei Oberstleutnants, an einem rotverhangenen Tische, auf dem die Bibel und das Kruzifix liegen. Rechts und links vor dem Tische der Platz des Verteidigers und des Anklägers, woran sich die Sessel für den Popen und die Dolmetscher schließen. Zwei Angeklagte in gelber chinesischer Tracht, bewacht von vier stämmigen Grenzwächtern mit aufgepflanztem Bajonett. Im Vordergrund drängen sich, soweit der nicht große Raum es zuläßt, die Kriegsberichterstatter, Offiziere, Beamte, Damen, die dem ernsten Vorgang beiwohnen wollen, der sich hier abspielt.

Es handelt sich um die Aburteilung zweier japanischen Agenten, angeblich eines Obersten und eines Hauptmanns vom Ingenieurkorps, die nicht allzuweit von Zizikar unter verdächtigen Umständen an der Bahn verhaftet wurden. Sie führten Eisenbahnzerstörungs-

Port Arthurs Hafen und Rhede.

General Kuropatkin,
Oberbefehlshaber der Landarmee in der Mandschurei.

Admiral Alexejew,
Statthalter der Mandschurei
und Oberkommandierender in Ostasien.

General Stössel,
Kommandant des belagerten Port Arthur.

Generalmajor N. K. von Rennenkampf,
Kommandeur der Transbaikal-Kosaken.

## Russische Oberbefehlshaber.

werkzeuge, Zündschnur, Dynamitpatronen, gute Pläne der Mandschurei und Nordkoreas, sowie Notizbücher und eine beträchtliche Menge Pyroxylin bei sich. Vor dem Untersuchungsrichter haben sie bereits ihre Absicht unumwunden eingestanden. Sie sind nach ihren Angaben auf Befehl ihrer Vorgesetzten von Peking in Begleitung von vier japanischen Studenten der Kriegsschule zu Tokio und von drei Mongolen aufgebrochen, haben die ganze Mongolei durchquert und sind endlich auf russisches Gebiet gelangt. Hier wollen sie die Uniform, die sie trugen, abgelegt haben, um in chinesischer Tracht die Bahn aufzusuchen, deren Lage sie nicht kannten. Dabei machten die beiden Offiziere in einer halb verfallenen chinesischen Fanse Halt, wurden von zwei Grenzwächtern überrascht und ohne Gegenwehr gefangen genommen. Ihre Begleiter sind entkommen. Leider hat man die Uniformen nicht gefunden, und das verschlechtert ihr Schicksal. Es bleibt immer die Möglichkeit, daß man es gar nicht mit Offizieren zu tun hat, die in Erfüllung einer ihnen auferlegten schweren Dienstpflicht gehandelt haben, sondern einfach mit bezahlten Agenten. Keine unsympathischen Erscheinungen; der angebliche Oberst: eine kurze, untersetzte, gedrungene Gestalt mit klugem Auge; der Hauptmann mittelgroß, beide mit ausgesprochen malayischem Typus, einen spärlichen schwarzen Vollbart tragend. Niedergeschlagen natürlich, denn sie kennen genau das Ende, das ihrer wartet, aber ohne die Fassung zu verlieren; ihre Antworten geben sie mit leiser Stimme. Der Oberst spricht außer seiner Muttersprache nur gebrochen englisch, der Hauptmann chinesisch. Dementsprechend sind ihnen zwei Dolmetscher gestellt.

Die ganze nicht sehr lange Verhandlung machte einen würdevollen Eindruck; sie wurde von dem Vorsitzenden mit viel Takt und einer wohltuenden Ruhe geführt. Aber das Kriegsgesetz ist klar und hart, es kennt in diesem Falle nur eine Strafe, den Tod. Die Richter würden ihres Landes heiligste Interessen preisgeben, wenn sie sich schwach zeigten; an der ungestörten Erhaltung der ähnlichen einen verwegenen Versuchen so ausgesetzten, langen, langen Bahnstrecke hängt vielleicht das Schicksal des Feldzuges.

Die Angeklagten geben ihre Personalien an, sodann werden die

beiden Zeugen, die Grenzwächter, welche die Japaner festnahmen, vereidigt. Der Pope ermahnt die Zeugen mit kurzen Worten, das silberne Kreuz ihnen entgegenhaltend, dann spricht der Vorsitzende die Eidesformel vor, die sie, wie die Dolmetscher, nachsprechen. Nach den Schlußworten bekreuzigen sich die Soldaten, sich tief neigend, und küssen das Evangelium, das auf dem Tische vor ihnen liegt.

Die Angeklagten wiederholen ihre Aussagen aus der Voruntersuchung ohne Zögern und ohne Hinterhalt und ebenso die beiden Zeugen, letztere in sehr gewandter, fließender Rede. Der Ankläger verzichtet auf das Wort, der Verteidiger plädiert dafür, daß nicht der Tod ausgesprochen werde; eine nicht allzulange Verhandlung in besonderem Zimmer; dann werden die Angeklagten gefragt, ob sie im Falle einer Verurteilung zum Tode, in Uniform zu sterben wünschen, was sie verneinen, — und das Urteil wird ernst und feierlich verkündet: Tod! Die Verhandlung ist geschlossen, zwei Menschenleben dieser Endlichkeit entrissen!"

Die beiden japanischen Offiziere waren Oberst Fukoka und Hauptmann Oki. Der schimpfliche Tod durch den Strang wurde ihnen erspart; man begnadigte sie zu Pulver und Blei. Wenn ihnen auch der Name „Spion" anhaftete, so starben diese wagemutigen Männer doch als Helden für ihr Vaterland.

## Sechstes Kapitel.

Wie Port Arthur entstand. — Der neue Flottenkommandant Makarow. — Der „Retwisan". — Neue Angriffe der Japaner auf Port Arthur. — Über Torpedoboote und Torpedojäger. — Ein Nachtstück. — Die Scheinwerfer. — Erzählung eines japanischen Marinekapitäns. — Die Telegraphie ohne Draht.

Port Arthur wurde von den Chinesen ursprünglich Luschunkou genannt. Der Ort zählte vor zwanzig Jahren nur wenige tausend Einwohner, von denen die meisten Deportierte waren. Nur selten erschienen in der Bai einige chinesische Dschunken, um für die Gefangenen Lebensmittel zu landen oder Schutz vor Stürmen zu suchen, und die friedlichen Mandschuhirten, die am Fuße des „Goldenen Berges" ihre Ziegen weideten, ließen sich schwerlich träumen, zu welcher Weltberühmtheit diese Hügel einst gelangen würden. Am Fuße des „Goldenen Berges", den jetzt Fort Hwungchinshan krönt, dehnte sich damals ein ziemlich flacher Teich aus, der bei niedrigem Wasserstande einen Sumpf bildete. Aus diesem Teiche wollten die Chinesen einen Hafen machen, der mit Verteidigungswerken versehen werden und zum Schutze des Golfs von Petschili dienen sollte. Der Bau des Forts wurde deutschen Ingenieuren übertragen, die Hafenanlage übernahm ein Syndikat französischer Geldmänner.

Zwei Jahre hindurch waren zehntausend Arbeiter beschäftigt, den Sumpf trocken zu legen und den Schlamm fortzuschaffen. Nach vier Jahren war das Hafenbassin fertig, 400 zu 500 Meter groß und an den meisten Stellen 20 Meter tief.

Schon damals schielte Rußland nach dem neuen Hafen.

Im Jahre 1889 nahm ein russischer Großfürst die Arbeiten in Augenschein. Er hatte in Peking einen Besuch gemacht und bei dieser Gelegenheit dem Vizekönig Li-Hung-Tschang die Erlaubnis zur Besichtigung der Arbeiten in freundschaftlichster Weise abge-

lockt. Später erschien eines Nachts ein russisches Kanonenboot auf der Reede von Port Arthur. Unter dem Vorwande, daß die Schiffsmaschine ausgebessert werden müsse, blieb das Kanonenboot acht Tage auf der Reede, während seine Offiziere diese Zeit benützten, sich in der Gegend umzusehen, Terrainstudien zu machen und Photographien davon aufzunehmen.

Im Laufe des Jahres 1891 waren alle Arbeiten vollendet. Die späteren Schicksale von Port Arthur sind uns bereits bekannt. Wir kehren nun zu den kriegerischen Ereignissen zurück.

Seit dem Bombardement vom 25. Februar war kein Angriff mehr erfolgt. Die japanische Flotte erschien zuweilen und verschwand wieder, ohne daß die Russen wußten, woher sie gekommen und wohin sie gegangen war. Die russische Kriegsleitung war mit dem Admiral Stark unzufrieden und berief ihn daher ab, um ihn durch Admiral Makarow zu ersetzen, den Kommandanten und Militärgouverneur von Kronstadt.

Der neue Oberbefehlshaber traf am 8. März in Port Arthur ein. An diesem Tage wurde auch der „Retwisan" wieder flott gemacht, nachdem man ihn von seinen schweren Geschützen befreit hatte. Während er durch Kutter aus dem Eingang des Hafens, den er bisher für größere Schlachtschiffe gesperrt hatte, in die innere Reede geschleppt wurde, ließen die verschiedenen Kapellen der Kriegsschiffe heitere Weisen ertönen, und unter dem Hurra der zahlreich versammelten Menge schwamm der Koloß heran.

Die Beschädigungen, die er in dem ersten Seetreffen durch die japanischen Torpedos erlitten hatte, waren freilich derart, daß es längerer Zeit bedurfte, um das Schiff wieder verwendbar zu machen. Der Name „Retwisan" ist übrigens schwedischen Ursprungs und bedeutet „Gerechtigkeit". Wie das Schiff zu diesem Namen kam, sei hier kurz erzählt: Im Jahre 1789 hatte der schwedische König Gustav Adolf III. in der Seeschlacht von Frederikshaven das russische Geschwader geschlagen, nach diesem Siege aber die Unvorsichtigkeit begangen, mit seiner ganzen Flotte in die Bucht von Wiborg einzulaufen. Die russische Flotte benutzte dies, um sich rasch zu sammeln und den Feind in der Bucht einzuschließen. Hier mußte nun der

Schwedenkönig mit seinen Schiffen vier volle Wochen liegen bleiben, um günstigeren Wind abzuwarten. Als dieser eintrat, durchbrach der König die russische Flotte. Dieses „Spießrutenlaufen von Wiborg“ gelang zwar, aber zehn große schwedische Kriegsschiffe gingen dabei verloren. Eines der größten, mit dem Namen „Retwisan“, fiel unversehrt in die Hände der Russen, und zum Andenken an diesen für die russische Flotte so glücklichen Tag, befahl die Kaiserin Katharina II., daß von nun an stets ein Schiff der Kriegsflotte den Namen „Retwisan“ führen solle.

Mit der Übernahme des Oberbefehls durch Admiral Makarow kam ein neuer Geist in das Geschwader von Port Arthur. Um die japanische Flotte auf dem Meere aufzusuchen, wurde der Kapitän Matuschewitsch in der Nacht vom 10. zum 11. März mit sechs Torpedobootsjägern ausgesandt. Er traf auch wirklich auf die japanische Flotte, die auf Port Arthur zusegelte. Zwölf Torpedos dampften voraus, diesen folgten die Kreuzer und zuletzt die Panzerschiffe. Die russischen Torpedos wollten sich im Dunkel der Nacht zerstreuen, um an die feindlichen Kreuzer und Schlachtschiffe heranzukommen. Aber sie waren von den Japanern bemerkt worden und gerieten in das Geschützfeuer. Es kam zu einem förmlichen Handgemenge, da die russischen und japanischen Torpedoboote Breitseite an Breitseite fochten.

Durch die Übermacht wurden die Russen zur Rückkehr nach dem Hafen gezwungen. Der russische Torpedojäger „Steregutschy“ hatte eine Beschädigung davongetragen und mußte zurückbleiben.

Das Kampfgetöse und das Heulen der Sirenen auf den flüchtenden Schiffen hatte die Besatzung der Befestigungen und der Schiffe alarmiert. Admiral Makarow dampfte auf dem Kreuzer „Novik“, von dem „Bajan“ begleitet, nach dem von den Scheinwerfern beleuchteten Kampffelde. Aber den „Steregutschy“, der bereits von japanischen Kreuzern bedrängt wurde, vermochte er nicht mehr zu retten. Das Schiff sank, und die 40 Mann, die seine Besatzung bildeten, fanden ihren Tod in den Wellen. Die übrigen Torpedoboote und der Admiral mit seinen beiden Schiffen erreichten, geschützt durch das Feuer der Küstenbatterien, glücklich den Hafen.

Am folgenden Morgen eröffneten 14 japanische Schiffe ein Bombardement auf Port Arthur. Sie hatten eine Stellung bei Liaoteschang eingenommen, also in einem toten Winkel, so daß sie von dem Feuer der Batterien nicht erreicht werden konnten. Zwei weitere Schiffe feuerten von dem östlich gelegenen Meerbusen von Talienwan aus und schossen den Leuchtturm und einige Gebäude auf der Insel Sanshautau in Brand. Das Bombardement dauerte über vier Stunden, aber obgleich mehrere hundert Geschosse in die Stadt, den Hafen und die Befestigungswerke flogen, haben doch die Russen behauptet, daß das Bombardement wenig Schaden angerichtet habe.

Es trat nun eine Ruhepause ein, die erst in der Nacht vom 21. zum 22. März unterbrochen wurde. Zwei japanische Torpedoboote machten den Versuch, den Eingang in den Hafen zu erzwingen. Durch das Feuer der wachsamen Küstenbatterien vertrieben, kehrten sie, durch ein drittes Boot verstärkt, in der vierten Morgenstunde zurück. Nachdem auch der neue Angriff abgewiesen worden war, erschienen sechs japanische Schlachtschiffe, zwölf Kreuzer und acht Torpedoboote und beschossen Stadt und Hafen mit Granaten. Sie blieben jedoch in einer Entfernung von 15 Kilometern, um nicht in den Schußbereich der Forts zu geraten.

Admiral Makarow hißte auf dem „Askold" seine Flagge und dampfte um sieben Uhr mit fünf Panzerschiffen, vier Kreuzern und zehn Torpedobooten aus dem Innerhafen heraus, um auf der Außenreede klar zum Gefecht zu machen.

Admiral Togo zog sich jedoch mit seinem Geschwader zurück; ihm war es nicht um eine offene Seeschlacht zu tun, bei der er immerhin den Verlust mehrerer Schiffe riskiert haben würde, sondern es kam ihm nur darauf an, den Feind in Port Arthur festzuhalten, und dieser Zweck ließ sich auf anderem Wege erreichen.

Über die Bedeutung des Torpedobootes im modernen Seekriege seien uns hier einige Worte gestattet.

Der Begriff Torpedo und Torpedoboot wird häufig verwechselt. Der Torpedo ist ein Geschoß, welches aus dem sogenannten Lancierrohr abgefeuert wird. Das letztere ist eine besonders konstruierte, an Bord des Torpedobootes befindliche Kanone. Der Torpedo nimmt

nicht, wie das gewöhnliche Artilleriegeschoß, seinen Weg gerade aufs Ziel, sondern geht, wenn er das Lancierrohr verlassen hat, in einer Tiefe von etwa drei Metern unter Wasser in der Schießrichtung weiter. Diese Fortbewegung wird durch das Geschoß selbst automatisch bewirkt, und zwar dadurch, daß ein im Innern befindlicher Mechanismus beim Abfeuern eine am hintern Ende des fischförmigen Geschosses angebrachte Schraube in Bewegung setzt. In dem sogenannten Kopfe des Torpedos befindet sich eine Ladung von 100 Kilogramm Schießbaumwolle, welche explodiert, sobald der Torpedo das beschossene Schiff berührt. Die Beschädigung des Schiffes unter Wasser durch die Explosion zeigt sich als ein Leck, welches für ein Schiff stets gefährlich ist.

Um sich gegen diese gefährliche Waffe zu schützen, werden die Kriegsschiffe mit Schutznetzen versehen, die aber viel Zeit zum Auswerfen und Wiedereinholen beanspruchen und die Freiheit der Bewegung hemmen. Auch wird diese Schutzvorrichtung dadurch unwirksam gemacht, daß die Torpedos die Netze durchschneiden. Natürlich sind die Torpedoboote verhältnismäßig kleine Fahrzeuge, ihre Wirksamkeit ist zeitlich und räumlich beschränkt, da sie nur wenig Kohlen fassen können, und ihre geringe Masthöhe gestattet nur einen begrenzten Überblick über das Meer. Sie müssen sehr geschwind sein und dreißig Seemeilen in der Stunde zurücklegen können, um den Feind blitzartig anzufallen und plötzlich wieder zu verschwinden. Daher geschieht es nur ausnahmsweise, daß mehrere zu gleicher Zeit ein Schiff angreifen, sondern sie werden in breiten Zwischenräumen auseinandergezogen, um einzeln an den Feind zu gelangen. Wenn ein Boot seinen Torpedo auf gute Entfernung abgeschossen hat, so muß es bis zu diesem Augenblick vom Feinde unbemerkt bleiben. Bei Tage kann das Torpedoboot nur auf Erfolg rechnen, wenn die feindlichen Schlachtschiffe im Kampf begriffen sind. Bei Nacht sind die Aussichten günstiger, doch muß der Kommandant des Bootes genau wissen, wo der anzugreifende Feind zu finden ist; natürlich darf das Boot keine Lichter führen, und alles Innenlicht muß nach außen abgeblendet sein.

Der Dienst ist ein sehr gefährlicher und stellt an die Kaltblütig-

keit des Leutnants, der das Boot kommandiert, außerordentliche Anforderungen; während die feindlichen Artilleriegeschosse sein Fahrzeug umsausen, muß er sich die nötige Ruhe bewahren, um genau den Augenblick zu berechnen, wo er sein Torpedo abzuschießen hat, um einen Erfolg zu erzielen. Die japanische Marine verfügt über 19 Torpedoboote, deren Gefechtswert ausschließlich in ihrer Ausrüstung mit Torpedos liegt. Außerdem sind noch 76 Torpedoboote vorhanden, die wesentlich kleiner und für die Verwendung auf hoher See nicht geeignet sind. Die Torpedoboote, die eine Besatzung von je 60 Mann haben, sind größtenteils auf den englischen Werften von Tornycroft und Jarrow erbaut; in der Wasserlinie messen sie durchschnittlich 67 Meter, bei einer Breite von 6,2 und einem Tiefgang von etwa 3 Metern. Das Geschoß selbst, der Torpedo, besteht aus Kopf, Schwimmkammer, Luftkessel, Maschinenkammer, Tunnelstück und einem Schwanzstück. Diese kunstvolle Konstruktion des Geschosses ist so kostspielig, daß jeder Schuß auf 10000 Mark zu stehen kommt. Gewöhnlich werden die Torpedoboote nicht zum Einzelangriff verwendet, sondern als Divisionen von vier bis sechs Booten der Schlachtflotte beigegeben. Als Kampfmittel gegen die Torpedoboote bedient man sich der Torpedobootszerstörer oder Torpedojäger, kleiner Kriegsschiffe von 200 bis 400 Tonnen. Sie müssen sehr flink sein und sind nicht nur mit Torpedorohren, sondern auch mit Schnellfeuerkanonen und elektrischen Scheinwerfern ausgerüstet. Sie werden ebenfalls der Schlachtflotte beigegeben, um die feindlichen Torpedoboote zu vernichten oder auch die größeren Schiffe anzugreifen. Einen nächtlichen Angriff durch Torpedoboote veranschaulicht die nachfolgende meisterhafte Schilderung des ehemaligen Marinepfarrers Heims:

„Ein feiner, singender Ton durchzieht die Luft. Die frische Brise pfeift durch die Blocke der Takelage. Bald steigt der Ton etwas, bald sinkt er wieder ein wenig. Dazwischen das rhythmische Klatschen der Schaumköpfe, die in grünlichen Schlangenlinien die dunkle Wasserfläche durchziehen. Schwerfällig gondelt der Bootskörper hin und her. Der Himmel ist schwarz wie ein Rauchfang und scheint schon wenige Bootslängen ab mit dem Wasser zu verschwinden. An der schwarzen

Wand ein großes, blendendes Licht wie angeklebt, daneben eine Reihe kleinerer Lichtpünktchen dicht nebeneinander in gerader Linie, dann weiterhin noch einige zerstreut. Schweben sie in der Luft, sind es Schiffe, Häuser oder was sonst? Das Auge erkennt nichts. Feiner Regen vom Wind gepeitscht, macht die Luft noch undurchsichtiger. Erst nach Einbruch der Dunkelheit hat eine kleine Schar Torpedoboote still und unbemerkt hier geankert, um sich einige Stunden Ruhe zu gönnen. Das helle Feuer des gewaltigen Leuchtturmes war ihr einziger Führer gewesen. Jetzt glimmen in der trüben Luft einige bunte Lichter auf. ‚Signal!' ruft eine tiefe Stimme vom Vorschiff, und gleich darauf dröhnt das dünne Stahldeck vom schweren Schritt des Signalgasten. Noch eine Zeitlang wechseln die bunten Zeichen hin und her. Gerade das letzte ist verschwunden, als der Kommandant an Deck erscheint.

‚Was ist signalisiert?'

‚Anker lichten!'

‚Klar zum Ankerlichten!'

Ächzend windet sich das Spill; der Anker hat gut gefaßt. Endlich ist er oben. In der Nähe zeigen sich einige matte Lichter und gleiten lautlos vorüber.

‚Positionslaternen blenden! Alle Lichter verdunkeln!'

In wenigen Augenblicken ist das Torpedoboot kaum noch von dem umgebenden Wasser unterscheidbar. Die Maschine arbeitet mit gleichmäßigem Surren. Der Regen dringt immer stechender in die Augen. Die See bricht am Bug und schlägt ihren salzigen Schaum wütend über Walfischdeck und Turm.

‚Sehen Sie die anderen Boote?'

‚Nein, Herr Leutnant!'

‚Gut Ausguck halten! Halbe Fahrt!'

Plötzlich dicht voraus ein dunkler Körper, scheinbar regungslos.

‚Torpedoboot ruht voraus!'

‚Langsam!'

‚Herr Leutnant, es liegt quer vorm Bug!'

‚Maschine halt! — Wohin liegt es?'

‚Ich kann's nicht sehen!'

‚Backbord!'

Das Boot dreht langsam. Der Schatten kommt näher. Jetzt schwebt er wenige Meter an Steuerbord vorüber. Wie Gespensterarme winken zwei Masten in die Luft. Schornstein und Boot bilden einen Block, der die Schaumlinien der Wellen unterbricht.

‚Fritz, bist du's?'

‚Ja; wo sind die anderen?'

‚Rechts voraus!'

‚Famos! Steuerbord!'

Bald gleiten beide Schatten dicht nebeneinander her. In kurzer Zeit sind sie bei den anderen. Jetzt gilt es, geschlossen bleiben, soweit es der noch immer zunehmende Seegang nur zuläßt. Angestrengt späht das Auge nach den dunklen Schemen rechts und links. Kein Licht, kein Signal, kein Zeichen, welchen Kurs sie steuern. Dicht gedrängt folgen sie dem Führer. Zum Glück hört der Regen bald auf. Das Spritzwasser, das beständig über den Bug gepeitscht wird, erschwert schon zur Genüge das Ausguckhalten. Der Regen hatte es fast unmöglich gemacht. Schweigend stehen die Leute auf ihren Posten. Unförmliche Gestalten in schwarzem Ölzeug und dicken Korkwesten. Jetzt schieben sich die Boote näher aneinander. ‚Aufgepaßt!' — der Führer ändert den Kurs; das Dampfruder knarrt. Nach einer Minute gleiten die dunklen Schatten wieder lautlos nebeneinander. Aber die See macht sich nun bemerkbar. Die scharfen Steven schneiden jetzt fast senkrecht in die anrollenden Wellen. Es sind nicht mehr Spritzer, sondern ganze Wassermassen, die über das Walfischdeck und zu beiden Seiten des Turmes nach achtern jagen. Einmal schien der Ausguck, der an Backbord stand, im überkommenden Wasser zu verschwinden; doch da ist er wieder!

‚Kommen Sie nach mittschiffs und halten Sie sich fest!'

Noch immer wächst der Seegang. Die Boote stampfen stark. Wenn das Vorschiff auf das Wasser schlägt, geht ein dumpfes Zittern durch den Bootskörper. Gleich darauf pflegt die Schraube für kurze Zeit aus dem Wasser zu kommen, um dann mit rasender Geschwindigkeit sich zu drehen. In solchem Augenblick scheint das Boot still zu stehen. Dann jagt es wieder weiter; hinter ihm her wie eine Schleppe das phosphoreszierende Kielwasser. Lautlos harrt die Besatzung.

Alle Teufel der Tiefe sind los. Sie freuen sich ihrer wackeren Kumpane da oben, wie sie da ausziehen mit ihren Stahldrachen zu nächtlichem Tun, Tod und Verderben tragend.

Die einzige Rettung, die Hoffnung Tausender sind die winzigen Torpedoboote. Klein an Zahl, aber geführt von Männern, deren Herz in wilder Freude schlägt bei dem Gedanken an ihre Pflicht und die Größe ihrer Aufgabe. Daß diese Nacht über Sein oder Nichtsein der todesmutigen Schar entscheiden wird, wer denkt daran? Wenn der Morgen graut, muß der Feind vernichtet oder zur Flucht gezwungen sein — oder sie ruhen im kühlen Grunde im Seemannsgrab und haben ihre Pflicht erfüllt: Ave Cäsar, morituri te salutant! Die Zeit der Erwartung dehnt sich zur Ewigkeit. Alle Sinne sind gespannt auf Wahrnehmungen aus der Ferne gerichtet. Durch die Seele ziehen pfeilschnell tausend Erinnerungen. Die vorderen Boote verlangsamen plötzlich die Fahrt. Der Knäuel gleitet dichter zusammen, so daß nur wenig Meter die einzelnen Fahrzeuge trennen.

‚Klar zum Gefecht!‘ tönt eine dumpfe Stimme herüber. In gedämpftem Ton wird das Kommando weitergegeben.

‚Der Feind ist zwei Strich an Backbord in Doppelformation!‘

‚Ei! Ei!‘

‚Mit Gott, meine Herren — los!‘

Und die Schatten lösen sich voneinander. In rasender Fahrt jagen sie vorwärts. Jetzt werden dunkle Schatten sichtbar. Nur ein geübtes Auge kann sie als Schiffe erkennen. Sind sie vor Anker oder in Fahrt? Niemand weiß es. Darum gilt es, ihnen dicht auf den Leib zu gehen. Die Angreifer sind noch nicht bemerkt. Die See hat so viele Brecher, daß der von den Booten aufgewühlte Schaum nicht auffällt. Jetzt sind sie da!

Auf dem feindlichen Geschwader saust in steilem Bogen eine Rakete auf; gleich darauf eine zweite — dritte! Grelle, leuchtende Lichtbündel werden sichtbar und suchen irrend umher. Zum Pfeifen und Heulen der Luft gesellt sich das Knacken von Gewehren, das Poltern der Revolverschüsse und das Gebrüll des groben Geschützes. Grell widerleuchtet das Meer vom Glanz der suchenden elektrischen Scheinwerfer. Weißer, dichter Pulverqualm ballt sich zu Wolken.

Jetzt eine dunkle Wand voraus, von der tausend Blitze zu zucken scheinen.

‚Fertig! Los!‘

Es ist kaum Menschenstimme, mit der die Kommandos gegeben werden. Aber sie übergellt das Brüllen, mit dem die Luft erfüllt ist. Und inmitten der dröhnenden Laute vernimmt das Ohr ein surrendes Geräusch: Der Torpedo hat das Rohr verlassen!

‚Halt Steuerbord! — Recht so!‘ — Die Jagd geht weiter.

Ein glühender, braunroter, donnernder Hauch fegt plötzlich über das Boot hin. Der Luftdruck schleudert die an Deck Stehenden zu Boden. Dicker, erstickender Qualm wallt hernieder. Das Boot muß dicht unter der Mündung schwerer feindlicher Geschütze passiert sein. Dann rast es weiter in das Chaos hinein. Da wieder ein schwarzer Rumpf wie eine flammenspeiende Wand. Noch zweimal wird das verderbenbringende Geschoß geschleudert.

Ein dumpfer Ton wie die berstende Eisdecke eines Flusses unterbricht den Höllenlärm der Geschütze. Es war der eigenartige Ton einer Torpedo-Explosion. Noch zwei-, dreimal wird er vernommen. Dann verliert sich alles in der Ferne. Die nun waffenlosen Boote suchen außerhalb des Feuerbereiches zu entkommen.

‚Maschine halt!‘

Das Boot wird untersucht. Es macht kein Wasser. Die Maschine ist gebrauchsfähig, trotzdem einige Granatsplitter ins Innere gedrungen sind. Von den Leuten ist nur einer tot, vier verwundet, davon zwei schwer versengt durch heiße Pulvergase. Einige Leuchtkugeln steigen auf. Dann ein Raketensignal: ‚Sammeln!‘ — Von neuem eilt das Boot in die Finsternis hinein, dem Führer nach. Endlich ist er erreicht. Ein zweites Boot hat sich schon eingefunden. Langsam steuern sie wieder in die Richtung auf den Gegner zu, von Zeit zu Zeit das Signal wiederholend. Aber es kommt niemand mehr. Ein fahles Grau dämmert auf im Osten. Auch die Luft wird heller und der Rumpf der Boote sichtbar: Zerfetzte Schornsteine, zerbrochene Masten, das Deck weißgrau verbrannt: wenige dunkle nasse Flecken darin — Blutflecken — — —. Jetzt verkündet ein blasses Rot das Aufgehen der Sonne. Anfänglich nicht bemerkte schwimmende Körper werden

sichtbar. Es sind Trümmer von Beibooten, Riemen, Spieren, Hängematten, Mützen, die bald einzeln, bald in Gruppen treiben. Dort im Westen zwei Rauchsäulen. Von neuem erregt, starren die müden Augen nach den verblassenden Schattenbildern. Jetzt überfluten die ersten Strahlen des Tagesgestirns die bewegte Wasserfläche: Er ist's, der sich geschlagen zurückziehende Feind, die Trümmer der feindlichen Flotte! Nur zwei Schiffe bringen die Todesbotschaft zurück. Auch von uns schläft jetzt über die Hälfte da drunten. Aber der Sieg ist unser!"

Der größte Feind des Torpedobootes ist außer dem feindlichen Geschütz bei Nacht der elektrische Scheinwerfer. Schon in alten Zeiten haben Leuchtfackeln, Leuchtfässer, Fanale u. s. w. bei der Verteidigung von Festungen gute Dienste geleistet, um nächtliche Überfälle zu verhindern. Nach Einführung des Schießpulvers traten an ihre Stelle Leuchtbomben, Leuchtkugeln und besonders Raketen. Die Raketen wirkten bis auf eine Entfernung von 1600 Metern, was bei der zunehmenden Leistungsfähigkeit der Kanonen nicht mehr genügte. Man erleuchtete daher das Vorgebiet der Festungen durch geworfene Strahlenbündel, später durch sphärische und paraboliſche Spiegel. Aber alle diese Leuchtmittel waren unzulänglich. Erst das elektrische Licht erfüllte vollkommen den angestrebten Zweck, und durch dieses Hilfsmittel konnten die Franzosen während der Belagerung von Paris die nächtlichen Belagerungsarbeiten der Deutschen beobachten.

Die Erfindung wurde vervollkommnet, und heute wird im Festungs- wie im Feld- und Seekriege von den elektrischen Scheinwerfern der ausgiebigste Gebrauch gemacht. Als Lichtquelle dient das Bogenlicht. Dieses Licht muß, um auf größtmöglichste Entfernung zu wirken, durch Spiegelung zurückgeworfen werden.

Man hat zwei Arten von Spiegelungen, den sphärisch geschliffenen Metallspiegel, eine Erfindung des französischen Obersts Mangen, und den paraboliſchen Glasspiegel, der 30—150 Zentimeter im Durchmesser hat und vor jenem den Vorzug verdient, da Metall oxydiert und bei weitem nicht so gut reflektiert wie Glas. Lampe und Spiegel befinden sich in einem leichten eisernen Gehäuse, welches

senkrecht und wagrecht beweglich ist, damit das zu beleuchtende Gelände in verschiedenen Richtungen abgesucht werden kann, weil der Scheinwerfer immer nur eine verhältnismäßig schmale Fläche beleuchtet, denn die Lichtstrahlen müssen möglichst zusammengehalten werden, damit eine kräftige Erhellung des betreffenden Punktes erzielt wird. Zur Erzeugung der Elektrizität bedarf es einer Dynamomaschine, was bei der Umständlichkeit des Transportes die Anwendung der Scheinwerfer beim Landkriege sehr erschwert. Ein Scheinwerfer kann mehr als 100 Kilometer weit wirken, aber nur auf einige Kilometer Entfernung können die beleuchteten Gegenstände von dem Beobachter gesehen werden.

Wie wir schon gesagt haben, ist die beleuchtete Fläche nur sehr schmal und tritt dadurch aus dem Zusammenhange des Ganzen beirrend hervor. Auch werfen die vom Scheinwerfer fast horizontal beleuchteten Gegenstände viel längere und schwärzere Schatten als das senkrecht herabfallende Tageslicht. Die langen Schatten geben dem Bilde einen fremdartigen Charakter, der leicht zu optischen Täuschungen führt. Es kann zum Beispiel ein hoher Berg dem Beobachter verborgen bleiben, während die an seinem Fuß liegenden Häuser scharf hervortreten. Zur See bietet der elektrische Scheinwerfer, wenn er richtig bedient wird, außerordentliche Vorteile. Fällt sein heller Lichtkegel auf ein Torpedoboot, so ist für das Geschütz des dadurch bedrohten Schiffes ein sehr deutlich wahrnehmbares Ziel gefunden, und dazu kommt, daß das Scheinwerferlicht den Kommandanten des Torpedoboots unter Umständen völlig blendet. Gelingt es, ein Torpedoboot von vorn scharf zu beleuchten, ehe es zum Schuß gelangt ist, so sieht der Führer des Bootes das feindliche Schiff nicht mehr, der Rohrmeister kann nicht zielen, und dadurch wird der Angriff vollständig vereitelt. . .

Über das Bombardement vom 22. März sei hier die Erzählung des japanischen Kapitänleutnants Nirutaka*) nachgetragen, welcher

*) „Der Akazuki vor Port Arthur", Kriegstagebuch des Kapitänleutnants Nirutaka, in deutscher Übersetzung im Verlage von Eugen Salzer in Heilbronn erschienen.

an Bord des Panzerschiffes „Fuji“ den Kampf mitgemacht hat. „Die Beschießung hätten wir also wieder einmal hinter uns,“ schreibt der japanische Offizier, „und der arme ‚Fuji‘ hat wieder etwas abgekriegt. Allerdings nicht er allein, sondern auch ‚Asahi‘, und ein kleiner Kreuzer, dessen Namen wir noch nicht wissen, soll sogar am Sinken gewesen sein. Die Sache spielte sich ungefähr folgendermaßen ab:

Wie man sich denken konnte, haben die Torpedoboote in der Nacht vorher keinen Erfolg gehabt, konnten auch gar keinen haben, denn der ‚Retwisan‘ liegt als vorgeschobene Küstenbatterie an der Einfahrt, es ist ein Wachtdienst von Kreuzern und, ich glaube, Kanonenbooten eingerichtet. Die Scheinwerfer suchen ununterbrochen die Reede ab, wie also soll ein Torpedoboot da angreifen können? Der ‚Retwisan‘ wäre auf der Reede tatsächlich das einzige Objekt, und an ihn ist nicht heranzukommen. Sonst sind auf der Reede keine Schiffe, die man angreifen könnte.

Nachdem also die Torpedoboote sich auf unsere Linienschiffe zurückgezogen hatten und dann per Signal nach den Miautauinseln detachiert worden waren, dampfte das Geschwader in Schußweite heran. Wir, ‚Fuji‘ und ‚Jaschima‘, (ebenfalls ein Panzerschiff), erhielten den Befehl, uns vom Geschwader fortzubewegen, uns hinter das Vorgebirge von Liautischan zu legen und von da ein indirektes Feuer auf Stadt und Hafen zu eröffnen. Jedenfalls wollte der Admiral das Feuer der Russen teilen und womöglich etwas Verwirrung und Unruhe hineinbringen. Man hatte dasselbe schon neulich gemacht und stundenlang über die Berge weggeschossen, ohne das Ziel sehen zu können. Ob man was dabei getroffen hat, wissen wir nicht. Aber damals haben die Kreuzer, die vor der Reede lagen, behauptet, daß sie gerade die Aufschläge der indirekten Schüsse deutlich gehört hätten.

Wir und der ‚Jaschima‘ legten uns also hinter Liautischan zu Anker, und nun wurden die Geschütze ganz hoch, so hoch wie möglich gerichtet und nach Plan, Karte und Schußtafel wurde ausgerechnet, wie man das unsichtbare Ziel treffen könnte. Ich hatte dabei immer die Kindheitserinnerung im Kopf, wie ich mit Steinen über ein Haus hinüberwarf, um einen Mann zu treffen, von dem ich wußte,

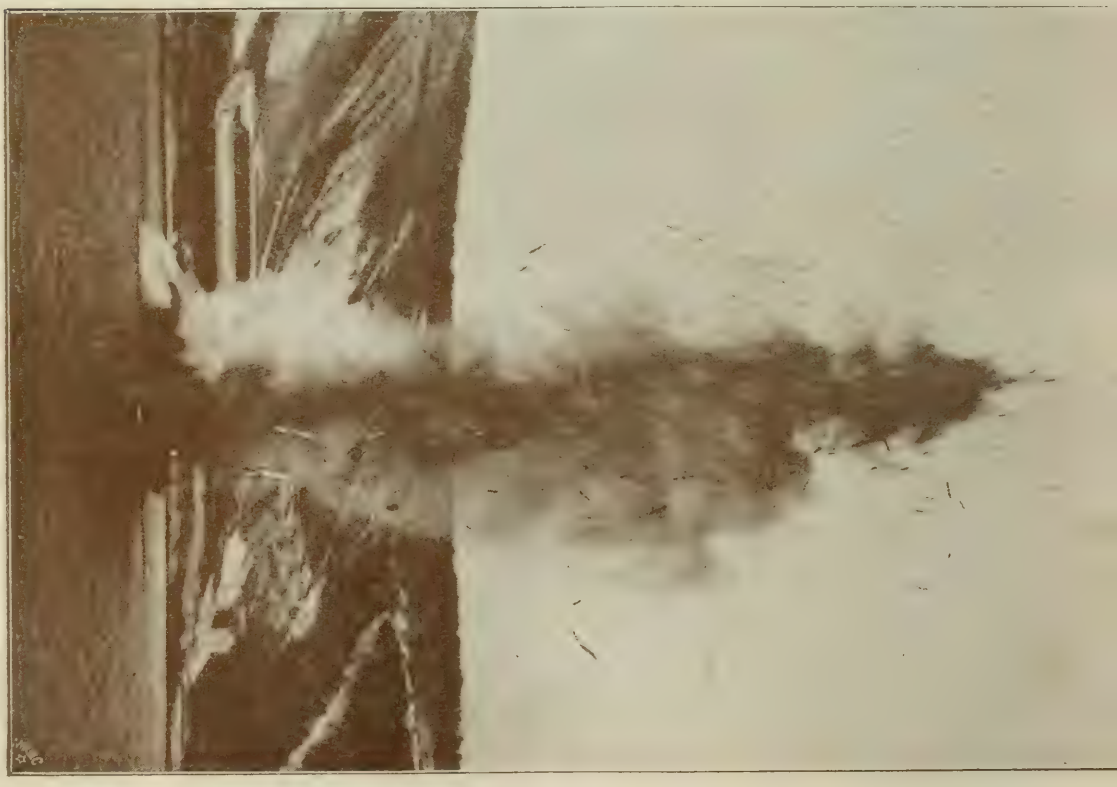
daß er auf der anderen Seite mit irgendwelchen Arbeiten beschäftigt war.

Wir hatten noch nicht angefangen, das Feuer zu eröffnen, denn es war nötig, den Ankerplatz zu verändern und die richtige Entfernung herausbekommen, da plötzlich heulte und pfiff es durch die Luft, und 100 Meter von uns schlug platschend ein schweres Geschoß ins Wasser hinein. Es prallte nicht ab, wie die flach aufschlagenden Granaten immer tun, und so war sicher, daß die Russen sich ebenfalls auf indirektes Schießen eingerichtet, uns beobachtet hatten, wie wir vom Geschwader detachiert wurden, und uns auf diese Weise zuvorkommend empfingen. Nach wenigen Minuten folgte ein zweiter Schuß, welcher auch nicht weit entfernt einschlug, und nun waren wir auch soweit, das Feuer beginnen zu können. ‚Jaschima‘ und wir schossen abwechselnd und hatten unsere Visire so gestellt, daß wir immer einen gewissen Raum unter Feuer nahmen, nach der Karte den Innenhafen, die Stadt und die naheliegenden Forts von Port Arthur. Man merkt aber doch, daß die Schiffsgeschütze, und vor allem das Schiff, nicht für Steilfeuer gebaut sind, und lange würden die Unterbauten der Geschützturme diese Geschichte wohl nicht aushalten. Man merkte bei jedem Schuß die kolossale Erschütterung aller Verbände. Es ist ja auch ganz natürlich, denn je höher die Geschützmündung gerichtet ist, desto mehr nach unten geht der Rückstoß beim Schuß, unterstützt noch durch die Schwerkraft des Geschützes selbst. Zu unserem großen Erstaunen kam kurz nach unserem zweiten Schuß der Funkentelegraphist mit einem Zettel heraus: Signal vom Kreuzer ‚Akaschi‘: ‚Schuß Nr. 3 ungefähr 500 Meter zu weit, Seitenrichtung scheinbar gut‘. Das war sehr angenehm, so wußte man wenigstens, wie man zu schießen und welche Fehler man gemacht hat.

Es war eine sehr richtige Idee von Admiral Togo. Er hatte die Kreuzer ‚Akaschi‘, ‚Janischo‘ und ‚Niitaka‘ so vor die Reede von Port Arthur, allerdings auf ganz weite Entfernung, sich legen lassen, daß sie beobachten konnten, wie unsere Schüsse ungefähr einschlugen, und nach jedem meldeten sie mit Funkentelegraphie, wie ihre Beobachtung war, und wir konnten uns danach korrigieren. Bald kam

Der Zar segnet Truppen vor ihrer Abreise nach Ostasien.

Schuss aus einem japanischen Torpedoboot.



Wirkung eines Torpedoschusses an einem russischen Fahrzeuge.

denn auch, allerdings nach einem Schuß der ‚Jaschima‘, das Signal: ‚Treffer in der Stadt, Feuer‘. Die ‚Jaschima‘ signalisierte uns sofort, mit welcher Erhöhung sie geschossen hätte, und genau die Seitenrichtung, und nun begannen wir ein schnelles, heftiges Feuer aus unseren mittleren und schweren Geschützen. Der Schiffskörper erzitterte, und die Leute arbeiteten schweißtriefend an den Geschützen. Unermüdlich wurde die Munition herangeschafft, und wir hatten nur zu tun, um zu verhindern, daß zu schnell nach jedem Schuß wieder geladen würde. Ich habe meine beiden Turmgeschütze stets sorgfältig feucht auswischen lassen. Denn wenn glimmende Pulverrückstände im Rohr bleiben, so können diese durch den Luftzug, wenn der Verschluß geöffnet wird, zu heller Flamme werden, die hinten herausschlägt, und das größte Unglück kann passieren.

Die Leute waren damit gar nicht zufrieden, sie wollten so schnell wie möglich schießen und fanden die Vorsicht wahrscheinlich nicht kriegsmäßig. Wir alle arbeiteten wie die Pferde, unsere Stimmen waren heiser, die Mundhöhle ausgetrocknet und das Gesicht mit dicker, grauer Kruste bedeckt.

Ich dachte gerade, es sei nur gut, daß die von Port Arthur nicht treffen, da im selben Moment ein Zischen in der Luft, ein furchtbarer Krach, dichter gelber Rauch um uns herum, eine hohe Flamme schlägt empor. — Ich erinnere mich noch, daß ich schreien wollte: ‚Alles hinlegen!‘. Aber weiter weiß ich nichts mehr und auch nicht, ob ich es getan habe. Als ich wieder zu mir kam, lag ich vorn im Schiff im Lazarett, mit Eis auf dem Kopf, und der Arzt erzählte mir, es wäre eine schwere Granate zwischen den hinteren Turm und den mittleren Aufbau auf Deck geschlagen. Ich hatte keine Verletzungen direkt bekommen, war aber durch den Luftdruck hingeschleudert worden und hatte mich am Kopf gegen die Turmwand etwas kontusioniert; nach einiger Zeit war ich wieder soweit in Ordnung, daß ich aufstehen konnte, besonders geistreich kam ich mir aber nicht vor. Der Kopf brummte, und ich ging herum wie im Traum. Der ‚Fuji‘ war schon wieder Anker auf gegangen und in See. Die Granate hatte furchtbare Verwüstungen angerichtet. Das Oberdeck war durchschlagen und im Zwischendeck alles weggefegt, was in

ihrem Bereich stand. Die Deckstützen, teils krumm gebogen, teils herausgeschlagen und wie Geschosse immer um ihre Querachse herumwirbelnd, durch den Raum gesaust; eine stak wie eine Lanze in der Bordwand und war zur Hälfte nach außen durchgegangen. Zwölf Leute, die gerade im Zwischendeck beschäftigt waren, hatte das Geschoß teils völlig zerrissen, teils schwer verwundet. Noch klebten das Blut und grauweiße Gehirnteile an den Decks oben und unten und an den Wänden. Die Granatsplitter der krepierten Granaten hatten teilweise auch das zweite Deck durchgeschlagen und waren wie Geschosse in dasselbe hinuntergeflogen, ohne dort scheinbar Schaden anzurichten. Im Oberdeck war ein weites, unregelmäßiges Loch gerissen und der Holzbelag sofort in Brand gesetzt worden.

Immerhin war es ein Glück, daß die Granate, es war übrigens eine 30,5 Zentimeter, nicht auf meinen Turm gefallen war, sonst wäre es weit schlimmer geworden. Unsere Türme, wie überhaupt ja die ganze Schiffspanzerung, sind nicht darauf eingerichtet, Geschosse, die von oben kommen, abzuwehren, und die Turmdecke wäre ohne Zweifel durchschlagen worden. Ich und die ganze Turmbesatzung hätten nicht nur auf eine weitere Fortsetzung des Krieges verzichten können, sondern auch die Turmgeschütze selbst. Hinter ihnen lag noch die Munition für zwei Schuß, und diese wäre auch mit in die Luft gegangen. So war also noch manches Glück bei der Sache." —

Wie man aus diesem hochinteressanten Berichte ersieht, empfing der Kommandant des „Fuji" auf offener See von einem das Gefecht beobachtenden anderen Schiffe eine telegraphische Weisung mittels der Funkentelegraphie. Über diese auch für die Kriegführung äußerst wichtige Errungenschaft der modernen Wissenschaft und Technik mag an dieser Stelle einiges eingeflochten werden. Ein genaues Verständnis der Telegraphie ohne Draht setzt eine gründliche Kenntnis der physikalischen Gesetze voraus. Wir müssen uns daher auf das Tatsächliche beschränken.

Die Übertragung bei der Funkentelegraphie geschieht dadurch, daß elektrische Kraft in Form von Wellen oder Schwingungen von dem Aufgabeorte des Telegramms ausgestrahlt und an der Ankunftsstelle sinnlich wahrnehmbar gemacht wird. Zu diesem Zwecke ist

an beiden Stellen je ein Mast aufgestellt und an diesem ein emporgezogener, oben frei endigender Luftdraht oder Luftleiter angebracht, das sogenannte Fühlhorn der Station. An der Aufgabestelle werden in diesem Luftleiter mittels elektrischer Funkenentladungen Schwingungen erzeugt, die nach allen Richtungen hin ausstrahlen. Durch Schließen und Öffnen eines Stromkreises werden kürzere oder längere Strahlungswirkungen ausgesandt. Die kurzen bilden die Punkte, die längeren die Striche des auch bei der gewöhnlichen Drahttelegraphie angewandten Morsealphabets.

An der Empfangsstelle treffen die ausgestrahlten Wellen den dort befindlichen Luftleiter und versetzen ihn in ähnliche Schwingungen wie der Gebeluftleiter sie gibt. Die ankommenden Wellenwirkungen können für die Sinne nur durch den sogenannten Wellendetektor wahrnehmbar gemacht werden. Das ist ein Apparat, der den Stromkreis des Empfängers schließt, sobald die ankommenden Wellen auf ihn wirken, und ihn öffnet, wenn die Wirkung aufhört. Durch das Öffnen und Schließen werden die Wellenwirkungen als Morsezeichen wahrnehmbar gemacht, entweder als Punkte und Striche auf einem Papierstreifen oder auch mittels eines Telephons, in dem man die Punkte und Striche als kurze oder langandauernde Geräusche hört. Die elektrische Kraft, oder sagen wir: die Funkenbotschaft dringt in den ganzen weiten Raum hinein, sie wird wie aus einem gewaltigen Sprachrohr in alle Welt hinausposaunt, kein Berg, kein Gebäude hält sie in ihrem Laufe auf, auch die Rundung der Erde ist kein Hindernis. Durch den Auffangapparat gelangt die Nachricht zu dem, für welchen sie bestimmt ist, sie kann aber auch zu jedem andern dringen, der mit dem gleichen Apparate versehen ist.

Das letztere könnte besonders im Kriege gefährlich werden, wenn wichtige Nachrichten vom Feinde aufgefangen werden. Dies ist natürlich nicht ausgeschlossen, doch kann der Feind weder die Richtung ermitteln, von welcher die Zeichen kommen, noch kann er die Entfernung feststellen. Auch kann ihm das Verständnis der Depesche unmöglich gemacht werden, wenn der Absender sich einer Chiffernschrift bedient, zu welcher nur der berechtigte Empfänger den Schlüssel besitzt. Daß die Japaner sich dieser Schrift im Kriege

bedienten, mußte ein Schiff vom Wladiwostokgeschwader erfahren, welches auf offener See ein japanisches Funkentelegramm auffing, ohne dasselbe jedoch entziffern zu können.

Der Nutzen der drahtlosen Nachrichtenübermittlung im Kriege ist von ungeheuerer Tragweite. Der Zeitaufwand, den z. B. zu Lande die Anlage einer Telegraphenlinie erfordert, fällt weg, es brauchen natürlich auch keine Zwischenstationen errichtet zu werden, es kann keine Zerstörung der Linie durch den Feind stattfinden, und somit sind zur Bewachung derselben auch keine Truppen nötig. Der Abstand zwischen den Stationen kann zu jederzeit geändert und in beliebige Entfernungen gerückt werden. Von einer Zentralstation aus können Befehle an beliebig viele Stationen übermittelt werden; dies gilt auch für den Seekrieg, wo die Schiffe eines Geschwaders durch die Funkentelegraphie in fortwährender Verbindung erhalten werden und vom Flaggschiff aus ihre Direktiven empfangen können.

Selbstverständlich bietet die drahtlose Telegraphie auch dem friedlichen Verkehre eminente Vorteile. Viele Schnelldampfer haben bereits drahtlose Stationen an Bord, und die Reisenden sind dadurch in den Stand gesetzt, unterwegs Telegramme aufzugeben, sei es nach den Küstenstationen, von denen dieselben durch den gewöhnlichen Telegraphen weiterbefördert werden, sei es nach anderen Schiffen. An den wichtigsten Küstenpunkten sind bereits zahlreiche Stationen für Funkentelegraphie errichtet, was von großer Bedeutung ist, wenn Schiffe sich in Not befinden und schneller Hilfeleistung oder eines Lotsen bedürfen.

Die wissenschaftlichen Entdecker der drahtlosen Telegraphie sind die Professoren Hertz und Righi; die ersten Versuche, die Entdeckung praktisch zu verwerten, machten Marconi und Preece; große Verdienste um die Vervollkommnung des Systems knüpfen sich an die Namen Zenneck, Siegsfeld, Slaby, Arco und Braun.

Für den Techniker gibt es heutzutage keine Grenze, daher läßt sich noch gar nicht voraussehen, welche Fortschritte auf diesem Gebiete noch bevorstehen. Aber der große Gelehrte Professor Aryton wird wohl nicht falsch prophezeien, indem er sagt: „Wenn wir einst alle vergessen sind, wenn Kupferdrähte, Guttaperchahüllen und Eisen-

band nur noch im Museum ruhen, dann wird das Menschenkind, das mit dem Freunde zu sprechen wünscht, und nicht weiß, wo er sich befindet, mit elektrischer Stimme rufen, welche allein nur jener hört, der das gleichgestimmte elektrische Ohr besitzt. Er wird rufen: ‚Wo bist du?', und die Antwort wird an sein Ohr klingen: ‚Ich bin in der Tiefe des Bergwerks, auf dem Gipfel der Anden, oder auf dem weiten Ozean'. Oder vielleicht wird keine Stimme antworten, und er weiß dann, sein Freund ist tot!"

## Siebentes Kapitel.

Zweiter Verſuch, die Hafeneinfahrt von Port Arthur zu ſperren. — Das ruſſiſche Admiralſchiff „Petropawlowsk" fliegt in die Luft. — Tod des Admirals Makarow. — Der Schlachtenmaler Wereſchtſchagin. — Rettung des Großfürſten Kyrill. — Die Admirale Skrydlow und Withöft. — Über die unterſeeiſchen Minen. — Bombardement vom 15. April. — Zuſtände in Port Arthur. — Eine heitere Epiſode. — Neue Kreuzfahrt des Wladiwoſtok-Geſchwaders. — Vernichtung des japaniſchen Transportdampfers „Kinſchiu". — Flüchtlinge vom „Kinſchiu" und ihre Abenteuer. — Das Wladiwoſtok-Geſchwader vergeblich verfolgt.

Admiral Togo traf Vorbereitungen zu einem zweiten Verſuche, die Hafeneinfahrt vor Port Arthur durch Verſenkung von Schiffen zu ſperren.

Die Seeſoldaten, welche ſich an dieſen kühnen Unternehmungen beteiligten, waren ſämtlich Freiwillige. Sie durften ſich aber nur heimlich melden und ſelbſt ihren beſten Freunden nichts davon ſagen, weil Togo wußte, daß ſich ſonſt zu viele herandrängen würden. Dennoch gingen mehr noch als 2000 Meldungen ein. Nur 77 Mann wurden auserwählt, darunter Korvettenkäpitän Hiroſe, welcher ſchon beim erſten Sperrungsverſuch einen mit 15 Perſonen bemannten Brander geführt, denſelben geſprengt hatte und im heftigſten feindlichen Granatenfeuer in einem Boote entkommen war.

Die zur Sperrung beſtimmten Schiffe, welche mit Steinen beſchwert und mit Höllenmaſchinen verſehen wurden, waren die vier Dampfer „Fukui", „Joſhiko", „Jonejama" und „Chijo". Am 27. März gegen 4 Uhr früh näherten ſie ſich der Hafeneinfahrt, wurden jedoch von drei feindlichen Kanonenbooten bemerkt und beſchoſſen. Dennoch dampften ſie weiter, gefolgt von ihrer Eskorte, die aus 15 Torpedobooten und Torpedobootzerſtörern beſtand. Die Brander waren der Einfahrt bis auf 5—6 Kilometer nahe gekommen, als der vorderſte von einem Torpedoſchuß getroffen wurde und

versank; die beiden nächsten teilten das gleiche Schicksal, während der vierte strandete. Auf einem der gesunkenen Schiffe befand sich Korvettenkapitän Hirose; seine Mannschaft hatte bereits die mitgeführten Rettungsboote bestiegen, als er bemerkte, daß noch ein Mann fehlte. Er begab sich auf das sinkende Schiff und ging mit diesem unter.

Zwischen den russischen und japanischen Torpedobootszerstörern entspann sich ein heftiges Gefecht. Das Feuer der russischen Batterien wurde von 16 Schiffen der japanischen Flotte erwidert, wobei die Torpedoboote Gelegenheit fanden, sich aus dem Kampfe zu ziehen. Die russische Flotte hatte zum Gefecht klar gemacht, doch nahm Admiral Togo aus den uns bereits bekannten Gründen die Herausforderung nicht an, sondern zog sich gegen 10 Uhr zurück.

Über den Verlauf des Unternehmens erstattete der Admiral Togo folgenden Bericht nach Tokio:

„Am 27. März um $^1/_2 4$ vormittags erreichten die vier Sperrschiffe, begleitet durch die Torpedojäger- und die Torpedobootflottille, den Eingang zum Hafen von Port Arthur. Trotz der Beleuchtung durch die feindlichen Scheinwerfer steuerten die Schiffe direkt auf die Hafeneinfahrt zu, wurden aber auf zwei Seemeilen Entfernung vom Feinde entdeckt und von den wachhabenden Schiffen und den Strandbatterien von beiden Seiten heftig beschossen. Trotzdem gelang es, die Schiffe bis auf die innere Reede zu bringen. Die „Chijo-Maru" ging vor Anker, ungefähr eine halbe Kabellänge von der Küste an der Westseite des Goldenen Berges, wo sie gesprengt und versenkt wurde. Als die „Fukui-Maru" links vom obengenannten Schiffe, aber mehr nach vorn, ihre Anker auswerfen wollte, wurde sie von einem feindlichen Torpedojäger mittels eines Fischtorpedos angeschossen und sank. Die „Joshiko-Maru" ging links von der „Fukui-Maru" vor Anker und wurde gesprengt. Die „Jonejama-Maru" fuhr zwischen der „Fukui-Maru" und der „Chijo-Maru" hindurch, nachdem sie einen feindlichen Torpedojäger von rückwärts angerannt hatte, und ankerte in der Mitte der inneren Reede. Das Schiff wurde dort von feindlichen Fischtorpedos getroffen, legte sich auf die Seite und sank in der Nähe des linken Ufers mit der Breitseite nach unten.

Der Sperrungsversuch verlief, wie oben geschildert, es bleibt jedoch zwischen der „Joshiko-Maru" und der „Jonejama-Maru" noch ein freier Zwischenraum, so daß leider die vollständige Sperrung des Hafens nicht erreicht wurde.

Unsere Torpedoboote „Awotaka" und „Tsubame" trafen bei dem Vorgehen mit den Sperrschiffen bei einer Entfernung von einer Seemeile vom Hafeneingang auf feindliche Torpedojäger und nahmen das Gefecht auf. Es gelang ihnen, die feindlichen Boote stark zu beschädigen, und es schien, als ob bei einem der Kessel zerstört worden ist, denn beim Rückzug desselben sah man eine starke Ausströmung des Dampfes.

Nach Beendigung des Angriffs und Aufnahme der Bemannung der Dampfer bemerkte man ein feindliches Schiff am Fuße des Goldenen Berges, welches anscheinend vollständig manövrierunfähig war. Obgleich unsere Torpedojäger und Torpedoboote bis nach Anbruch der Morgendämmerung noch im Bereich der feindlichen Batterien blieben, von denen sie heftig beschossen wurden, erlitten dieselben nicht die geringste Beschädigung."

Die Zahl der Toten gibt der Bericht auf 2 Offiziere und 2 Matrosen, die der Verwundeten auf 9 Mann an. Die meisten übrigen Teilnehmer der Expedition wurden unversehrt von den Torpedobooten aufgenommen.

Die beiden Sperrungsversuche vom 23. Februar und 27. März kosteten der japanischen Regierung über 5 Millionen Mark, welche sie an die Eigentümer der versenkten Schiffe zu zahlen hatte.

Die Russen hatten den Branderangriff glücklich vereitelt, aber es nahte für sie ein Unglückstag, der ihnen schwere und unersetzliche Verluste bringen sollte. Man machte sich in Port Arthur jede Nacht auf einen neuen Sperrungsversuch gefaßt, doch die nächsten zwei Wochen vergingen ruhig. Am 11. April lief Admiral Makarow mit dem Geschwader und 14 Torpedos aus und kehrte noch am gleichen Tage in den Hafen zurück. Am Abend des 12. April telegraphierte er an den Zaren, daß er im Begriff stehe, zu einer Entscheidungsschlacht zu schreiten, und noch in derselben Nacht sandte er eine Abteilung von 8 Torpedos aus mit dem Befehle, den Feind anzu-

greifen, wenn er sich zeigen sollte. Was weiter geschah, teilt der hier folgende Bericht des Statthalters Alexejew mit:

„Während des starken Regens in der Nacht trennten sich 3 Torpedoboote von der Abteilung. Von ihnen kamen 2 mit Tagesanbruch in Port Arthur an. Dabei begegnete eins von ihnen 4 feindlichen Torpedobooten; es wich ihnen aus, indem es sich weiter von der Küste hielt. Das dritte Torpedoboot „Straschny" begegnete, wie die Matrosen aussagen, mehreren in Fahrt begriffenen japanischen Torpedobooten und hielt sie in der Dunkelheit für russische. Es gab ihnen deshalb ein Erkennungssignal und schloß sich ihnen an. Bei Tagesanbruch wurde es aber vom Feinde erkannt. In dem folgenden Nahkampf wurde die Mehrzahl der Mannschaft getötet. Der verwundete Leutnant Malejew fuhr fort, persönlich mit einem Maschinengewehr den Feind zu beschießen. Der Kreuzer „Bajan", welcher am 13. April bei Tagesanbruch den Torpedobooten entgegenfuhr, ging unter Volldampf ihnen zu Hilfe. Etwa 16 Meilen (ungefähr 30 Kilometer) von Port Arthur sah er das Torpedoboot „Straschny" im Kampfe mit 4 japanischen Torpedobooten. Auf dem „Straschny" erfolgte bald eine Explosion, und es begann zu sinken. Nachdem der Kreuzer „Bajan" die feindlichen Torpedoboote durch Schüsse vertrieben hatte, näherte er sich dem Kampfplatze und setzte Schaluppen aus. Es gelang ihm, die übriggebliebenen fünf Mann, welche in der See schwammen, zu retten. Beim Retten der Leute war der Kreuzer genötigt, von Steuerbordseite aus einen Kampf mit sechs sich nähernden japanischen Kreuzern zu beginnen. Nachdem die Schaluppen an Bord genommen waren, ging der „Bajan" nach Port Arthur. Er erlitt keine Verluste noch Beschädigungen, obwohl ihn viele Geschoßsplitter trafen. Ihm eilten die „Diana" zu Hilfe und 5 Torpedoboote. Gleichzeitig liefen die übrigen Kreuzer, die Panzerschiffe „Petropawlowsk" und „Poltawa" und ein Teil der Torpedoboote auf die Reede aus. Dann verließen auch die übrigen Panzerschiffe den Hafen.

Nachdem die Schiffe sich in Kiellinie formiert hatten, mit dem „Bajan" an der Spitze und den Torpedobooten an den Flanken, fuhr der Kommandant der Flotte zum Kampfplatz des „Straschny", dem

sich die japanischen Torpedoboote und Kreuzer wieder genähert hatten. Nach kurzem gegenseitigen Feuer auf eine Entfernung von 50 Kabellängen wandten sich die feindlichen Schiffe dem Meere zu. Um 8 Uhr 40 Minuten morgens wurde ein Geschwader von 9 japanischen Panzerschiffen gesichtet. Unsere Schiffe zogen sich daher nach Port Arthur zurück, wo sich auf der Reede „Popjeda", „Pereßwjet" und „Sewastopol" ihnen anschlossen. Darauf nahm das Geschwader Frontaufstellung in folgender Reihenfolge: „Askold", „Bajan", „Diana", „Petropawlowsk", „Pereßwjet", „Pobjeda", „Nowik", 5 Torpedoboote und zwei Minenkreuzer auf der linken Seite. Den Torpedobooten wurde befohlen, in den Hafen zu gehen. Die Kreuzer erhielten den Befehl, sich in Kiellinie zu formieren.

Nachdem die neue Aufstellung erfolgt war, wandte sich der „Petropawlowsk", der sich an der Spitze befand, nach Osten und ging nach rechts dem Feinde entgegen. Um 9 Uhr 43 Minuten fand an Backbord des „Petropawlowsk" eine Explosion statt, darauf eine zweite stärkere unter der Kommandobrücke. Es erhob sich eine hohe, dichte Säule gelbgrünen Rauches. Dabei hoben sich der Fockmast, ein Schornstein und die Kommandobrücke beim Turm in die Höhe. Das Panzerschiff legte sich auf die rechte Seite. Das Hinterteil hob sich in die Höhe, man sah die in der Luft arbeitenden Schrauben, und der von den Flammen ganz erfaßte „Petropawlowsk" sank binnen nicht mehr als zwei Minuten, indem er mit dem Vorderteil ins Wasser tauchte. Ein Teil der Besatzung rettete sich auf das Achterdeck des Kreuzers „Gaidumak", der sich eine Kabellänge vom „Petropowlowsk" befand. Mit Hilfe von Schaluppen gelang es, direkt vom Kreuzer aus Seine kaiserliche Hoheit den Großfürsten Kyrill Wladimirowitsch, 2 Offiziere und 47 Matrosen zu retten. Die herbeigeeilten Torpedoboote und Schaluppen von der „Poltawa" und dem „Askold" retteten ebenfalls Leute. Im ganzen wurden 7 Offiziere und 73 Mann gerettet. Das Panzerschiff „Poltawa", das im Kielwasser des „Petropawlowsk" zwei Kabellängen (eine Kabellänge = 185 Meter) von ihm gefahren war, stoppte und verblieb auf der Unglücksstätte.

Auf ein Signal des Fürsten Uchtomski fuhren die übrigen Schiffe

zum Hafeneingang, indem sie sich in Kiellinie formierten mit dem „Pereßwjet" an der Spitze. Kurz darauf erfolgte unter der rechten Seite des Panzerschiffes „Pobjeda" eine Minenexplosion. Das Schiff legte sich auf die Seite, setzte aber seinen Weg fort und fuhr in den Hafen ein; ihm folgten alle anderen Schiffe. Der Feind blieb bis 3 Uhr sichtbar und entfernte sich dann. In der Nacht, die dem Auslaufen des Geschwaders vorherging, wurden in weiter Ferne auf der Reede Lichter und die Umrisse von Schiffen bemerkt. Hierbei beobachtete der Kommandant der Flotte persönlich bis zum Morgen alles, was vorging, vom Kreuzer „Diana" aus, der auf der äußeren Reede an Bojen festgemacht hatte, und verließ ihn um 4 Uhr morgens."

Die geheimnisvollen Lichter, welche in der vorhergegangenen Nacht weit draußen auf der Reede bemerkt worden waren, hatten japanischen Schiffen angehört. Es war der Minendampfer „Koryo" in Begleitung zahlreicher Torpedoboote gewesen, der auf der Außenreede eine Anzahl von Streuminen gelegt hatte, die dem „Petropawlowsk" zum Verderben wurden.

Die Minen waren nicht in der Richtung gelegt, welche die Schiffe beim Ein- und Auslaufen innehielten, sondern in dem Teile der Außenreede, wo sich das russische Geschwader in langer Linie zu entwickeln pflegte, wenn es sich unter dem Schutze der Küstenbatterien zum Gefecht bereit machte. So kam es, daß beim Auslaufen die Schiffe nicht auf die Minen gestoßen waren, sondern erst als sie nach der Rückkunft auf der Reede wieder umkehrten und sich in breiter Schlachtlinie auseinanderzogen. Als Togo mit seinen Schiffen vor Port Arthur erschienen war, hatte er nur den Zweck verfolgt, die Russen auf die Minen zu locken.

Eine solche unterseeische Mine reißt selbst bei Schiffen mit doppeltem Boden ein viele Meter im Geviert messendes Loch, in welches das Wasser einbricht; durch diese tausende von Kilogramm betragende einseitige Belastung wird das Schiff aus dem Gleichgewicht gebracht, es neigt sich stark auf die Seite, wodurch der Aufbau das Übergewicht erhält und seine Besatzung binnen wenigen Sekunden in die Tiefe niederzieht. Die Explosion der Mine muß aber eine

solche Kraft gehabt haben, daß sie das Munitionsmagazin des „Petropawlowsk" erreichte und dieses ebenfalls zur Explosion brachte, so daß das Schiff vollständig in Stücke gerissen wurde.

Nur der Schiffskommandant, 7 Offiziere, ein Arzt und 73 Matrosen vermochten sich zu retten, wogegen 600 Menschenleben in den Wellen endeten. Unter den Opfern der furchtbaren Katastrophe befand sich Admiral Makarow mit seinem gesamten Stabe.

Einer der Überlebenden, Signalmann Pockhoff, der nur leicht verwundet wurde, schildert die letzten Augenblicke unmittelbar vor dem Untergange des Schiffes mit folgenden Worten:

„Ich stand im Steuerradhause auf der Brücke des ‚Petropawlowsk' und schlug im Signalbuch nach. Makarows letztes Signal hat gelautet, die Torpedoboote sollten in den Hafen zurückkehren. Der ‚Petropawlowsk' hatte seinen Kurs verlangsamt und stand beinahe still. Plötzlich wurde das Schiff heftig erschüttert, ich hörte eine fürchterliche Explosion, und dann gab es noch eine und dann wieder eine. Sie schienen direkt unter der Brücke zu erfolgen. Ich eilte zur Tür des Radhauses, konnte aber am Steuermann nicht vorbeikommen; ich sprang durch das Fenster. Das Schiff senkte sich auf die Seite, ich fürchtete jeden Augenblick, es würde umschlagen. Auf der Brücke sah ich einen Offizier sich im Blute wälzen. Es war unser Admiral Makarow. Er lag mit dem Gesicht nach unten. Ich sprang zu ihm, faßte ihn bei den Schultern und versuchte ihn aufzuheben. Das Schiff schien irgendwohin zu fallen, von allen Seiten flogen Trümmerstücke. Ich hörte furchtbares Geschrei und Getöse, Rauch stieg in dichten Wolken auf, und Flammen schienen zur Brücke hinzuzüngeln. Ich sprang auf das Geländer, wurde aber weggewaschen. Es gelang mir, mich an etwas anzuklammern. Ich erinnere mich an fallende Masten, aber sonst an nichts. Auf unserem Schiff war ein alter Mann mit wunderbarem weißen Bart. Er war sehr gut zu den Leuten. Er hatte ein Buch in der Hand und schien zu schreiben oder zu skizzieren."

Dieser alte Mann mit dem weißen Barte war der berühmte russische Schlachtenmaler Wereschtschagin.

Ursprünglich für den Seedienst bestimmt, hatte er die Marine-

schule in Petersburg besucht, sich aber dann der Malerei gewidmet und auf weiten Reisen sein Talent ausgebildet. Noch vor seiner Abreise nach dem Kriegsschauplatz hatte ihm sein Freund, der Kriegsminister Kuropatkin, geraten, bis zum Mai zu warten, weil die Operationen zu Lande noch nicht begonnen hätten. Der Künstler aber wollte das Bombardement von Port Arthur nicht versäumen. Alle möglichen Vergünstigungen waren ihm gewährt. Er hatte eine Freikarte für alle Bahnen zum Kriegsschauplatz und sollte überall Zutritt erhalten. Am 6. April war er in Port Arthur eingetroffen, um wenige Tage später im Alter von 62 Jahren in den kühlen Wellen sein Grab zu finden.

Ein besonders empfindlicher Verlust war der Tod des Admirals Makarow, der eben erst seine energische Tätigkeit entfaltet hatte. Während des russisch-türkischen Krieges kommandierte er ein russisches Kanonenboot und machte einen kühnen nächtlichen Torpedoangriff auf die türkische Flotte im Hafen von Batum. Im Feldzuge des Generals Skobelew gegen die Turkmenen im Jahre 1881 nahm er an der Erstürmung von Cheok-Tepe teil. Er hat sich auf dem Gebiete der Marinetechnik große Verdienste erworben, erfand eine neue Art der Schiffspanzerung und konstruierte den Rieseneisbrecher „Jermak", mit dem er eine Wintererpedition nach dem Franz-Josephs-Land unternahm. In ihm verlor die russische Flotte einen ihrer begabtesten Führer.

Als der Zar die Nachricht von dem Untergange des „Petropawlowsk" erhielt, weinte er längere Zeit. Von fast sämtlichen Staatsoberhäuptern der Alten und der Neuen Welt erhielt er Beileidstelegramme, das herzlichste wohl vom Deutschen Kaiser, welches besagte: „Rußlands Trauer ist Deutschlands Trauer!"

Durch die russische Presse ging ein lauter Schmerzensschrei über das furchtbare Mißgeschick vor Port Arthur. In der Admiralitätskirche fand für Makarow und die mit ihm umgekommenen Offiziere und Soldaten in Gegenwart des Zaren und sämtlicher Großfürsten eine Seelenmesse statt.

Auch in Japan wurde Makarows Tod bedauert. Obwohl ein Gegner, schätzten ihn die Japaner doch sehr hoch. Von seinem ehe-

maligen Aufenthalte in diesem Lande her war er mit vielen dortigen Persönlichkeiten gut bekannt gewesen. In Kobe fanden sogar öffentliche Beileidskundgebungen für ihn statt; eine Prozession mit weißen Laternen wurde für die Seelen der gefallenen Russen veranstaltet, auf den Bannern las man die Inschrift: „Wir trauern unauslöschlich um den tapferen russischen Admiral Makarow.“ Die Musikkapellen spielten Trauermärsche, Offiziere und Zivilisten hielten Ansprachen an das Volk; eine dort erscheinende Zeitung schrieb: „Während die Nation jubelt, bedauern die Bürger den Tod des ausgezeichneten und tapferen Makarow unter solchen Umständen.“

Der gerettete Großfürst Kyrill Wladimirowitsch hatte sich im Augenblick der Explosion auf dem einen Ende der Kommandobrücke befunden. Über seine Eindrücke und seine Rettung gab er einem englischen Kriegskorrespondenten folgende Schilderung:

„Es schien, als ob die Welt mit Himmel und Wasser zusammenstürzte, und aus dem Golf stieg eine gewaltige Wolke mit blendender Flamme auf, die mit betäubendem Krach in beißenden, erstickenden Rauch zerplatzte. Verbrannt, geblendet, gestoßen und betäubt kam ich endlich hinreichend zum Bewußtsein, um zu bemerken, daß der ‚Petropawlowsk‘ kopfüber unterging. Vom Vorderdeck, das vom Wasser bedeckt war, wurden Leichname hinuntergespült. Überall lagen Trümmer, und der Weg zur Schiffstreppe wurde durch heiße Dämpfe abgeschnitten. Unbestimmt sah ich die Notwendigkeit ein, nach hinten zu gelangen, um zu vermeiden, beim Sinken des Schiffes mit in die Tiefe gezogen zu werden. Ich erinnere mich, mich Hand für Hand von der Brücke heruntergelassen und meinen Weg durch Rauch, Flammen und Dampf unter einem Haufen von Menschentrümmern am Deck genommen zu haben. Durch die Barbette, in die Wasser strömte, erzwang ich mir noch mit Aufbietung aller Kraft den Durchgang nach der Backbordseite. Dort tauchte ich, und dabei schoß mir der Gedanke durch den Kopf, daß ich tief tauchen und so weit wie möglich unter Wasser vom Schiff wegschwimmen müßte, als einzige Möglichkeit, vom sinkenden Schiff loszukommen. Ich tauchte, bis mir die Schläfe beinahe barst, dann suchte ich an die Oberfläche zu kommen. Es war die höchste Zeit, ich sah Licht und konnte meine

Lungen mit Luft füllen. Ich ergriff ein Stück schwimmender Schiffstrümmer und half einem anderen Schwimmer heran.

Dann sah ich mich nach dem ‚Petropawlowsk' um. Ich sah nichts. Die See war ruhig und klar. Kein Zeichen, keine Spur des Unglücks. Einige herumschwimmende Körper, einige leichte Gegenstände und wenige Schwimmer. Ich weiß nicht, wieviel Zeit darüber vergangen war, aber ich habe später gehört, daß 1 Minute 40 Sekunden zwischen der Explosion und dem Untergang vergingen."

Der Verlust des „Petropawlowsk" bedeutete eine wesentliche Verringerung der russischen Streitmacht zur See. Im Jahre 1894 vom Stapel gelaufen, war er ein Zweischraubendampfer von 11130 Tonnen Wasserverdrängung und 16 Seemeilen Schnelligkeit in der Stunde; er besaß einen sehr starken Panzerschutz und eine zahlreiche schwere Artillerie, darunter 16 Schnelladekanonen und 5 Torpedorohre, wovon sich 2 unter und 3 über Wasser befanden. Die Besatzung zählte 700 Mann.

Zum Nachfolger Makarows ernannte der Zar den Admiral Skrydlow, welcher bis dahin den Oberbefehl über die Flotte im Schwarzen Meere geführt hatte und nun nach Petersburg reiste, um dort seine Instruktionen in Empfang zu nehmen. Zunächst führte Admiral Withöft das Kommando über das Geschwader in Port Arthur, bisheriger Chef des Marinefeldstabes. Withöft stammt aus den russischen Ostseeprovinzen und galt als ein sehr erfahrener Seemann; während der chinesischen Wirren nahm er an der Unterdrückung des Boxeraufstandes hervorragenden Anteil. Es war im Schoße der Zukunft beschlossen, daß auch er, gleich wie sein Vorgänger, sein Grab in der Tiefe des Gelben Meeres finden sollte, während Admiral Skrydlow durch die Kriegsereignisse an der tatsächlichen Übernahme des Oberbefehls verhindert wurde.

Das Schicksal des „Petropawlowsk" gibt uns Veranlassung, auf die unterseeische Kriegführung und im besonderen auf ihre furchtbarste Waffe, die Mine, etwas näher einzugehen. In neuerer Zeit hatten sich die Russen im Krimkriege und die Österreicher 1859 zur Sicherung ihrer Küsten der Seeminen bedient.

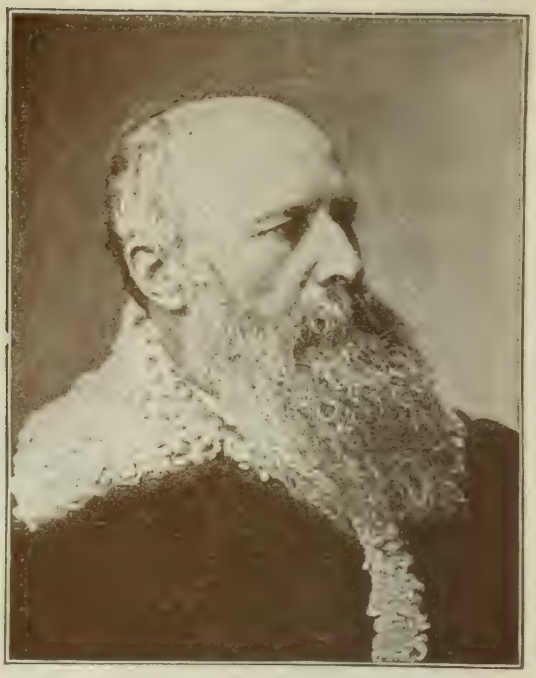
Als die Panzerschiffe aufkamen, wurden Seemine und Torpedo deren gefährlichste Gegner. In dem nordamerikanischen Sezessionskriege gingen durch Minen 11 große Kriegsschiffe und eine Menge kleinerer zugrunde. Mit zunehmendem Erfolge wurden auch in den Kriegen der letzten vierzig Jahre die Seeminen angewendet. Inzwischen sind neue Erfindungen gemacht worden, wodurch ihre Wirksamkeit noch erhöht wurde. Es gibt Stoßminen, Beobachtungsminen, Streuminen u. s. w. Die Stoßmine wird in zwei oder mehreren Zwischenräumen oder „Treffen" gelegt, welche ungefähr 400 Meter voneinander entfernt sind. Jedes „Treffen" besteht aus 2 oder 3 Reihen, in denen die Minen schachbrettartig verteilt sind, wobei sie 30—50 Meter voneinander abstehen. Sie liegen 2—4 Meter unter Wasser und werden an einem Ankertau befestigt, welches von einem schweren eisernen Pilz- oder Schildanker gehalten wird. Die Minen selbst sind konische Gefäße aus Eisenblech und mit Schießbaumwolle gefüllt. Auf der Oberfläche der Mine befinden sich fünf geschlossene Glasgefäße, welche Schwefelsäure enthalten und durch Bleiklappen geschützt sind. Sobald ein Schiff an die Mine stößt, biegen sich diese Bleiklappen, infolgedessen zerbrechen die Gläser, und die Schwefelsäure fließt auf ein darunter befindliches, aus Zinkkohlenplatten bestehendes Trockenelement. Dadurch wird ein elektrischer, mit dem Zünder in Verbindung stehender Stromkreis geschlossen, ein dünner Platinadraht zum Glühen gebracht und durch die Wirkung desselben auf die Zündmasse erfolgt die Explosion.

Hat man eine Minensperre angelegt und will die eigenen Schiffe davor schützen (Beobachtungsmine), so wird die Einrichtung so getroffen, daß der Stromkreis von der Mine durch ein Kabel ans Land geleitet wird. Das Kabel hat zwei Beobachtungsstationen zu passieren und von beiden Stationen aus muß der Stromkreis geschlossen werden, wenn ein feindliches Schiff sich über die Mine bewegt.

Am 15. April eröffnete die japanische Flotte wieder ein Bombardement auf Port Arthur; sie war 14 große Schiffe stark, worunter auch die beiden von der chilenischen Regierung angekauften Kreuzer „Nishin" und „Kashuga", die bei dieser Gelegenheit ihre erste Probe bestanden. Das japanische Feuer wurde von den Küstenbatterien und

Kapt. Jakowlew, Komm. d. „Petropawlowsk". Der am 13. April von Port Arthur durch eine Mine zerstörte russische Panzer „Petropawlowsk".

Admiral Makaroff,
Oberbefehlshaber der russischen Flotte in Ost-Asien, mit d. „Petropawlowsk" vor Port Arthur untergegangen.



W. Wereschtschagin,
berühmter russischer Maler, ging mit dem „Petropawlowsk" vor Port Arthur unter.

Oberbefehlshaber Adm. Skrydlow.

Generalleutnant Graf Keller.

der Flotte erwidert. Hierauf stellten die Japaner ihre Besuche vor Port Arthur auf einige Zeit ein, da ihre Schiffe zum Teil reparaturbedürftig waren, anderenteils zum Schutze des Truppentransports und der Landungen in Korea dienen mußten.

Die Russen behaupteten beständig, die Beschießungen der Stadt und des Hafens hätten nur sehr wenig Schaden angerichtet, dennoch sah es dort übel genug aus. Reisende, welche von Port Arthur kamen, erzählten, die Neustadt habe schwer gelitten und sei von dem größten Teil ihrer Bevölkerung verlassen; ein an der Westseite liegendes Fort sei zum Teil zerstört, Reede und Hafen seien mit Schiffstrümmern bedeckt, aus dem Wasser ragten die Schornsteine und Mastspitzen gesunkener Schiffe hervor. Die letzteren gehörten augenscheinlich den explodierten Brandern der Japaner an.

Die Zivilbevölkerung in Port Arthur verließ in hellen Scharen die Stadt und flüchtete nach Norden. „Ich sehe sie jetzt täglich in Charbin ankommen," schreibt von dort ein deutscher Berichterstatter, „diese traurigen Züge von Weibern und Kindern, die stundenlang scheinbar gelassen vor sich hinstarren, um dann, plötzlich von der Erinnerung ergriffen, in hysterisches Weinen auszubrechen . . . Der Kanonendonner, dessen Luftdruck in der Neustadt alle Fensterscheiben gesprengt hat, liegt ihnen noch in den Ohren."

Um die Zustände in Port Arthur auch von der heiteren Seite zu beleuchten, sei ein Schelmenstreich des dortigen jüdischen Armeelieferanten Zimmermann mitgeteilt. Hat also da der Herr Zimmermann in Tschifu einige Hundert Ochsen für Port Arthur stehen, die er nicht herüberbringen kann. Man läßt also die Tiere schlachten, das Fleisch gefrieren und verladet es auf zwei riesige chinesische Dschunken, deren Steuermann von dem, was vor Port Arthur vorgeht, keine Ahnung hat, und lügt ihm vor, die See sei frei und ein Waffenstillstand eingetreten. Der Mann fährt in vollster Seelenruhe nach Nordost. Zwei Tage später werden zwei chinesische Dschunken vom Leuchtturme Port Arthur gesichtet und man hält sie in der Ferne für die japanische Flotte. Unbeschreiblich war das Erstaunen der Russen, als nun die Chinesen mit dem Fleisch ankamen, und unsagbar dumm das Gesicht des chinesischen Steuermanns, als ihm General Stössel für

sein Heldenstück 100 Rubel schenken ließ, während der Arrangeur der Geschichte, Herr Zimmermann, 1000 Rubel Prämie erhielt.

Die russischen Berichte, die sich zum großen Teil als Lügen herausstellten, haben behauptet, die meisten der japanischen Granaten seien nicht krepiert; die furchtbare Wirkung dieser Geschosse hatte sich jedoch bereits an den russischen Schiffen „Warjag" und „Korejez" betätigt, die bei Tschemulpo völlig vernichtet wurden, und auch ein Arzt in Port Arthur hat sich von ihrer Wirkung mit eigenen Augen überzeugt. Die Granatzünder arbeiteten so präzis, daß sie schon beim Aufschlagen auf das Wasser, ja, sogar bei der Berührung mit dünnen Kleiderstoffen explodierten.

Was die japanischen Schiffe betrifft, so sind dieselben in den Kämpfen vor Port Arthur keineswegs ganz ungerupft davongekommen, das erfuhren das Flaggschiff „Mikasa", die Panzerschiffe „Fuji", „Schikischima" und „Hatsuse", sowie der Kreuzer „Iwate", welche von russischen Granaten getroffen waren und in dem Hafen von Sasebo ausgebessert werden mußten.

Wir müssen uns jetzt nach dem russischen Geschwader in Wladiwostock umsehen, welches, wie wir uns erinnern, bereits eine Kreuzfahrt unternommen und im Februar einen japanischen Handelsdampfer vernichtet hatte. Anfang März erfuhr Admiral Togo, daß die drei russischen Panzerkreuzer abermals von Wladiwostok ausgelaufen seien. Er schickte daher einen Teil seiner Flotte unter dem Admiral Kamimura durch die Meerenge von Korea, um die Russen aufzusuchen. Da sie nicht zu finden waren, begab sich Kamimura nach Wladiwostok und eröffnete dort am 6. März ein lebhaftes Bombardement, welches sich gegen einige Forts und Küstenbatterien, sowie gegen die Reede richtete. Die Entfernung betrug nahezu 9 Kilometer, und die Russen erwiderten daher das erfolglose Feuer nicht. Kamimura wollte nur erkunden, ob die russischen Kreuzer wieder nach Wladiwostok zurückgekehrt seien, und hoffte diese durch seine Beschießung herauszulocken. Da sich kein russisches Kriegsschiff zeigte, so nahm er an, daß das Geschwader sich nicht in Wladiwostok befinde und dampfte wieder ab, erschien aber am nächsten Tage noch einmal, ohne jedoch etwas zu unternehmen. Lange Zeit hörte man

nichts von dem Wladiwostok-Geschwader, bis es in den Tagen vom 23. zum 27. April eine neue Kreuzfahrt machte. Es bestand aus den Kreuzern „Rossija“, „Gromoboi“, „Bogatyr“ und 2 Torpedobooten. Den Oberbefehl führte Admiral Jessen. Am 25. April vormittags erschienen die Schiffe vor Gensan an der Ostküste von Korea, wo sie fünf Seemeilen außerhalb des Hafens liegen blieben. Um den letzteren aber nach japanischen Schiffen abzusuchen, wurden die beiden Torpedoboote hineingeschickt, welche nur den kleinen Küstenfahrer „Gojo“ fanden. Die Besatzung durfte ans Land gehen, das Schiff aber wurde versenkt.

Von der Besatzung der Torpedoboote war eine Abteilung an die Küste gegangen, um Nachrichten einzuziehen, und hatte dort erfahren, daß in aller Morgenfrühe 4 japanische Torpedobootszerstörer ausgelaufen seien. Die japanische Bevölkerung war über die Ankunft der Russen sehr erschrocken und floh. Zwar lag eine kleine Garnison in Gensan, die jedoch von ihren Waffen keinen Gebrauch machte, da für einen solchen Fall die Russen mit einem Bombardement gedroht hatten.

Nachdem die beiden Torpedoboote zu ihrem Geschwader zurückgekehrt waren, setzte dieses seine Fahrt fort und begegnete auf hoher See einem kleinen japanischen Frachtdampfer, der Kriegsvorräte und 27 Koreaner und Japaner an Bord hatte. Nachdem man die letzteren gefangen genommen hatte, wurde das Schiff versenkt.

Es war mitten in der Nacht, als das Geschwader den japanischen Transportdampfer „Kinschiu“ antraf. Er war nur mit 4 Kanonen bewaffnet und hatte Kohlen für die japanische Flotte, sowie Munition und Proviant geladen; außerdem befanden sich eine Anzahl Offiziere, eine nicht ganz vollzählige Kompagnie Infanterie und über hundert Kulis und Passagiere an Bord. Der Dampfer hatte von Torpedobooten eskortiert werden sollen, diese aber gegen Abend infolge starken Nebels verloren. Auf dem „Kinschiu“ hielt man in der herrschenden Finsternis die russischen Schiffe für das japanische Geschwader, dem man durch ein Signal meldete, daß man Kohlen bringe. Daraufhin legte sich der russische Kreuzer „Rossija“ längs-

seits, während die übrigen Schiffe etwa anderthalb Kilometer zurückblieben.

„An ein Entkommen war nicht zu denken," schildert eine japanische Zeitung den weiteren Verlauf der Dinge. „Oberstleutnant Mizoguchi, der den Transport führte, schlug seinen Offizieren vor, zu den russischen Kriegsschiffen hinüber zu fahren, um die entsprechenden Maßregeln zu treffen. Sein Vorschlag wurde angenommen. Begleitet von mehreren Offizieren, begab er sich auf das Kriegsschiff, den ‚Rossija', von wo weder er noch einer seiner Offiziere zurückkehrten. Sie befinden sich jetzt sämtlich als Gefangene in Irkutsk. Daraufhin traten die übrigen Offiziere des Transports zusammen und hielten Rat. Danach begab sich der Hauptmann Shima zu den Mannschaften, die inzwischen angetreten waren, und erteilte ihnen die in der Offizierskonferenz beschlossenen Befehle. Inzwischen hatten der Transportdampfer und auch die russischen Kriegsschiffe Boote zu Wasser gelassen. Drei russische Offiziere kamen an Bord des ‚Kinschiu' und befahlen den Truppen, die Waffen niederzulegen und sich zu ergeben. Falls sie dies täten, sollten sie von den russischen Kriegsschiffen aufgenommen werden. Den Soldaten wurde eine Stunde Bedenkzeit gelassen. Die Besatzung und die Zivilisten an Bord erhielten Erlaubnis, die herabgelassenen Boote zu besteigen. Die russischen Offiziere kehrten darauf zu ihren Schiffen zurück.

Es war Mitternacht. Bei klarem Himmel herrschte heller Mondschein. Über dem japanischen Transportdampfer, der außer den Soldaten jetzt nur noch einige Matrosen und Kulis an Bord hatte, lag tiefes Schweigen. Hauptmann Shima inspizierte nochmals die Mannschaften, die in regulärer Aufstellung im Zwischendeck standen. Ein Teil von ihnen stand da, ohne sich zu rühren, während andere die Bajonette aufsetzten oder mit dem Laden ihrer Gewehre beschäftigt waren, um sich auf den letzten Kampf vorzubereiten. Ein Sergeant sammelte von den Offizieren die in ihrem Besitz befindlichen Landkarten, Skizzen u. s. w. ein, das gleiche tat ein anderer bei den Mannschaften. Die Papiere wurden dann sämtlich ins Kesselfeuer geworfen. Die Mannschaften erhielten Befehl, die Regimentsnummern von den Achselklappen zu entfernen, um keinen Anhaltspunkt

zu hinterlassen, aus dem die Russen irgendwelche Schlüsse hätten ziehen können. Es war inzwischen die zweite Morgenstunde herangerückt. Die von den russischen Schiffen gestellte Frist war abgelaufen. Als Beweis dafür traf ein von den Russen entsandter Torpedo den Vorderteil des Transportschiffes. Darauf begab sich Hauptmann Shima wieder in das Zwischendeck und stellte den Mannschaften anheim, zu tun, was sie wollten, da sich das Unheil nicht abwenden ließe. Die Mannschaften, die um das Schicksal ihrer Offiziere in Sorge waren, stürmten unter Deck nach dem Offiziersalon, dessen Türen sie verschlossen fanden. Innen saßen die Offiziere, die übereingekommen waren, mit dem Schiff unterzugehen, um nicht lebend dem Feinde in die Hand zu fallen. Es soll jedoch unter den Offizieren über diesen Punkt nicht vollkommene Einigkeit geherrscht haben. Es wird gesagt, Leutnant Terada habe sich von den übrigen Offizieren getrennt und das Schiff verlassen, mit dem Bemerken, er würde sein Leben teuer verkaufen und kämpfend sterben, er wolle aber nicht tatlos untergehen. Einige Minuten, nachdem Hauptmann Tschima die Soldaten sich selbst überlassen hatte, begingen die beiden Unteroffiziere Korisu und Horisaka Selbstmord, indem sie einander erschossen; viele andere folgten ihrem Beispiel. Sergeant Okano begab sich auf Deck, zog seinen Säbel und beging Harakiri (Bauchaufschlitzen), was viele andere nachahmten. In mehr soldatischer Weise bemühten sich Korporal Hasimoto und etwa 60 Mann, dem Feinde noch im letzten Augenblick mit den Waffen entgegenzutreten. Sie feuerten unaufhörlich auf die Russen. Diese erwiderten das Feuer mit furchtbarer Wirkung. Das Ende war jetzt nahe. Ein zweiter Torpedo traf den „Kinschiu“ in der Mitte und riß ihn in zwei Teile auseinander. Innerhalb 13 Minuten sank er und nahm alle seine Insassen in das Wellengrab hinab. Aber bis zum letzten Augenblick hatten die japanischen Soldaten ein scharfes Gewehrfeuer auf die Russen unterhalten, um schließlich unter Absingung patriotischer Lieder und Hochrufen für ihren Kaiser und ihr Land unterzugehen.“

Unter den Passagieren des „Kinschiu“ hatten sich 10 Kaufleute befunden, welche übereinkamen, die Flucht zu ergreifen. Einer der Kaufleute berichtet über dieses Abenteuer unter anderem folgendes:

„Wir ließen uns in einem Boote ins Wasser, aber unglücklicherweise lag ein feindliches Torpedoboot an der rechten Seite des ‚Kinschiu', deshalb taten wir, als ob wir zur ‚Rossija' fahren wollten. Mit ihren Scheinwerfern beleuchtete diese uns ganz hell, weshalb wir uns an dem ‚Kinschiu' zu verstecken suchten und nochmals berieten, ob wir trotz des hellen Lichtes des Scheinwerfers die Flucht wagen oder zur ‚Rossija' fahren sollten. Endlich entschlossen wir uns, zu fliehen, wenn wir bei diesem Wagnis auch unser Leben verlieren sollten. Alsdann trennten wir uns trotz der scharfen Bewachung und grellen Beleuchtung von unserem Schiffe; sieben von uns legten sich auf den Boden des Bootes und die drei anderen ruderten kräftig. Zu unserem Glücke verdunkelte sich jetzt der Mond. Als wir etwa 200 Meter weit entfernt waren, vernahmen wir Kanonendonner, der sich nach drei Minuten wiederholte, dann stellte der Feind die Scheinwerfer ab, und es wurde ganz dunkel. Gegen 2 Uhr morgens wurde das Licht des Mondes wieder heller. Wir ruderten immer kräftig nach Westen, aber als der Mond nachher wieder dunkel wurde, verloren wir die Richtung und mußten auf den Anbruch des Tages warten. Wir hatten nun wieder Unglück, denn dichter Nebel verhüllte die Sonne, und wir konnten uns nicht orientieren. Endlich um 9 Uhr durchdrang zu unserer Freude die Sonne den Nebel ein wenig, und wir wußten jetzt, welche Richtung wir einschlagen mußten. Allmählich wurde der Nebel wieder dichter.

Hunger und Durst quälten uns sehr, und die große Müdigkeit überwältigte uns fast. Endlich erblickten wir gegen 2 Uhr mittags weit in der Ferne eine ganz kleine Insel, auf welche wir zusteuerten. Zwei Stunden später sahen wir ein Boot und vermuteten, daß die Insassen ebenfalls Überlebende des ‚Kinschiu' seien. Dieses erreichte die Insel eine Stunde früher als wir. Beim Näherkommen machten wir die Wahrnehmung, daß das Boot kein Zeichen des ‚Kinschiu' hatte, und gerieten in große Angst. Trotzdem wagten wir Landung. Etwa 10 Meter vom Ufer entfernt sahen wir etwas auf der Erde liegen. Es war ein Teil der Fußbekleidung, welche einem japanischen Soldaten gehörte. Dieser Fund erweckte von neuem die Hoffnung, daß die vor uns gelandeten Personen von dem ‚Kinschiu' ent-

kommene Japaner seien. Während wir uns nun freuten, kam plötzlich ein mit einem Gewehr bewaffneter Fremder vom Berge herab und fragte uns, ob wir Japaner seien. Als wir die Frage bejaht hatten, sagte er: ‚Seien Sie unbesorgt, ich bin auch ein japanischer Soldat, ein Überlebender des „Kinschiu".

Mit großer Freude erfuhren wir von ihm weiter, daß 37 Soldaten des ‚Kinschiu' hier gelandet seien und sich in einem Dorfe auf der Insel befänden. Schrecklich mit Hunger und Durst kämpfend, gingen wir den Berg hinauf und trafen etwa 20 Koreaner, welche unsere Bitten, uns etwas Speise und Getränk zu liefern, freudig erfüllten. Dann stiegen wir weiter und gingen über den Berg nach der anderen Küste der Insel, wo sich etwa 70—80 Häuser befanden. Dort erfuhren wir, daß die Insel eine koreanische sei mit dem Namen Mayang. Wir erblickten nun viele Soldaten, manche ganz nackt, andere teilweise bekleidet mit einem Hemd oder einer Weste u. s. w., woran wir erkannten, daß unsere Brüder nur mit größter Not ihre Rettung erkauft hatten. Am anderen Tage, 27. April früh, sind wir mit diesen 37 Soldaten nach Shimpo abgefahren, wo ein Freund eines der Soldaten wohnte, welcher Agino heißt und aus Yamaguchiken stammt. An diesen erinnerte er sich jetzt. Es wurde uns bei unserem Besuche ein großartiger Empfang zuteil. Agino, welcher sich in Korea hat naturalisieren lassen und mit einer Koreanerin verheiratet ist, teilte uns mit, daß ihm eben ein Koreaner gemeldet habe, es seien etwa 15 Kilometer weiter 20—30 Japaner gelandet, weshalb er gleich an das Konsulat in Gensan telegraphiert und einen Boten mit einem Briefe dorthin gesandt habe. Unerwartet kamen 8 Überlebende (nicht 20—30) des ‚Kinschiu' zu uns, und die Freude war sehr groß.

Die Ankömmlinge berichteten uns über das, was sich nach unserer Abfahrt auf dem ‚Kinschiu' zugetragen hatte. Weiter erfuhren wir noch, daß von den Mannschaften, welche mit dem Schiffe versanken, viele wieder emporgetaucht waren und sich in einem Ruderboote gerettet hatten.

Dadurch sind 37 Mann bis Mayang gekommen. Zwei andere Boote, eines mit 3 und eines mit 6 Soldaten, kamen gleichzeitig an.

Ein Soldat iſt unterwegs, wahrſcheinlich in einem Anfalle von Geiſtesgeſtörtheit, plötzlich ins Waſſer geſprungen, die anderen haben mit vieler Not Shimpo erreicht.“

Mit 210 Gefangenen trat das ruſſiſche Geſchwader die ſchleunige Rückreiſe nach Wladiwoſtok an, wo es am 27. April abends anlangte. Einen Tag ſpäter traf dort auch Admiral Kamimura ein, der inzwiſchen durch den Funkentelegraphen von den Heldentaten der Ruſſen Kenntnis erhalten hatte. Da jedoch ſtarker Nebel herrſchte, ſo konnte er nichts unternehmen und ging mit ſeinem Geſchwader wieder unter Dampf.

Man könnte fragen, warum die Japaner Wladiwoſtok nicht bewachen ließen, um die ruſſiſchen Kreuzer am Auslaufen zu verhindern. Aber die beiden Zufahrten zum Hafen liegen zu weit voneinander entfernt, zur Bewachung jedes Einganges hätte es mehrerer Kreuzer und Torpedoboote bedurft, und zwiſchen den Zugängen wäre eine größere Anzahl von Schiffen nötig geweſen. So viele Schiffe konnte Admiral Togo von ſeinem Geſchwader vor Port Arthur nicht abgeben, abgeſehen davon, daß die heimatliche Küſte, von der Proviant und Kohlen herbeigeholt werden mußten, 400 Seemeilen weit entfernt lag.

# Achtes Kapitel.

Korea und die Koreaner. — Die Hauptstadt Söul. — Das Reisen in Korea. — Der Jalu. — Die Mandschurei und ihre Bewohner. — Die Regenzeit. — Aberglaube und Epidemien. — Niutschwang. — Charbin. — Chinesische Namen und Zusammensetzungen.

Wir lassen jetzt das Gelbe Meer hinter uns, denn wir nähern uns dem Zeitpunkte, wo sich die beiden Gegner in der ersten blutigen Schlacht zu Lande messen sollen. Korea bildete die Basis der japanischen Operationen, während in der Mandschurei die entscheidenden Schläge fielen. Beide Länder wollen wir uns erst ein wenig näher ansehen.

Korea oder Chosen, das „Land der Morgenröte", ist ein Gebirgsland und grenzt im Norden an die Mandschurei, von welcher sie hier durch eine Gebirgskette getrennt wird, die bis zu 2500 Metern aufsteigt und doppelt so breit ist wie die Alpen. Die Halbinsel erstreckt sich 600 Kilometer nach Südost, wo sich die Küste bis zu 1000 Metern erhebt. An schiffbaren Flüssen fehlt es gänzlich, die vorhandenen Flüsse sind durch das Übertreten des Meeres völlig verschlammt. Über die Geschichte Koreas herrscht Dunkel. Im Jahre 1637 wurde es von den benachbarten Mandschus unterworfen und zinspflichtig gemacht. Da die Mandschus sieben Jahre später die chinesische Dynastie Ming stürzten und dadurch die Herrschaft über China erlangten, so wurden auch die Koreaner von diesem abhängig.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts brachten schiffbrüchige Holländer die erste Nachricht vom Bestehen Koreas nach Europa. Seit 1855 waren in Korea christliche Missionäre tätig, die aber nur unter großen Hindernissen von der Küste ins Innere dringen konnten, und erst seit neuester Zeit ist dem Europäer der

Eintritt in die Hauptstadt Söul gestattet. Die geographische Lage entspricht derjenigen der südlichen Länder Europas, dennoch tritt der Winter dort sehr streng auf, Berge und Ebenen sind tief mit Schnee bedeckt, die Flüsse fest zugefroren. Die Temperatur sinkt bis auf 25 Grad Celsius unter Null. Ende März tritt das Frühjahr ein, und dann wird es gleich so heiß, daß infolge des rasch schmelzenden Schnees die Flüsse plötzlich aus ihren Ufern treten und die Niederungen überschwemmen.

Die Hauptstadt Söul zählt ungefähr 195 000 Einwohner und liegt in einem von bewaldeten Höhen umgebenen Tale. Die Stadt ist rings von einer Mauer umschlossen, durch welche nur wenige Tore führen. Die Straßen sind eng und schmutzig und bestehen aus elenden, einstöckigen Lehmhütten. Statt der Fensterscheiben dient geöltes Papier; Schornsteine gibt es nicht, der Rauch zieht durch die Türe ab. In seltsamen Gegensatz hierzu stehen die kaiserlichen Schlösser, die Villen der Gesandten, die steinernen Magazine ausländischer Kaufleute und die elektrische Beleuchtung der Stadt. Nach dem Hafen Tschemulpo führt eine elektrische Eisenbahn.

Die herrschende Klasse, die Yenpans, haben das Volk jahrhundertelang ausgesaugt. Sie rauchen aus meterlangen Pfeifen, deren Länge das Selbstanzünden unmöglich macht, womit sie zeigen wollen, daß sie sich zum Pfeifenanzünden einen besonderen Diener halten können. Wenn sie reiten, lassen sie das Pferd von zwei Dienern führen, denn es gehört nicht zum guten Ton, die Zügel selbst zu halten. Die Russen sind bei den Koreanern sehr unbeliebt, aber ebenso verhaßt sind die Japaner, weil sie nach dem Japanisch-Chinesischen Kriege, wo sie die Macht erlangt hatten, eine Menge Neuerungen einführen wollten, die den Koreanern durchaus nicht behagten. Der kleine Haarschopf, auf den der Koreaner so stolz ist, sollte abgeschafft werden, und mit Gewalt wurden die Leute zum Haarabschneider geschleppt. Die langen Pfeifen wurden verboten, und wer sich mit einer solchen auf der Straße sehen ließ, dem wurde sie zerbrochen.

Der König, jetzt Kaiser, entging der Gefangenschaft der Japaner nur dadurch, daß er sich in die russische Gesandtschaft flüchtete. Die Königin, welche hervorragende staatsmännische Eigenschaften besaß

und dadurch den Japanern gefährlich wurde, büßte auf eine Weise das Leben ein, daß die Japaner stark im Verdacht standen, die Hand dabei im Spiele gehabt zu haben. Das machte am meisten böses Blut, denn die Königin gehörte nicht nur der mächtigen Adelsfamilie der Min an, sondern war auch beim Volke sehr beliebt.

Die Männer Koreas sind meistens wohlgewachsene, kraftvolle Gestalten mit intelligenten Gesichtern, in denen etwas wie Weltschmerz liegt, obgleich sich auch ein Zug der früheren Wildheit nicht verleugnet. Der alte kriegerische Geist ist jedoch völlig erloschen.

Um Wege und Straßen ist es in Korea sehr übel bestellt, es sind nur notdürftig angelegte Pfade von wenigen Fuß Breite, die in den Talgründen an den Flüssen hinführen, sich durch steile Pässe über die Gebirge ziehen, um dann wieder in das Tal hinabzufallen. Brücken gibt es in Korea nicht; von einem Flußufer zum anderen kann man nur durch Furten oder mittels Fähren gelangen. Die Wegweiser an den Straßenkreuzungen des Landes haben die Form von menschlichen Gestalten. Die Dörfer nehmen sich sehr malerisch aus mit ihren von Pfeilern getragenen Veranden und den Dächern aus getrocknetem Fiedergras. Aber man darf ihnen nur nicht nahe kommen, denn Schmutz und Gestank finden sich dort in geradezu haarsträubender Weise vereinigt.

Das Reisen ist in Korea kein Vergnügen; die Quartiere in den Wirtshäusern sind licht- und luftlose Höhlen und wimmeln von Ungeziefer. Der erfahrene Reisende führt daher stets Hängematte, Kochgeschirr und Proviant bei sich. Nur in den Buddhistenklöstern, die sehr gastfrei sind, findet man reinliche Unterkunft. Die Wege sind ziemlich belebt, und überall trifft man auf Gestalten in weißen, losen Gewändern und in Hüten der mannigfaltigsten Formen. Jedes Kloster, das seine Bettelmönche umherschickt, hat seine eigene Hutfaçon. Die Form des Hutes dient aber auch bei allen anderen Ständen als Unterscheidungszeichen; selbst die Trauer um Verstorbene gibt sich durch die Kopfbedeckung kund, die in einem riesigen spitzen Strohhute von mehr als zwei Fuß Durchmesser besteht, wozu der Träger desselben, als Zeichen seiner Betrübnis, auch noch ein Stück Stoff vor das Gesicht hält.

Der Frachtverkehr wird durch lange Karawanen vermittelt, deren Wagen von mächtigen Ochsen oder von zierlichen Ponys gezogen werden.

In einem ähnlich trostlosen Zustande wie die oben beschriebenen Straßen befindet sich die Hauptstraße, die von Söul durch die Provinz Phöngjang nach dem Jalu führt, welcher Korea im Westen von der Mandschurei trennt. Dieser Fluß entspringt in dem Tschanbaischangebirge, das die Grenze zwischen Nord-Korea und der Mandschurei bildet, und nimmt schon nahe an seinem Ursprunge eine Breite von 9 Metern an. Die abschüssigen und kahlen Ufer steigen zuweilen bis zu einer Höhe von 30 Metern empor. Bei der Ortschaft Manörrschan ist der Jalu bereits 250 Meter breit und 4 Meter tief, er geht in der Breite in seinem unteren Laufe nirgends unter 180 Meter zurück, wohl aber erreicht er stellenweise 500 Meter. Seine Ufer behalten den gebirgigen Charakter bis zur Einmündung des Flusses in die Korea-Bai, die in der Nähe des mandschurischen Ortes Antung in mehreren Armen erfolgt.

Die Mandschurei steht zu China im Verhältnis eines Nebenlandes, wie die Mongolei, Ost-Turkestan und Tibet und ist wesentlich größer als Deutschland und Österreich zusammengenommen, also ein fetter Brocken für das beutegierige Rußland. Unter den verschiedenen Völkerschaften, welche die Mandschurei gegenwärtig bewohnen, sind die Mandschuren selbst historisch die wichtigste, obwohl sie kaum den zwanzigsten Teil der Gesamtbevölkerung ausmachen. Dies erklärt sich dadurch, daß die mandschurischen Eroberer Chinas ihre Landsleute als Besatzung für das unterworfene Gebiet und zur Verstärkung ihrer Heere verwendeten, was auch die späteren Kaiser fortsetzten. Dadurch gingen dem Stammlande die besten Elemente verloren, und an ihrer Stelle wanderten Bewohner des nördlichen China ein. Diese verheirateten sich mit Mandschurinnen, wodurch ein Mischvolk entstand. Das Mandschurische ist fast nur noch eine tote Sprache. Es wird außer am chinesischen Hofe in der Mandschurei selbst nur von einem kleinen Teil der Bevölkerung gesprochen.

Die Mandschuren tragen Kleider aus indigoblauem Baumwollenstoff; bei den Männern besteht sie aus einem engen Beinkleide, über

welches noch ein zweites angezogen wird, und aus einem weiten Hemd mit engen Ärmeln und einer Weste, die vorn in eine Art Schürze ausläuft. Die Frauen tragen lose Gewänder und schmücken ihr wunderlich angeordnetes Haar mit Kämmen, die mit blauen Federn verziert sind, und durch silberne Pfeile. Die Männer scheren den vorderen Teil des Kopfes und flechten die Haare des Hinterhauptes zu einem Zopfe zusammen. Diese uralte nationale Zopftracht haben die Mandschuren den unterjochten Chinesen mit grausamer Strenge aufgezwungen; sogar mit Todesstrafe war derjenige bedroht, der diese Vorschrift nicht befolgte. Der Zopf der Chinesen gilt heute noch als Abzeichen der mandschurischen Herrschaft.

Eine ähnliche Rolle wie bei den Koreanern die Hüte, spielen bei den Mandschuren die Knöpfe auf den Hüten und Kappen. Namentlich unterscheiden sich dadurch die verschiedenen Beamtenklassen. Ein hellroter Knopf bezeichnet den höchsten Rang, dann kommen dunkelrot, hell- und dunkelblau, weiß, Gold und Silber, mit verschiedenen Zwischenstufen. Die Zivilbeamten stehen im Range höher als die militärischen; ein Zivilmandarin z. B. mit einem blauen Knopf genießt ein weit höheres Ansehen als ein Militärbeamter mit einem roten.

Die Ebene um Mukden, Kirin und das westlich der Ebene gelegene Tiefland ist gut angebaut, treibt regen Handel und hat zahlreiche Ortschaften, unter denen Mukden und Kirin über je 100 000 Einwohner zählen. Die meisten Städte der Mandschurei haben ein befestigtes Lager, welches „Impan" genannt und von dicken Mauern mit Türmen umgeben ist; die letzteren sind zur Aufnahme von Geschützen eingerichtet.

Der Eintritt des Sommers und Winters, die Wärme und Kälteverhältnisse sind wie in Korea. Im Sommer wehen vom Gelben Meere her die Passatwinde; die dadurch erzeugte warme, feuchte Luft staut sich an den kalten Gipfeln des Tschamboshangebirges, und die geringste Abkühlung in der Temperatur der obersten Luftschichten genügt, einen Platzregen hervorzurufen. Diese Regenperiode beginnt mit Ende Juli und währt meistens den ganzen August hindurch. In wenigen Stunden sind die kleinsten Bäche und Flüßchen zu reißenden

Strömen angeschwollen, die alles, was ihnen in den Weg tritt, zerstören und oft ganze Dörfer vernichten. Das Regenwasser steht mehrere Fuß hoch auf den Feldern, die Flüsse treten weit aus ihren Ufern, und wo der Mandschure kurz vorher noch Sichel und Sense führte, da fängt er jetzt Fische.

Das Klima ist namentlich in der Südmandschurei ein sehr ungesundes, und die große Unreinlichkeit der Bevölkerung verschlimmert das Übel noch bedeutend. In den Städten wirft man den Unrat auf die Straße und läßt ihn dort so lange faulen, bis er als Dünger auf den Feldern brauchbar ist. Es ist daher kein Wunder, wenn Epidemien in der Mandschurei nicht aufhören. Einer der zahlreichen Ärzte, welche im Auftrage der russischen Regierung die Mandschurei durchreist haben, um die Gesundheitsverhältnisse zu studieren, schreibt:

„Am meisten werden die Epidemien durch den Aberglauben der Chinesen begünstigt. Infolge des fest eingewurzelten religiösen Brauches, daß jeder Chinese durchaus in seiner Heimat beerdigt werden muß, sargt man die Toten nur provisorisch ein und läßt die Särge im Hofe irgend eines Götzentempels stehen, bis die Verwandten die Leiche nach der Heimat bringen, um sie daselbst der Erde zu übergeben. Die ärmeren Leute werden einfach aus der Stadt herausgebracht und die Särge an den Stadtmauern oder auf offenem Felde aufgestellt. Wütet eine Epidemie, so sammelt sich natürlich eine große Anzahl von Särgen an. Die Leichen der Pestkranken werden ohne weiteres mit den anderen aufgestellt, da die Chinesen die Theorie der Ansteckungsgefahr nicht kennen. Während des Aufenthaltes der Ärztekommission in Niutschwang fand man in den vier Höfen des Götzentempels mehr als tausend Särge vor. Nach den eigenen Angaben der Chinesen befanden sich darunter viele Leichen von Pestkranken. Es ist begreiflich, daß die Forderung der Konsuln nach einem besonderen Friedhofe für diese gefährliche Kategorie von Toten weder von der chinesischen Administration noch von der Bevölkerung sympathisch aufgenommen wurde. Der Taotai, der erste Beamte des Platzes, leugnete anfänglich das Bestehen irgendwelcher Epidemie und wandte endlich ein Mittel an, welchem in China eine wichtige Rolle bei der Bekämpfung von Epidemien zu-

fällt. Er befahl der Bevölkerung, das Neujahrsfest einige Tage früher zu feiern. Diese Sitte beruht auf der Überzeugung, daß die Pest, ebenso wie eine jede andere Epidemie, das Werk böser Dämonen sei, die an den Menschen ihr Mütchen kühlen wollen. Wird nun das Neujahrsfest zu einer anderen Zeit als der üblichen gefeiert, so geraten diese Dämonen in nicht geringe Verwirrung, weil sie sich in der Zeitrechnung geirrt haben, und entfernen sich beschämt ob ihrer Dummheit; die Epidemie hört natürlich sofort auf."

Mit diesen verrotteten Zuständen, die auch andere Ärzte bestätigten, hat Rußland gründlich aufgeräumt, sonst würde die russische Armee bis auf den letzten Mann der Pest und der Cholera erlegen sein, ehe noch ein Schuß gegen die Japaner gefallen wäre.

Wie in Korea der Hafen Chemulpo, so ist in der Mandschurei Niutschwang der fremden Nationen geöffnete Vertragshafen. Die Stadt liegt an der Bahn zwischen Mukden und Port Arthur, zählt über 60 000 Einwohner und besteht aus einer kaum absehbaren Masse dicht zusammengedrängter Hütten, die aus Lehm und Holz errichtet sind. Nur vereinzelt erheben sich die seltsam geschwungenen und verschnörkelten Dächer der buddhistischen Tempel aus der einförmigen Fläche der grauen und braunen Dächer von Brettern oder Schilfrohr. Dabei herrscht ein lebhaftes Gewimmel von zerlumpten Gestalten in den krummen, engen Gassen und am Strand, wo täglich Tausende von Hafenkulis ihrer schweren Arbeit nachgehen. Bei kaltem Wetter haben sie Hals und Kopf mit zerrissenem Lappenwerk umwickelt, aber die Füße sind nackt. Nur Wohlhabendere gestatten sich den Luxus, Schuhe oder Halbstiefel von Filz zu tragen, was auf dem weichen Lehmboden weder praktisch noch angenehm ist.

Niutschwang ist der Mittelpunkt eines sehr ausgedehnten Handels mit einer Art gelber Bohnen, die nach dem Süden Chinas zur Ölbereitung verschifft werden. Auch wird dieses widerlich schmeckende Zeug von den Kulis gekocht und als Ersatz für den teueren Reis gegessen, der hier nicht mehr angebaut werden kann.

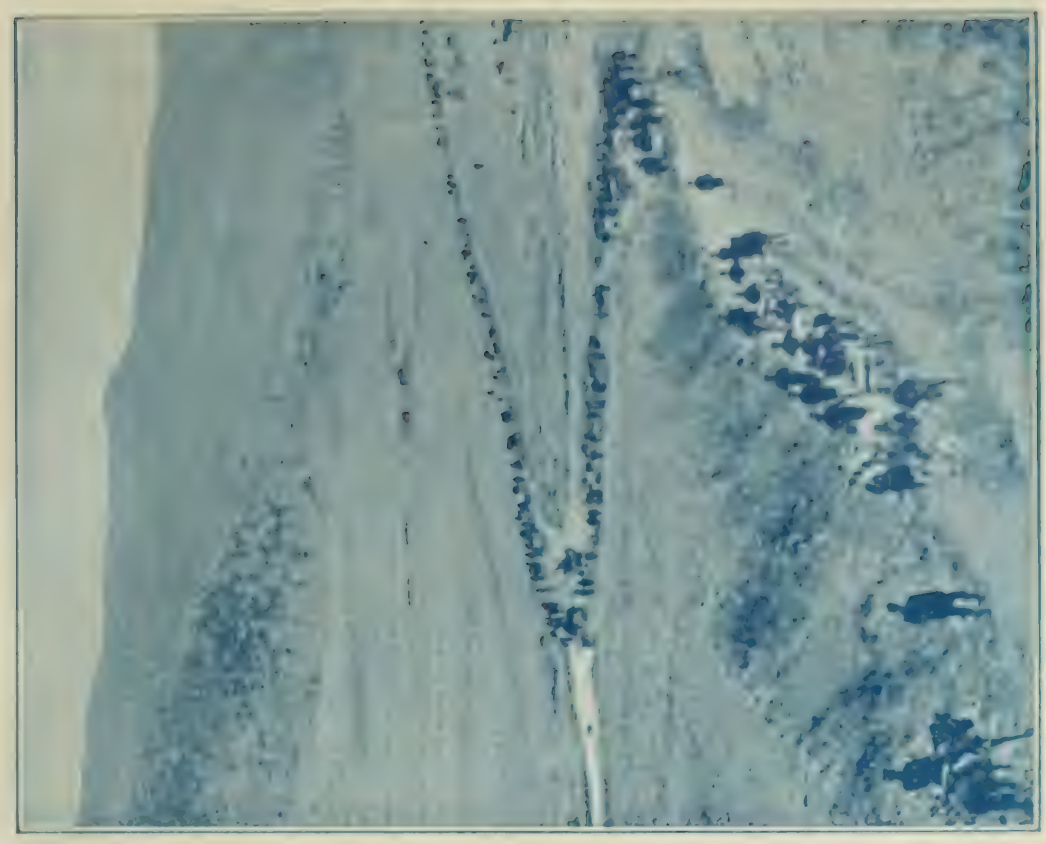
Gleich einer riesigen Wolke kommen Hunderte von Dschunken mit ihren viereckigen Mattensegeln den Liaho herabgetrieben, um ihre Ladung von Ölbohnen an die Seeschiffe abzugeben. Andere

Mengen derselben Ware werden von Kamel- und Maultierkarawanen aus dem Inneren des Landes auf den Steppenwegen herangeschleppt, und die Herden von Lasttieren erfüllen, am Stromufer aufmarschiert, die Luft weithin mit ihren unlieblich tönenden Gefühlsausdrücken.

Unter den Hafenarbeitern sieht man Gestalten von zwei Metern Höhe, wie sie in der Mandschurei überhaupt nicht selten sind, und die in Europa vorgeführten „chinesischen Riesen" haben sämtlich ihre Heimat in der Mandschurei.

Ein bedeutend im Aufblühen begriffener Ort ist Charbin, bekanntlich der Knotenpunkt, wo sich die Bahnlinien nach Wladiwostok und Port Arthur abzweigen. Ein Kriegskorrespondent des „Berliner Tageblatts" hat die russischen Ostern dort verlebt, die zehn Tage nach den unsrigen fallen, und läßt sich in einem Berichte vom 12. April über die charakteristischen Eigentümlichkeiten dieser Stadt und die davon empfangenen Eindrücke u. a. vernehmen:

„Ostern in Charbin! Anstatt des mörderischen Donners der Geschütze, den zu hören wir hierher geeilt sind, begrüßt uns der Glocken feierlicher Klang, und freudig ertönt in der dichtgedrängten kleinen Kirche, freudig in Haus und Hütte der weihevolle Ostergruß: ‚Christos woskress, woistinje woskress! — Christ ist erstanden, in Wahrheit, er ist erstanden!' So dicht liegt hier augenblicklich das Idealste und das Materiellste unseres Daseins beieinander: das blutige Vernichtungswerk des Krieges und der Gedanke ewigen Lebens, wie er sich im christlichen Auferstehungsglauben verkörpert. Wer nun diese acht Festtage hier verlebte und das militärische Getümmel auf dem Bahnhof vermied, der mochte glauben, daß wir im tiefsten Frieden leben und daß Charbin in vollen Zügen die Ruhe und die Vergnügungen der Festtage atmet. Acht Tage lang! Am Ostersonntag allerdings waren alle Läden, alle Restaurants geschlossen, in den Hotels selbst erhielt man nur auf den Zimmern kalte Küche, und auch das nicht besonders gern. Sogar der kleine Zimmerkellner ist sehr davon durchdrungen, daß Ostersonntag ein großes Fest und der vollsten Ruhe gewidmet ist. Sogar seine Kleider reinigt sich der Fremdling an diesem Tage am besten selbst. Desto mehr Leben war



Russische Feldbäckerei.

Japanische Infanterie den Jalu-Fluss passierend.

auf den Straßen der weithin sich dehnenden Stadt, und Iswoschtschiks (Droschken) waren kaum zu erlangen. In den Häusern festliche Tafel, draußen festliche Kleider, die wunderbar mit dem tiefen Schmutz der Wege kontrastierten.

Die Stadt, die nach fünfjährigem Bestehen bereits 20 000 europäische Einwohner (darunter allein 3000 Angestellte der Bahn) neben mehr als 30 000 Chinesen zählen mag, bietet unter anderen Genüssen auch ein europäisches Theater, zwei chinesische Theater, zwei höchst elegante Cafés chantants (alias Tingeltangel) und zwei Zirkusse.

Sehr schwer ist es, ein Bild der angehenden Großstadt zu geben: alles unfertig, alles im Entstehen und alles noch wüst und äußerlich ungeregelt. Ein ungeheuerer Schmutz bei jedem Regenwetter; ein ungeheuerer Staub bei trockener Luft, der selbst durch die verklebten russischen Fenster und durch die Kleidung bis auf die Haut hindurchdringt. Geht der in gewissen Jahreszeiten ständige starke Wind, so ist die Stadt in solche Wolken gehüllt, daß die Sonne nur noch rot hindurchscheint.

Noch stehen die vorsintflutlichen Erdhütten der russischen Soldaten und werden von den täglich eintreffenden Reservisten benutzt. Dicht daneben aber erheben sich große und — wenn man die Verhältnisse berücksichtigt — sogar hübsche Bauten, mächtige Verwaltungsgebäude; die häufig sehr einfachen, hier und da aber auch zierlichen und villenartigen Häuser der russischen Beamten, alles in Gärten, die vorläufig meist noch wüst liegen; lange, schnurgerade Straßen, mehrere Kilometer lang, ein sehr ansehnliches Bahnhofsgebäude im Entstehen, zwei Nebenbahnhöfe für die entfernten Stadtteile, große Hotels, die, noch unfertig, schon ausgebrannt sind, ein abgebranntes Theater (das zweite europäische), Holzhäuser neben der überwiegenden Zahl der ein- und zweistöckigen Ziegelbauten, die Jahrmarktsbuden und das bunte Gewimmel der Chinesenstadt; dazwischen weite, freie Flächen. In großen Haufen liegen die Steine zur Pflasterung der Straßen bereit; der chinesische Polizist steht neben dem russischen Grenzwächter, jener mit drohenden Zeichen bemalt, dieser mit drohenden Waffen versehen, das Gewehr stets über der Schulter. Die noch unfertigen Häuser bereits bewohnt, im Inneren vielfach

in der allereinfachsten Weise ausgestattet, kahle Wände, hier und da mit kostbaren Stoffen behangen, das Feldbett neben der Chaiselongue! —

Die Stadt besteht aus drei Teilen. Die sogenannte alte Stadt bot den russischen Offizieren, Beamten und Ingenieuren die erste Unterkunft; sie liegt fünf Werst von dem Hauptbahnhof entfernt. Man klagt viel über ihre verfehlte Anlage. Jedenfalls wird sie in Zukunft überwiegend Militärlager sein, bis einst die neue Stadt an sie herangewachsen ist. Unmittelbar auf dem hohen Talrande des Sfungariflusses erhebt sich diese in beherrschender Lage; sie beginnt am Bahnhof, dehnt sich außerordentlich weit aus und ist vorwiegend Beamtenstadt. Hier sind alle Verwaltungsgebäude, hier alle Beamtenwohnungen, hier die Kasernen, aber auch einige Hotels und eine Anzahl guter Kaufläden.

Auf der anderen Seite der Bahn, im Tale des mächtigen Sfungari, der hier etwa 600 Meter breit ist, ziemlich tief gelegen, durch die Bahn und einen Deich gegen Überschwemmungen geschützt, dehnt sich in Anlehnung an die Chinesenstadt Pristan, die Kaufmannsstadt aus. Hier herrscht den ganzen Tag und selbst noch in der Nacht ein Treiben und Gewimmel von Reitern, Droschken, chinesischen Fuhrwerken und Fußgängern, das an die belebteren Straßen Berlins einigermaßen erinnert. Hier sind die meisten Gasthäuser und Restaurants, die Vergnügungsorte und hier fast alle Geschäfte. Die Häuser gehen bis an den Sfungari selbst, dessen Eis am Sonnabend vor Ostern aufbrach; Schienengeleise führen am Flusse entlang, und hier befindet sich auch eine kleine Station. In schönen Eisenbogen führt die Bahnbrücke auf das nördliche Ufer hinüber, sieben Strompfeiler, zwei Landpfeiler und auf dem jenseitigen Ufer ein Viadukt von zehn Pfeilern im Überschwemmungsgebiete. Am anderen Flußufer liegen auch die großen Dampfer der Sfungari-Dampfschiffahrtsgesellschaft, die den Mississippidampfern gleich gebaut sind und heute ihre diesjährigen Fahrten beginnen werden. Doch ist der Fluß in seinem nördlichen Teile noch nicht eisfrei. Die gewaltigen, mit ihren Aufbauten hoch über die Wasserfläche emporragenden Schiffe können bei jedem Wasserstande unter der Brücke hindurchfahren.

Charbin wird in zehn Jahren die blühende Hauptstadt der Mandschurei sein."

Zum besseren Verständnis und leichteren Behalten der verzwickten chinesischen Namen, denen wir, den kriegerischen Ereignissen folgend, oft genug begegnen werden, dürfte hier vielleicht eine kleine Sprachlektion am Platze sein:

Der Ausdruck „Ling", ein Paß oder eine Bergkette, kommt sehr häufig vor. Bei dem Namen „Motienling" müssen wir uns einen himmel- oder wolkenkratzenden Paß vorstellen. „Fönschuiling" bedeutet Wasserscheidepaß, „Taling" einen großen Paß. „Ho" ist der gewöhnliche Ausdruck für einen Fluß, nördlich vom Yangtsekiang; südlich von letzterem gilt dafür das Wort „Kiang". Mit „Liaoho" ist der entfernte, weit abgelegene Fluß gemeint. „Taitsuho" heißt der Fluß des Thronerben. „Tschiao" bedeutet Brücke, „Taschitschiao" die große Steinbrücke. Unter „Schan" ist ein Hügel oder Berg zu verstehen; im Zusammenhang kommt das Wort augenblicklich am meisten in „Schanhaikwan" vor, d. i. dem Paß (an der Verbindung) der Berge und des Meeres, während „Haischansai" eine Feste am Meer und am Berge bezeichnet. „Hai", das Meer, kommt in Zusammensetzungen wie „Haitscheng", die „Stadt am Meere", vor, obschon der betreffende Ort etwa 30 Kilometer vom Meeresufer entfernt ist, woraus man schließen kann, daß seit seiner Gründung die Anschwemmungen sehr bedeutend gewesen sein müssen. „Tschöng" ist ein Schloß oder eine befestigte Stadt, „Fönghwangtschöng" heißt die Stadt der männlichen und weiblichen Phönixe. „Wan", die Bucht, findet sich in der Zusammensetzung „Talienwan". „Ta" heißt groß, „lien" verbunden oder fortgesetzt, so daß wir hier eine große fortlaufende Bucht vor uns haben. „Tao"-Insel, „Tun", das Dorf oder Lager, kommt in mancherlei Verbindungen vor. Die Chinesen pflegen ihre Dörfer oft nach den dort vorherrschenden Familien zu nennen. So z. B. ist mit der Bezeichnung „Wangtschiatun" das Dorf der Familie Wang gemeint. Auch erhalten die Dörfer ihre Benennung häufig von besonderen Kennzeichen ihrer Umgebung, wie „Liuhwatun", das Dorf mit den Weidenblüten. „Tien" bedeutet Schänke oder Laden und kommt vielfach in der Mandschurei vor,

so in der Zusammensetzung „Laosetien", der Herrenherberge. Wie in Europa werden gewisse Punkte nach ihrer Entfernung zu wichtigen Orten bezeichnet. Ebenso bezeichnen die Chinesen mit „Palitien" eine Achtzigmeilen-Herberge oder mit „Szuschihlipao" eine Vierzigmeilen-Militärstation. Bei Peking befindet sich die wohlbekannte Brücke von Palitschiao, die Achtmeilenbrücke, von der der letzte Kriegsminister des zweiten französischen Kaiserreichs, General Cousin de Montauban, seinen Titel als Grafen von Palikao erhalten hatte. „King" oder, wie es im Norden ausgesprochen wird, „Tsching" bedeutet eine Hauptstadt. „Peking" ist die Hauptstadt des Nordens, „Nanking" die des Südens. Mukden hat als chinesischen Namen „Schöngking", die blühende Hauptstadt. „Ao", die Bucht, findet sich in Namen vor wie „Huluschanao", die Hügelbucht, die wie eine Kürbisflasche beschaffen ist. „Kou", der Paß oder der Hafen, treffen wir in Verbindungen an wie „Jangtschiaokou", der Paß der Familie Jang. Der mandschurische Vertragshafen „Niutschwang wird durch Rinderfarm, „Hsinjentschou" durch den Ausdruck: die Provinzstadt mit den Abstürzen wiedergegeben. Bei dem Worte „Tai" haben wir uns eine Anhöhe zu denken, und bei „Lintschiatai" die Anhöhe der Familie Lin. „Dschi" bedeutet Poststation, daher „Schihhodschi", die Station am steinigen Fluß. Bei alledem ist zu bedenken, daß die vorerwähnten Ursilben die ihnen zugeschriebene Bedeutung nur dann haben, wenn sie die Schriftzeichen vertreten, mit denen sie auf dem Papier ausgedrückt werden. Das Wort „Ling", der Paß, hat in der chinesischen Sprache wenigstens 40 oder 50 Bedeutungen, die durch ebensoviele besondere Wortzeichen angegeben werden; demnach ist mit „Ling" ein Paß nur dann gemeint, wenn das Wort für das entsprechende Wortzeichen gebraucht wird. (Eine einheitliche Schreibweise der geographischen Namen in diesem Werke war nicht durchzuführen. Da keine genauen Karten der Mandschurei existieren, haben Offiziere, Reisende, Berichterstatter, Kartographen die Ortsnamen nur nach dem Gehör niederschreiben können. Das Resultat der Niederschrift war natürlich ein durchaus verschiedenes, wenn es von einem Deutschen, Franzosen, Engländer oder Russen stammte.)

# Neuntes Kapitel.

General Kuropatkin. — Kuropatkins Streitkräfte. — Vormarsch der Japaner. — Gefecht bei Tschöngdju. — Die Russen am Jalu. — Schlacht am Jalu. — Die Japaner gehen zum Sturm vor. — Tätigkeit der japanischen Artillerie. — Todesmut japanischer Offiziere. — Im Infanterie-Feuer. — Sturmanlauf der Japaner. — Japanisches Gepäck. — Nach der Schlacht. — Das „rote Kreuz". — Im Hospital.

Am 20. Februar hatte der Zar den Kriegsminister Kuropatkin zum Befehlshaber der ostasiatischen Armee ernannt und damit einen Wunsch erfüllt, der seinen Russen gewissermaßen auf den Lippen geschwebt hatte. Im Jahre 1848 geboren, erwarb sich Alexis Nikolajewitsch Kuropatkin seine ersten Lorbeeren während des Kokhand-Feldzugs; nach dem Kriege gegen die Türkei 1877—78 wurde er Generalstabschef und Professor der Militärstatistik an der Akademie des Generalstabs; während der Jahre 1890—98 war er Gouverneur des Transkaspischen Gebietes. In der Expedition gegen die Achal-Tekinzen fungierte er als Generalstabschef Skobelews und tat sich bei der Erstürmung der Festung Geok-Tepe hervor. Sämtliche russische Kriegsdekorationen schmücken seine Brust.

Sein Leben war Arbeit und Kampf, er stammte aus einem kleinen Adelsgeschlechte und alles, was er erreicht hat, verdankt er nur seiner Tüchtigkeit. Nur eine Persönlichkeit gab es in der russischen Armee, deren Name noch glänzender als der Kuropatkins erstrahlte: das war General Dragomirow; dieser aber lag, von den Gebrechen des Alters heimgesucht, auf dem Krankenlager. Im ganzen Reiche nannte man Kuropatkin den besten Mann Rußlands, und umbraust vom Jubel der Petersburger Bevölkerung, trat er am 12. März die Reise nach dem fernen Osten an. Er wußte, daß dort bereits schwere Fehler begangen worden waren, und mahnte überall zur Geduld; auch dem Zaren, der ihm mit seinen Segenswünschen einige Heiligenbilder mit auf den Weg gab, erteilte er diesen Rat.

Kuropatkin nahm sein Hauptquartier in Liaujang, welches

70 Kilometer südlich von Mukden an der Eisenbahn nach Port Arthur liegt und den Knotenpunkt der Straßen- und Telegraphenlinien von Widschu, Port Arthur, Niutschwang und Mukden bildet. Die in Liaujang zusammengezogenen russischen Truppen waren bestimmt, nach dem Jalu oder gegen Niutschwang zu rücken, je nachdem der Angriff der Japaner von Osten oder von Süden her erfolgen würde. Von Liaujang führt eine fahrbare Straße über Fönghwangtscheng nach Antung und Widschu, die in der Mündungsgegend des Jalu liegen. Aber sowohl diese Straße als auch mehrere Gebirgspfade, welche die Richtung nach dem mittleren Jalu nehmen, müssen die wilden und waldlosen Ausläufer des Tschanboschangebirges überschreiten, und die Entfernung von Liaujang bis Widschu beträgt über 240 Kilometer oder 18—20 Tagemärsche.

Als Kuropatkin den Oberbefehl übernahm, standen die russischen Streitkräfte in der Mandschurei in drei voneinander weit getrennten Gruppen: die Nordostarmee bei Wladiwostok, die Südostarmee zwischen Port Arthur und Mukden und die westliche Rückenarmee bei Charbin. Die Nordostarmee, 44 000 Mann, war in der Luftlinie von der Südostarmee, 56 000 Mann, 700 Kilometer getrennt; die westliche Rückenarmee, 20 000 Mann, stand von Mukden 500 Kilometer, von Wladiwostok 450 Kilometer entfernt.

Bei dieser Zersplitterung war eine wechselseitige Unterstützung fast unmöglich, denn es hätte Wochen gedauert, ehe die eine Gruppe der anderen Hilfe bringen konnte. Es war daher Kuropatkins erste Fürsorge, eine engere Vereinigung aller heranziehbaren Kräfte so schnell als möglich durchzuführen. Er zog daher die Hauptkräfte der Nordostarmee an die Südostarmee heran und stellte beide auf der Linie Kaiping-Liaujang-Mukden auf, womit eine geschlossene Operationsarmee gebildet wurde. Der russische Eisenbahnminister Fürst Chilkow sandte über 150 Lokomotiven und 2000 Eisenbahnwagen mit großer Beschleunigung über das Eis des Baikalsees, um die Beförderungsmittel zu ergänzen, die zur Bewältigung eines solchen Transportes nötig waren. Die Stärke der unter Kuropatkins Kommando vereinigten Streikräfte stieg mit den eintreffenden Nachschüben auf 140 000 Mann.

Am 22. Februar hatte Generalleutnant Kuroki mit der ersten japanischen Armee, bestehend aus der Garde und der 2. und 12. Division, von Söul aus den Vormarsch auf Fönghwangtscheng begonnen. Die Straße führt über Widschu, Föng und Kwangtscheng nach der Mandschurei und ist, wie alle Straßen im nördlichen Korea, so schlecht, daß Reisende in dieser Zeit der Schneeschmelze statt der Wagen Reittiere benutzen. Oft führt der Weg an steilen Abhängen vorüber, durch tiefe Schluchten und über eine Menge kleiner Gebirgsflüsse. Man kann sich daher denken, welche Schwierigkeiten eine Armee mit Geschützen, Trains und Kolonnen auf einer solchen Straße zu überwinden hat.

General Kuroki mußte sich daher die Vorteile entgehen lassen, welche ihm die anfängliche ungünstige Aufstellung der Russen geboten haben würde. In seiner Lage hieß es: Vorsicht ist die Mutter der Weisheit; er wurde dadurch vor Überraschungen gesichert, und die Wege konnten für die nachfolgenden Trainkolonnen fahrbar gemacht werden, die für die Herbeischaffung der Armeebedürfnisse zu sorgen hatten, zumal das Land selbst zu arm war, um eine so große, auf engen Raum zusammengedrängte Heeresmasse zu ernähren.

Die Russen hatten unter dem Befehl des Generals Mischtschenko zwölf Sotnien Transbaikalkosaken mit zwei reitenden Batterien über den Jalu nach Korea vorgeschickt, um ihren Aufmarsch zu sichern und den Feind zu beunruhigen.

Für den Anfang war den Kosaken das Glück günstig, sie nahmen einen japanischen Major des Generalstabs, der sich zu weit vorgewagt hatte, mit mehreren Ordonanzen gefangen, warfen einige kleinere Reiterpatrouillen zurück und drangen bis nach Phöngjang, 175 Kilometer nördlich von Söul, vor. Dort trafen sie aber auf japanische Infanterie, deren Feuer sie am 28. Februar zurücktrieb.

Die japanische Avantgarde erreichte am 17. März Andju, 48 Kilometer nördlich von Phöngjang gelegen, und befestigte den Ort mit Erdwerken. Als ihre Kavalleriepatrouillen bis Pakschön und Jöngpyön am jenseitigen Ufer eines kleinen Flusses vorgedrungen waren, stießen diese auf überlegene Kosakenabteilungen, vor denen sie sich nach einigen bedeutungslosen Vorpostengefechten zurückzogen.

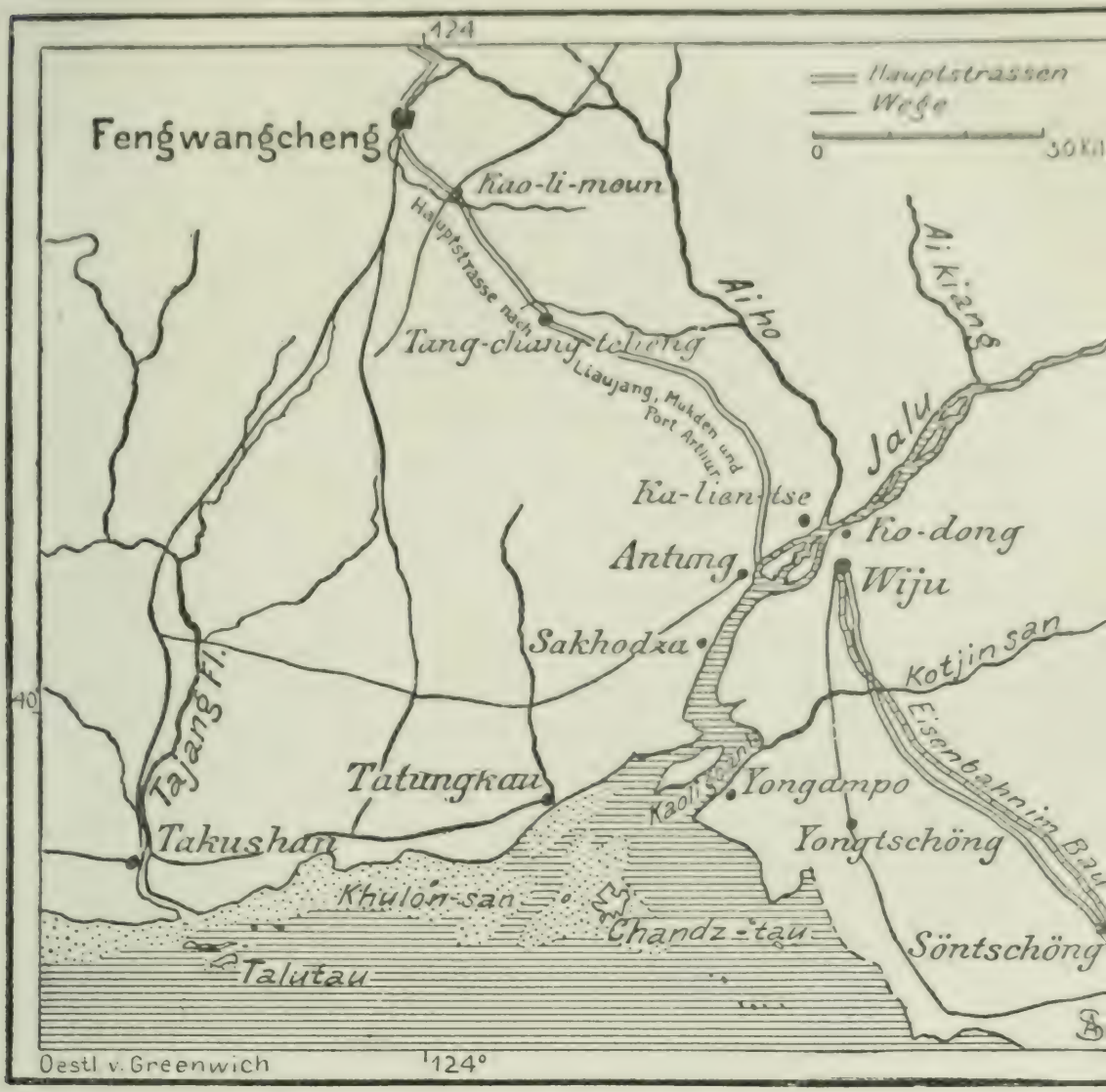
Am 23. März kam es in der Gegend von Tschöngdju, 30 Kilometer westlich von Andju, auf der Straße nach Widschu, zu einem ernstlicheren Zusammenstoße zwischen Kosaken und vier japanischen Reiterschwadronen. Mehrere Sotnien Kosaken saßen ab, besetzten einen den Ort beherrschenden Hügel und gaben auf 600 Meter Feuer auf die vorderste Reihe der Japaner.

Zwei Schwadronen, die zur Unterstützung herbeikamen, drangen in Tschöngdju ein, eine dritte jedoch mußte dem Feuer der Russen weichen. Der Ort wurde durch die Russen, die ebenfalls Verstärkung erhielten, von zwei Seiten beschossen, und die Japaner befanden sich in ziemlich mißlicher Lage, als nach einer Stunde ein japanisches Infanteriebataillon heranrückte. Mit der Infanterie wollten die Kosaken den Kampf nicht aufnehmen, sie bestiegen ihre Pferde und zogen sich zurück, konnten aber ihre Verwundeten noch mitnehmen.

Seitdem gab es zwischen den beiderseitigen Vorposten beständig kleine Gefechte, wobei bald eine japanische Patrouille, die sich zu weit vorgewagt hatte, bald eine russische überfallen und zusammengehauen wurde. Wenn die Russen dabei im Vorteil waren, so wurde dies in den nach Petersburg erstatteten Berichten zu heldenhaften Siegen aufgebauscht. Das hinderte aber nicht, daß die Avantgarde der japanischen Armee Mitte April den Jalu erreichte.

Nahe der Jalumündung in die Korea-Bai, etwa 25 Kilometer davon entfernt, liegen auf dem linken Ufer die Orte Widschu, auf dem rechten, etwas weiter südlich, Antung und 12 Kilometer weiter nördlich Kiulientscheng. Letzteres war früher durch den Handelsverkehr zwischen Korea und der Mandschurei eine blühende Stadt. Sie liegt an der großen „Tributstraße", auf welcher jährlich der Tribut der koreanischen Fürsten an den chinesischen Kaiserhof gebracht wurde; ihr Name bedeutet „Neun Schlösser nebeneinander", doch sind von diesen früheren Befestigungen nur geringe Reste geblieben, die 1894 durch die Chinesen mit Erdwerken verstärkt wurden. Widschu liegt auf einem Hügel, welcher das linke Flußufer überhöht. Weiter nordöstlich ziehen dem Jalu gleichlaufende Anhöhen sich hin, die keine Spur von Bewaldung zeigen. Auf der mandschurischen Seite dagegen stoßen die Hügelketten vielfach senkrecht auf den Strom und

haben fruchtbare Täler zwischen sich, die sich nach dem Jalu hin meistens verengen. Im Jalu, der hier sehr breit ist, befinden sich mehrere Inseln.




Situationsplan des Gebiets am Jalufluß.

Die Avantgarde der Kurokischen Armee hatte Widschu und den nahe gelegenen Ort Jönampho zur Verteidigung verschanzt, und eine Flotille von Kanonen- und Torpedobooten beobachtete den unteren Flußlauf, der hier eine beträchtliche Breite hat. Unter dem Schutz dieser Flotille wurden auf Transportschiffen Truppenteile bis

nach Jönampho gebracht und Pontons und Brückenmaterial zum Übersetzen herangeschafft; zugleich wurde schwere Artillerie herangezogen, um beim Erzwingen des Überganges ein kräftiges Wort mitzusprechen. Das Groß der Armee marschierte längs des Flußufers, nach Norden zu, auf.

Am rechten Jaluufer stand unter Oberbefehl des russischen Generalleutnants Sassulitsch die Transbaikal-Kosakenbrigade des bereits genannten Generals Mischtschenko und die ostsibirische Schützenbrigade des Generals Kaschtalinski, zu welcher noch ein Teil der sechsten Schützenbrigade gestoßen war. Hierzu kamen noch fünf Batterien, während die Reiterei auf den rechten russischen Flügel gezogen worden war und die Flußmündung beobachtete. Reservetruppen wurden auf der großen Straße nach Föngwangtschöng, das 60 Kilometer westlich vom Jalu liegt, bereit gehalten. So weit sich am linken Ufer die japanische Aufstellung erstreckte, hatten die Russen gegenüber und auch auf den Inseln des Flusses Infanteriewachen aufgestellt; sie patrouillierten mit Booten über den Fluß hinüber und schickten sogar Spione in die von den Japanern besetzten Orte. Zwischen den feindlichen Patrouillen kam es auf dem Flusse und den Inseln fortgesetzt zu Zusammenstößen, wobei es auf beiden Seiten oft erhebliche Verluste gab. Ein russischer Überfall auf den japanischen Pontonpark am 21. April wurde von den Japanern durch Artillerie blutig zurückgewiesen. wobei die Russen die Hälfte ihrer Mannschaft verloren. Nachdem die Japaner eine Brücke von Widschu aus bis zu einer der Inseln geschlagen hatten, setzte sich General Kuroki in den Besitz der sämtlichen Inseln zwischen den beiden Ufern vor der Front der Russen.

Dieser Angriff wurde durch die erste Division und durch Teile der Gardedivision ausgeführt; die auf den Inseln befindlichen russischen Wachen flohen auf das rechte Ufer, von wo aus die Artillerie ihren Rückzug deckte. Während des Angriffs hatten die japanischen Kanonenboote den rechten Flügel der Russen beschäftigt.

Am 27. April legten die Japaner auf den Inseln Verschanzungen an, besetzten sie mit Kanonen und führten den Brückenbau weiter, während die Russen diese Arbeiten durch Artilleriefeuer zu

stören versuchten. Folgenden Tags setzte ein kleines japanisches Detachement weiter nördlich über den Fluß und nahm in der Nähe der Einmündung des Aiho bei Chussan eine Höhe in Besitz, verschanzte sich dort und brachte eine Gebirgsbatterie herauf. Im Schutz dieser Stellung begann bei Soukou, nördlich von Widschu, am 29. April die japanische zwölfte Division den Fluß zu überbrücken. Noch am Vormittag ließ General Sassulitsch die Höhe bei Chussan angreifen, ein stärkeres Detachement mit Artillerie führte diesen Angriff aus und warf die Japaner auf ihre im Bau begriffene Brücke zurück, die zum Teil wieder auseinandergefahren werden mußte, damit die Pontons nicht verloren gingen. Doch stellten die Japaner im Verlaufe der Nacht die Brücke wieder her und überschritten am anderen Morgen den Fluß, in einer Stärke, daß die Russen auf den Chussanhöhen dem umfassenden Angriff nicht gewachsen waren und sich über den Aihofluß zurückziehen mußten, auf dessen rechten Ufer sie die Furten besetzten.

Am Vormittag des 30. April eröffneten die Japaner aus einer langen, gut verschanzten Artillerielinie ein heftiges Feuer gegen die russische Artilleriestellung bei Kiulientscheng, während die Kanonenbootsflotille die russische Infanterie und Kavallerie bei Antung beschoß. Unter dem Schutze des Artilleriekampfes vollendete im Laufe des Tages die japanische Garde ihre Brücken von den Inseln nach dem rechten Ufer und überschritt in der Nacht den Fluß, gefolgt von der zweiten Division.

In der vierten Morgenstunde des 1. Mai begannen die Japaner den allgemeinen Angriff mit einem furchtbaren Feuer aus ihrer Artillerielinie nördlich von Widschu und von den Inseln gegen die russische Artillerie, die auf einem Plateau aufgefahren war, und in die Flanke der am Aiho entwickelten russischen Infanterie. Das japanische Geschützfeuer war so überwältigend und brachte den Russen so furchtbare Verluste bei, daß General Sassulitsch gegen sieben Uhr die bisherigen Stellungen aufgab, um sich weiter rückwärts festzusetzen. Daraufhin erfolgte ein allgemeiner Angriff der Japaner. Die zwölfte Division durchschritt den Aihofluß, bis an die Brust im Wasser watend; so große Verluste sie auch durch das Feuer der ihr gegen-

überstehenden Russen erlitt, so mußten die letzteren sich doch vor der Masse der Stürmenden zurückziehen.

Die Russen nahmen eine zweite Stellung auf einer Anhöhe, welche das Plateau überragte, wo die Japaner sich inzwischen festgesetzt hatten. Diese wurden von russischer Artillerie, Maschinengewehren und Infanteriefeuer heftig beschossen und gingen um die Mittagstunde gegen die neue Stellung der Russen zum Angriff vor. Dem Feinde an Zahl weit überlegen, überflügelten sie ihn auf seiner linken Flanke. Die Russen kamen dadurch in Gefahr, von der Hauptstraße abgedrängt zu werden, wodurch ihnen der Rückzug abgeschnitten worden wäre. Um dies zu verhindern, wurde das II. Ostsibirische Schützenregiment aus der Reserve gegen den rechten japanischen Flügel vorgeschickt. Der Gegenstoß, den es versuchte, kam bei der Massenhaftigkeit der anstürmenden Japaner bald zum Stillstand, doch hielt es sich mit äußerster Zähigkeit, bis es von allen Seiten eingeschlossen war und sich nur mit größter Mühe mittels Bajonettangriff durchschlagen konnte. Der russischen Infanterie gelang es, die Rückzugstraße zu gewinnen. Nicht so glücklich war die Artillerie und die Maschinengewehrabteilung; ihre Pferde waren bereits größtenteils gefallen. Es war nur noch so viel Zeit, die Geschütze unbrauchbar zu machen; sämtliche 24 Kanonen und 8 Maschinengewehre wurden die Beute der Japaner.

Am unteren Lauf des Jalu hatte die Kanonenbootflottille während des Vormittags die russischen Truppen unter Feuer genommen; diese gaben ihre Stellung in Antung auf, nachdem sie die Stadt vorher in Brand gesteckt hatten.

Wir lassen nun den Bericht des russischen Generals Kaschtalinski folgen, dem in dieser Schlacht die Hauptaufgabe zugefallen war:

„Bereits am Morgen des 30. April begannen die Japaner meinen linken Flügel zu bedrängen, der am Abend vorher die Höhen von Chussan besetzt hatte. Daher gab ich den Bataillonen des 22. Regiments, welche Chussan besetzt hielten, den Befehl, durch den Aiho sich auf eine Stellung in Potetynza zurückzuziehen. An demselben Tage begann vom Morgen an eine ungewöhnlich heftige,

anhaltende Beschießung der ganzen Stellung bei Tiurentschen (Kiulientscheng) von Widschu aus.

Ich erhielt von General Sassulitsch Befehl, zum Kampf vorzugehen. 2 Bataillone des 22. Regiments und 3 Batterien der 6. Brigade verteidigten, indem sie auf ihrem früheren Platze auf dem linken Flügel meiner Stellung blieben, die Furten bei Potetynza. Die Japaner rückten um 5 Uhr morgens zum Angriff vor und schoben auf die Furten über Aiho nicht weniger als eine Division Infanterie vor, welche in Kolonnen unter sehr beträchtlichen Verlusten die Furten überschritt und die russische Stellung angriff. Letztere wurde auf dem Flügel von Widschu aus durch 36 Feldgeschütze und eine Batterie Belagerungsgeschütze beschossen. Das 12. Regiment nahm eine rückwärts gelegene Stellung unter dem Schutze von 2 Batterien der 6. Brigade und einer Maschinengewehrkompagnie ein, nachdem sie den Angriff der Japaner durch heftiges Feuer aufgehalten hatten. Um 1 Uhr nachmittags hatten die Japaner sich der Stellung des II. Regiments soweit genähert, daß die 3. Batterie nicht auf den Weg gelangen konnte, der durch Kreuzfeuer beschossen wurde. Die Batterie blieb, nachdem sie nahe von den Japanern eine Stellung eingenommen hatte, auf derselben bis zum Schlusse des Kampfes, wobei sie den Kommandeur, Oberstleutnant Murawski, verlor.

Von der Stellung der Nachhut wurde die Maschinengewehrkompagnie durch Truppen der ersten Stellung weggebracht. Der Kommandeur der Maschinengewehrkompagnie nahm, da er die schwierige Lage der Batterie des Oberstleutnants Murawski sah, aus eigener Initiative seine Stellung ein und verlor die Hälfte seiner Leute und alle Pferde. Dann machte er den Versuch, die Maschinengewehre durch Mannschaften über die Berge hinwegzubringen. Die Maschinengewehre gaben gegen 35 000 Schuß ab. Teile des 12. Regiments schlugen sich durch und retteten die Fahne. Die 2. Batterie der 6. Brigade versuchte, auf anderem Wege zur Reserve zu gelangen, konnte aber mit der Hälfte der Pferde nicht auf die Berge hinaufrücken und unterstützte, nachdem sie wieder ihre Stellung eingenommen, den Angriff des II. Regiments.

Um die Mittagszeit erfuhr ich, daß die Japaner ein Bataillon

des 22. Regiments, das bei Jschingou stand, zurückgeworfen hatten und meinen linken Flügel umgingen. Gegen 1 Uhr nachmittags näherten sich meinem linken Flügel 3 Bataillone des II. Regiments und die Batterie des Oberstleutnants Murawski, die vom General Sassulitsch aus der Reserve vorgeschickt worden waren, mit dem Befehl, bis zum Abzug des 9. und 10. Regiments aus Schachedza sich zu halten. Jch wies das II. Regiment an, eine beherrschende Rückenstellung mit einer Verteidigung nach zwei Fronten einzunehmen, beauftragte die Batterie Murawski, sich zur Reserve zurückzubegeben und befahl dem 12. Regiment, der 3. Batterie und der Maschinengewehrabteilung, unter dem Schutze des II. Regiments zurückzugehen.

Die Truppenteile der Nachhut führte der Chef meines Stabes nach der für sie bestimmten Stellung. Das II. Regiment hielt sich auf seiner Stellung noch zwei Stunden und schlug sich, mit dem Bajonett kämpfend, unter bedeutenden Verlusten mit der Fahne über den Höhenzug durch. Hierbei kam der Kommandeur des II. Regiments, Oberst Leiming, um. Die Division zog sich in voller Ordnung nach Fönghwantschöng zurück. Mehr als 700 Verwundete marschierten mit den Regimentern zusammen nach Fönghwantschöng."

Der Verlust der Russen in dieser ersten Schlacht zu Lande betrug über 2000 Mann, wovon 300 Mann und 30 Offiziere gefangen genommen wurden; die Japaner zählten 798 Verwundete und Tote. Die Russen waren ungefähr 12 000 Mann stark gewesen und hatten gegen eine nahezu dreifache Übermacht zu kämpfen gehabt, doch hatten sich die von ihnen besetzten Stellungen sämtlich in erhöhtem Gelände befunden, während die Japaner von dem niedrig gelegenen Ufer des Jalu aus den Angriff unternehmen mußten. Dagegen war ihre Artillerie von furchtbarer Wirkung gewesen; die Arisaka-Geschütze, deren sie sich bedient, übertrafen sowohl an Tragweite wie auch an Durchschlagskraft die russischen Geschütze bei weitem. Das Arisaka-Geschütz ist eine 7,5 Zentimeter-Schnellfeuerkanone mit hydraulischer Bremse und in allen seinen Teilen von japanischen Ingenieuren konstruiert. Die ersten dieser Geschütze waren aus der Kruppschen Fabrik in Essen; seit einigen Jahren aber sind sie ebenso wie alle anderen japanischen Geschütze ausschließlich im Arsenal von Osaka herge-

stellt worden. Das dazu verwendete Eisenmaterial stammt aus Deutschland, Frankreich und England. Auch das rauchschwache Pulver ist japanisches Erzeugnis.

Nicht weniger als 18 Batterien mit 108 Arisaka-Geschützen waren es, welche in dieser Schlacht Tod und Verderben in die russischen Reihen gespien hatten.

Einige Einzelheiten dieses Schlachttages mögen hier eine Stelle finden.

Auf seiten der Japaner machte der Kriegskorrespondent des „Berl. Lok.-Anzeiger" O. von Gottberg den Sturm auf die russische Stellung mit. Wir geben aus seinem Bericht folgenden Auszug:

„Kurz nach 7 Uhr 30 morgens erhob sich die japanische Infanterie am jenseitigen Uferrand. In dichten Schützenlinien, in denen Schulter an Schulter sich bewegte, ging sie vor — sehr bald und dicht gefolgt von den breiten Linien der Reserven. Klar wie aus schwarzem Papier mit der Schere geschnitten, hob sich vom weißen Ufersand die Silhouette jedes Mannes im preußisch blauen Waffenrock ab. Ein prächtiges, ein unvergleichliches Ziel gewährte diese Uniform, die der unsern wie ein Ei dem andern gleicht!

Vorwärts schritten die Männer in Blau zum Takte der eigenen Granaten, Offiziere weit voran, Adjutanten zwischen Soutiens und Schützenlinien galoppierend. Alles wie auf dem Exerzierplatz. Mit vier Brigaden, der Garde- und 2. Division, war hier ein reiner Frontalangriff über eine flache Ebene von 1200 Meter Weite auf die Hänge zu beiden Seiten der Straße nach Mukden angesetzt. Die 12. Division, im stumpfen Winkel dazu vom rechten Flügel vorgehend, konnte ihn nicht einmal durch Feuer aus der Flanke unterstützen. Die Höhen östlich der Aiho lagen, Chilienschang und den Paß verbergend, vor ihren Gewehrmündungen.

Auf diese Punkte richtete sich, den Angriff der eigenen Infanterie vorbereitend, jetzt das Feuer der japanischen Batterien. Schrapnells explodierten über dem Hang zu beiden Seiten der Straße. Es regnete Granaten auf die Strohdächer des Dorfes. Häuser wurden zu Feuersäulen und dann zu Aschehaufen. Der Wind wirbelte Rauchwolken zu den Höhen hinauf. Die Höhen blieben stumm.

Weiter schreiten die Männer in Blau, langsamer nun durch den Ufersand watend. Weiter brüllen hinter ihnen die Geschütze. Granaten weisen summend der Infanterie den Weg, vorwärts, vorwärts, dorthin, wo mordend und zerstörend unsere heiße Faust einschlägt!

Auf 1000, auf 900 Meter nähern sich die Schützen dem Schlüsselpunkt der feindlichen Stellung, dem Paß. Die Russen müssen ihn wirklich geräumt haben. Die Höhen bleiben stumm.

800 Meter nur noch trennen die blaue Linie von ihrem Ziel. Da bricht die Hölle los. Hageschloßen scheinen auf Asphalt zu prasseln. Es kracht und knattert wie von tausend scharfen Peitschenhieben.

Die Männer in Blau stutzen. Sie zögern, aber halten nicht. Eiliger als zuvor schreiten sie vor, hinter ihren Fahnen und Offizieren.

Eine dichte Wolke umhüllt unterdessen die Stellung der feuernden feindlichen Infanterie auf der Höhe rechts und links des Passes. Sie bedient sich des Pulvers, das die Militärs so hübsch sachlich „rauchloses" nennen. — — Das Knattern in der Rauchwolke erstirbt nicht. Aber Donner übertönt es. Dem Hagelsturm folgt Gewitter. Unter lauterem Krachen als zuvor zischt der Mordhauch aus japanischen Geschützen zum Paß hinüber. Schrapnellwölkchen fliegen dicht wie ein Taubenschwarm über ihn hin. Es war eine brave Infanterie, die unter diesem von allen Seiten auf sie konzentrierten Schrapnellfeuer liegen blieb — liegen blieb, um meist nicht wieder aufzustehen. Ehre auch den Besiegten!

Schon hier sei — es klingt paradox — bemerkt, daß der Frontalangriff der vier japanischen Infanteriebrigaden fast ausschließlich mit Artilleriefeuer durchgeführt wurde. Es lagen ihm meiner Schätzung nach gewiß 4000 Gewehre gegenüber. Wohl sicherlich mehr als hundert Patronen wurden im Verlauf einer Stunde aus jedem abgeschossen. Dazu stehen die Verluste der vier Brigaden mit etwa 600 Mann in keinem Verhältnis. Aber die erstaunlich geringe Wirkung des russischen Infanteriefeuers war für jeden Zuschauer erklärlich, der das präzise und wahrhaft höllische Feuer

Rast eines japanischen Infanterieregiments am linken Ufer des Tai-tong, auf dem Vormarsch zum Jalu.

Russische Artillerie auf dem Marsche.

der japanischen Artillerie beobachtete. Es ließ die Russen nicht zu Atem kommen. Es muß sie einfach erstickt haben. Militärs mögen daraus Schlußfolgerungen ziehen.

Dem Laien schien es auf diesem Gefechtsfelde fast, als ob die Ansicht jener Artilleristen sich in diesem Kriege bewahrheiten werde, welche prophezeit haben, daß fernerhin die Artillerie, nicht aber die Infanterie als Schlachten entscheidende Waffe zu betrachten sein wird.

Hier kam dank dem Feuer der eigenen Artillerie die angreifende Schützenlinie auf 500 Meter zum Stehen, ohne eigentlich nennenswerte Verluste erlitten zu haben. Die wenigen hinter ihr tot oder verwundet liegen Gebliebenen lagen ja auf dem hellen Sande, dem Auge, namentlich durchs Glas, deutlich sichtbar. Noch waren es gewiß keine hundert.

Platt hatten auf den Befehl die Schützen sich zu Boden geworfen. Hinter ihnen aber standen — hochaufgerichtet — wie einst auf dem Sande von Gravelotte oder Südafrika die Offiziere. Diese alte schöne Toll- und Torheit scheint von jeder tapferen Armee zum Fest der Feuertaufe mitgebracht zu werden.

Auch japanisches Magazingewehrfeuer klang nun im Konzert mit. Die Kapelle war versammelt. Der große Musikdirigent hatte alle seine Noten verteilt und nur die vom Brummbaß der Russen in der Hand behalten. Er fehlte und stellte sich im Laufe des Tages nicht ein. Ich selbst wenigstens habe trotz allen Suchens keine russische Artillerie auf dem Gefechtsfelde sehen oder hören können und nicht erfahren, daß sie irgendwo bemerkt wurde. . . . .

Sonnenbestrahlt und sandig hob sich sanft und allmählich die Ebene zum Dorfe Chilienschang — St. Marie aux Chênes. Rechts glitzerten daneben durch den Pulverrauch die Gewehrmündungen in der feindlichen Stellung. Maus und Mann konnte man von dort aufs Korn nehmen. Hinan den sandigen Plan aber schritten jetzt hinter weit voraneilenden Offizieren, die hoch den Säbel oder die kleinen Bataillonsfahnen trugen, Schützenlinien. Ellbogen rieb Ellbogen in ihnen. Dahinter erhoben sich und folgten geschlossene Linien von Männern im Waffenrock von preußischem Schnitt und

preußischem Blau. Selbst die Namen stimmten: erstes, zweites, drittes, viertes Garderegiment. Nur die Regimentsmusiken fehlten. Aber wenig Phantasie erforderte es, die große Pauke den Takt rasseln zu hören zum: „Sei's trüber Tag, sei's heit'rer Sonnenschein". Und dort hielt der Divisionskommandeur zu Pferde in der Feuerzone. Er trug nicht den Namen Pape, wohl aber in der Hand den blanken Säbel und tief in die Stirn gedrückt die blaue Mütze mit breitem, rotem Rand und Lederschirm.

Ein Schlachtenmaler hätte hier sein müssen! Prächtig war das Bild anzuschauen, als so auf hellem Sand durchs Sonnenlicht die Männer in Blau wie Hottentotten und wie Helden in Pulverdampf und Bleihagel hineinschritten.

Lauter noch scholl jetzt, wenn möglich, das Geknatter von der Höhe bei Chilienschang herüber. Aber wenig Schüsse fielen in die geschlossene Kompagnie vor mir. Nur ein Mann sank dem linken Flügel nahe ins Knie und machte sich an der eben durchlöcherten und blutbefleckten Hose zu schaffen. Aber doch hörte man hier auf nun 300 Meter Entfernung von den feindlichen Gewehrmündungen die Melodie des Infanteriefeuers. Ein garstig Lied! Sie behagte mir nicht, obwohl ich sie auf Grund eines Befehls der Mächte, die um mich wateten und kommandierten, nicht auf kürzere Distanz hören durfte. Also auf Grund einer sehr oberflächlichen Erfahrung nur möchte ich sagen: der moralische Effekt von Gewehrfeuer scheint größer als der von Artilleriefeuer. Granaten sind wie das große Unglück im Leben; es hat Gestalt, es kündet sich an. Drüben Blitzen und hier Summen, dann Donnerkrachen. Man glaubt nicht, daß jeder Strahl beim Gewitter einschlage. Das sah ich neulich in Widschu. Den Soldaten ging es wie mir. Die Neugier überwog jedes andere Gefühl: die ersten Schrapnells — so etwas will man sehen!

Aber des Daseins kleine Nadelstiche, die winzigen Bleigeschosse, die hier — fast ohne jemand zu treffen — rechts und links schwirrten, so daß man immer das Bedürfnis empfand, sie wie Mücken vom Ohr wegzuschlagen, die ennuyieren und rütteln an den Nerven. Gewehrfeuer ist scheußlich. Wenigstens für den, der als Berichterstatter verpflichtet ist, sich den Puls zu fühlen und zu fragen: was

empfindeſt du? Vorn der Offizier vor der Front hat ja an anderes zu denken. Seine Gefühle mögen deshalb auch andere ſein.

Die Kompagnien und Soutiens vor mir bewegten ſich nicht im Laufſchritt, ſondern marſchierten. Die Schützenlinien gingen nur teilweiſe in ſchnellerer Gangart vor. Häufiger ſanken nun Leute aus ihnen zu Boden. Die Linien wurden zackiger. Kompagnien blieben liegen, während andere weiter ſchritten, manche ohne auch nur ein einziges Mal vor der feindlichen Stellung zu halten. Es war kein ſchönes Exerzierplatzbild mehr. Ich glaube, Hauptleute bataillierten. Die Maſchine ſchien nicht mehr nach eines einzigen Gebot zu raſſeln, wohl aber von einem einzigen Wunſch und Gedanken beſeelt — dem Drang nach vorn. . . . .

Das Durchgehen nach vorn wurde ein allgemeines. Gleichzeitig, aber nicht gleichmäßig erfolgte es, nicht in geſchloſſenen Reihen, ſondern in einer Zickzacklinie. Der Wille zum Draufgehen und blinde Todesverachtung ſteckten, das fühlte man, in jedem blauen Waffenrock. Darum gab es kein oder nur hier und da ein Halten zum den letzten Sturmangriff vorbereitenden Feuer. Zudem hatte dieſes die Artillerie geliefert. Wenn dort oben Menſchen lagen, ſo mußten ſie jetzt ſturmreif ſein. Der Teufel ſelbſt und Höllenſcharen wären es geweſen.

Kein Kommando erfolgte, und kein Signal ertönte, als ſich plötzlich, erſt hier und dann dort, die lange, zackige Linie in Laufſchritt ſetzte und ohne Hurra oder anderen Ruf, ohne Trommelſchlag und Horniſtenſignale den letzten Hang zur feindlichen Poſition hinanſtürmte. Wer noch ein hübſches Gefechtsbild erwartet hatte, kam nicht auf ſeine Koſten. Das ſich abſpielende war nüchtern. Über den genommenen Höhenkamm liefen die vorderſten der Schützen hinunter. Die ihnen nachfolgenden und die Reſerven blieben oben ſtehen, Gewehr bei Fuß. Die Blutarbeit war getan. Die Schlachtenmuſik ſchwieg. Es war ein eigentümliches und tiefes Schweigen, das dem Konzert folgte. So kurz war dieſes geweſen und genau zwei Stunden nach der Ouverture durch den erſten Kanonenſchuß beendet. Vielleicht darum fiel das tiefe Schweigen, das vorn auf der ganzen langen Angriffslinie und hinten auf der beim letzten Sturm-

anlauf verſtummten Artillerieſtellung lag, ſo beklommen. War es wirklich ſchon vorbei? War der Tag gewonnen? Von vorn aus der Schützenlinie der Garde kam die Antwort. Zuerſt dort und dann rechts und links entblößten ſich die Köpfe, und donnernd wie vorher Granatenkrach hallte durchs Waffenfeld ein einziger, wilder Siegesſchrei: „Banſai!“

Dann wurde es ſtill wie zuvor. Die Sonne lachte vom Himmel herab, als hätte ſie während der Morgenſtunden nur Frühlingsblumen und Maienluft beſtrahlt. Vorbei an mir gingen Ärzte und Krankenträger nach vorn.“

Als das ruſſiſche II. Regiment, von allen Seiten von den Japanern eingeſchloſſen, ſich mit dem Bajonett durchſchlug, ſchritt an ſeiner Spitze der Regimentsgeiſtliche mit dem Kreuz in der Hand und hielt tapfer Stand, trotzdem ihn bereits zwei Kugeln getroffen hatten. — Während der Schlacht hatten die Ruſſen Gelegenheit, die Torniſter der japaniſchen Infanterie zu bewundern; ſie hatten dieſes Gepäckſtück einem gefallenen japaniſchen Unteroffizier abgenommen und fanden darin alles in erſtaunlicher Ordnung und Sauberkeit, jede Sache aufs peinlichſte an ihrem Platz. Schneeweiß waren die mit Erbſen und Reis gefüllten Leinwandſäckchen; die Kochſalzwürfel waren in feines japaniſches Papier gepackt und die leichten blauen Socken, in denen, wie bei unſeren Fauſthandſchuhen, die große Zehe beſonders berückſichtigt iſt, waren ſorgfältig zuſammengerollt. Der Torniſter enthielt ferner eine kleine Büchſe mit Salbe zum Einfetten des Gewehres, eine Muſchel mit Bartwichſe, eine amerikaniſche Blechdoſe mit gebratenem Fleiſch, eine Konſervenbüſche, ein kleines, ſorgfältig genähtes Leinwandſäckchen für einige Reſerveteile des Gewehrmechanismus, ein Käſtchen mit verſchiedenen Medikamenten in Pulverform, eine längliche Blechdoſe, die mit Briefen, vielleicht von der Mutter oder der Frau des toten Kriegers, gefüllt war, und ein dienſtliches Notizbuch mit einer kleinen Karte der ſüdlichen Mandſchurei. Außerdem barg der Ranzen noch einen flachen kupfernen Löffel, eine Zahnbürſte mit Schildpattgriff, Kamm, Handtuch und mehrere kleine Werkzeuge zum Reparieren des Gewehrmechanismus. Alle dieſe Gegenſtände ſahen noch ſo neu aus, als wären ſie eben aus dem Kaufladen gekommen.

Auch ein kleiner Zug von japanischer Kameradschaftlichkeit gegen den Feind sei hier erwähnt. Ein Leutnant von der 2. japanischen Division sah während der Schlacht einen schwerverwundeten russischen Hauptmann am Wege liegen. Trotz des tobenden Kampfes konnte er nicht teilnahmslos an ihm vorübergehen. Er fragte den Verwundeten auf russisch, ob er ihm etwas Wasser anbieten könne, und reichte ihm seine Feldflasche. Der Hauptmann dankte mit einigen Worten für den ihm geleisteten Dienst und fügte hinzu: „In meinen letzten Augenblicken bitte ich Sie, ein Andenken von mir anzunehmen". Mit diesen Worten zog er eine Photographie seiner Familie aus der Brusttasche und überreichte sie dem Japaner, der das Geschenk mit tiefer Bewegung annahm, dann aber durch das Kampfgetümmel von der Seite des Sterbenden gerissen wurde. —

Ein ergreifendes Bild entwirft ein englischer Kriegskorrespondent: „Es war am Morgen nach der Schlacht. Die Soldaten ließen ein lautes ‚Banzai' (Hochrufe) ertönen, Chinesen kamen kriechend aus Löchern im Boden hervor und beteiligten sich schmarotzend an dem Siegesgeschrei, sie stießen die Leichen der Russen mit dem Fuß, um ihre Verachtung für sie zu zeigen, und schickten sich, sobald sie dem wachsamen Auge der Soldaten entgangen waren, an, die Hyänen des Schlachtfeldes zu spielen. Die Militärärzte waren eifrig tätig. Wer von den Wonnen der Schlacht singt, der hat nicht in dem Krankenzelt gestanden, wenn die Wunden, die der Mensch dem Menschen beigebracht hat, vernäht und verbunden werden. Ein Kosak in grauem Hemd lag ruhig neben seinem früheren Gegner, der den blauen Rock trug. Der Japaner lächelte hoffnungsvoll und tapfer und starrte dann auf den anderen, der nur den Kopf wenden konnte. Wenn das Gesicht die Wahrheit sprach, so waren es nicht Gedanken des Triumphes, sondern er schien froh darüber, daß er, dessen Körper jetzt nur noch ein Wrack war, seine Pflicht erfüllt hatte. Hier lag ein toter Infanterist; das Gesicht des jungen Mannes trug im Tode einen Blick kindlicher Verwunderung. Dort lag ein verwundeter russischer Offizier, der Rock mit der Silberstickerei war weggerissen und von den Ärzten leicht über ihn geworfen; auf seinem Gesicht war der Schmerz eingeprägt, aber jeder halbbewußte Gedanke ging unter in

dem einen Entschluß, vor den Feinden seines Volkes seinen Schmerz nicht zu zeigen. Ein Japaner, der, seiner Uniform nach zu schließen, eine hohe Stelle im Generalstab einnahm, kam zu ihm und sprach sanft und mitleidig mit ihm in seiner Muttersprache. Der Chirurg berührte das zerschmetterte Glied und der Offizier wurde von heftigen Schmerzen gequält. ‚Mein Gott', rief er und trotz seiner Willenskraft entrangen sich ihm noch die Worte: ‚Nicht das!' Dann war der Mann wieder Herr seiner selbst und es herrschte Schweigen. Dicht neben ihm lag ein deutschsprechender Russe, der durch die Schulter und den Kopf geschossen war. Was hatte ihn aus seiner polnischen oder lithauischen Heimat hierhergebracht? Sein Geist wanderte zurück; der Verwundete sah wohl den Rauch, der kräuselnd aus seiner kleinen Hütte aufstieg, und er dachte wohl der Frau, die in der Nacht für ihn betete und auf seine Rückkehr wartete. ‚Meine Liebe!' stöhnte er. Seine Stimme erstarb zu einem gemurmelten Gebet. Dann schreckte er empor und suchte sich zu erheben. ‚Wasser, Wasser!' ächzte er heiser und kaum hörbar. Ein japanischer Soldat lief, um ein Zinnkännchen zu füllen, ein Irländer neben mir hob dem Manne, sanft wie eine Frau, den Kopf, das Wasser kam, der Russe trank und der Schmerz ließ nach . . ."

Der Sieg am Jalu wurde in Japan mit Jubel gefeiert. In der Hauptstadt wogten Tausende durch die Straßen, zwölf verschiedene Umzüge wurden veranstaltet, darunter einer, zu dem sich ausschließlich Studenten vereinigt hatten. Die ganze Stadt war mit Laternen und Fahnen geschmückt.

Die Zurückdrängung der Russen vom Jalu war für die japanische Armee von außerordentlicher Bedeutung. Sie konnte nun die Russen über die mandschurische Bahnlinie hinausdrängen und dadurch Port Arthur von seiner Landverbindung abschneiden. Abgesehen hiervon, übte der Sieg auch eine nicht zu unterschätzende moralische Wirkung auf die japanischen Soldaten.

In Rußland und namentlich in Petersburg wirkte die Nachricht von der erlittenen Niederlage wie ein Donnerschlag. War den Russen das Kriegsglück zur See bisher abhold gewesen, so hatten sie um so größere Hoffnungen auf die Leistungen der Landarmee ge-

setzt und sich bereits in ausschweifenden Großsprechereien ergangen, wie solche sich in den neuesten Kriegsbilderbogen ausdrückten, die von Roheiten strotzten. Auf diesen Bildern wurde veranschaulicht, wie ein Kosak einem Japaner den Kopf mit dem Fuß zertritt, daß das Gehirn herausspritzt; wie ein anderer mit den Händen dem Japaner das Bein in zwei Stücke zerbricht, ein dritter ihm sämtliche Zähne aus dem Munde schlägt. Überall in Rußland betrachtete man die Japaner als eine minderwertige Menschenrasse, und von den Bauern wurden sie vielfach für Affen gehalten.

In Petersburg suchte man die Bedeutung des japanischen Sieges nach Möglichkeit herabzudrücken. Der „Rückzug“ des Generals Sassulitsch, hieß es, habe in Kuropatkins Feldzugsplane gelegen. Dadurch, daß die Japaner den Jalu überschritten, hätten sie ihre rückwärtigen Verbindungen verlängert, während die Russen ihrer eigentlichen Operationsbasis näher gekommen wären. Wenn es aber den Russen wirklich nur hierum zu tun gewesen wäre, so hätten sie nicht erst 2000 Mann und 24 Geschütze zu opfern brauchen. — —

Den Verwundeten auf den Schlachtfeldern Hilfe zu bringen, ihnen auf dem Krankenlager sorgsame Pflege angedeihen zu lassen, hat sich bekanntlich die internationale Gesellschaft vom „Roten Kreuz“ zur Aufgabe gestellt. Sie beruht auf einem im Jahre 1864 zu Genf getroffenen Übereinkommen, der „Genfer Konvention“, welcher sich inzwischen fast alle Kulturstaaten angeschlossen haben. Danach genießen im Kriegsfalle alle Personen, die als Ärzte, Feldprediger und Krankenwärter in den Lazaretten oder auf den Verbandplätzen tätig sind, den Schutz der Neutralität. Das einheitliche Abzeichen ist bei Verpflegungsanstalten eine Fahne mit einem roten Kreuz auf weißem Grunde, bei Personen eine mit demselben Emblem versehene Armbinde.

Auch die Japaner haben sich seit dem Jahre 1886 unter dieses Symbol christlicher Barmherzigkeit gestellt und unter dem Namen „Nihonseki-Yuji-Sha“ eine Rote-Kreuz-Gesellschaft gegründet, der die Bevölkerung das größte Interesse entgegenbringt. Die Gesellschaft zählt nahezu eine Million Mitglieder, deren jährliche Beiträge vier Millionen Mark übersteigen. Vom Mikado und seiner Gemahlin

in jeder Beziehung begünstigt, bildet die Gesellschaft in Friedenszeiten Ärzte- und Pflegerpersonal aus und sammelt das Material für Verbandstoffe an. Wie bei anderen Staaten, so hat sich auch in Japan die Frauenwelt bis in die höchsten Kreise hinauf den Zwecken des Roten Kreuzes dienstbar gemacht. Die Gesellschaft stellt für jede Division Hilfsdetachements, welche den Militärlazaretten in der Pflege der Verwundeten behilflich sind. Sie rüstet Transportkolonnen aus zur Fortschaffung der Kranken und Verwundeten und erquickt diese in den Aufenthaltsstationen durch Verabreichung von Nahrungsmitteln.

Für den Seekrieg stellt sie zwei Hospitalschiffe, welche je 100 bis 300 Kranke aufnehmen können und mit dem erforderlichen Ärzte- und Pflegepersonal ausgerüstet sind. So wird auch auf dem Wasserwege für die Beförderung und für das Wohl der Verwundeten gesorgt, und diese Hospitalschiffe genießen ebenfalls den Schutz der Neutralität.

Auch in Rußland besteht die Rote-Kreuz-Gesellschaft und wirkt unter der lebhaftesten Beteiligung der Bevölkerung auf das segensreichste. Die Hauptverwaltung steht unter dem Protektorat der verwitweten Kaiserin Maria Feodorowna und wird von dem Fürsten Woronzow-Daschkow geleitet. In allen großen Städten des Landes haben sich Zweigniederlassungen gebildet. In Petersburg teilt sich die Gesellschaft in drei große Gemeinden, von denen die eine unter dem besonderen Schutze der Großfürstin Elisabeth steht, der Gemahlin des Großfürsten Sergei. In Moskau wirkt für das Rote Kreuz die sehr reiche Iwerskaja-Gemeinde, die für die Zwecke des ostasiatischen Krieges ein Hospital in Charbin errichtete. Der deutsche Militärschriftsteller Gädtke hat dieses Hospital in den ersten Apriltagen besucht und gibt darüber folgende interessante Schilderung:

„Es ist in einer der massiven einstöckigen Kasernenbaracken in dem Stadtteile Pristan nahe dem Bahnhofe untergebracht, die ursprünglich für die russischen Truppen erbaut worden sind, und besteht aus zwei großen, hohen und luftigen Sälen zu je 100 Betten, von denen der eine bereits mit 99 Verwundeten und Kranken, hauptsächlich aus Port Arthur, belegt worden ist. Der Krankensaal war von peinlichster Sauberkeit, und es herrschte vollkommene Ruhe. Die

eisernen Bettstellen, die in vier Reihen angeordnet sind, zwischen denen ein breiter, mit Linoleum belegter Mittelgang frei bleibt, die Bettbezüge, die Kleidung der Kranken und der Pfleger, alles machte einen sehr guten Eindruck. Boden, Wände und Decken des Saales sind mit Ölfarbe gestrichen; die Heizungsröhren sind längs der Außenwände angeordnet. Die übrige Einrichtung entspricht völlig der in den deutschen Lazaretten üblichen. Neben jedem Bett stehen ein kleiner Tisch und ein Schemel, über dem Tisch eine Tafel mit Namen und Leiden des Kranken, sowie den für die Pfleger erforderlichen Angaben. Es befinden sich unter den Kranken sehr schwer Verletzte; ein armer Burjäte, dem zwei Kugeln durch den Kopf gegangen sind, ein Matrose, dem eine Granate ein Bein fortgerissen hat, und mehrere andere.

Außer den beiden Krankensälen befinden sich in der Baracke die erforderlichen Nebenräume: ein fast überreich mit allem Erforderlichen ausgestattetes Wäschemagazin, eine Pharmazie, ein Instrumentenzimmer, ein Raum für das Verbandszeug, ein Operationssaal, ein Badezimmer mit vier Wannen. Außerdem sind noch einige Räume für das Pflegepersonal vorhanden, während die beiden Krankensäle durch einen Mittelflur voneinander getrennt sind. Alle Instrumente entsprechen den modernsten Anforderungen, man hat offenbar an nichts gespart und vielleicht eher mit allzu königlicher Freigebigkeit gearbeitet. So stehen in dem Instrumentenzimmer allein fünf Sterilisierungsapparate, im Operationszimmer befinden sich drei Operationstische, die erforderlichen Tische für die ärztlichen Werkzeuge mit Glasplatte und ein Spirituswaschapparat. Die Küche ist in einem besonderen Gebäude neben der Baracke untergebracht; ebenso ist ein besonderes Haus für die sämtlichen übrigen Vorräte und Lebensmittel vorhanden und ein Haus für die Ärzte.

Man muß sich hierbei immer vergegenwärtigen, daß wir uns nicht in einer europäischen Großstadt befinden, sondern im fernen Osten, in einem jungen Ort, der erst seit fünf Jahren besteht und durchaus noch in seinem äußeren und inneren Anstrich das wüste Durcheinander zeigt, das man in rasch aufblühenden Kolonistenstädten zu finden pflegt. Hier ist alles von Grund auf neu zu schaffen,

und am Platze findet man nur die primitivsten Hilfsmittel. Selbst die Butter beispielsweise muß aus Sibirien herangeschafft werden. Wildnis und Kultur grenzen hier hart aneinander. Eine ganz besondere Schwierigkeit bietet die Wasserversorgung. Das Wasser muß von weither in einzelnen Tonnen herangefahren werden und soll im Sommer schlecht sein. Typhus und Cholera sind hier endemisch. Für den Baderaum sind große Behälter unter der Decke angeordnet, in die das Wasser aus den Tonnen hineingepumpt wird. Das Trinkwasser wird ausnahmslos gekocht und destilliert; im übrigen ist der Russe an den Tee als tägliches Getränk gewöhnt.

Das Personal dieser Baracke besteht aus dem Verwaltungs- und dem ärztlichen Personal. Unter dem Chefarzt arbeiten fünf andere Ärzte, fünfzehn Schwestern, von denen eine als Feldscheer ausgebildet ist, und dreißig Krankenwärter. In der Küche sind zwei Köche, eine Köchin und mehrere chinesische Boys. Das Essen, das den Kranken gereicht wurde, machte einen guten und wie alles übrige, einen reinlichen Eindruck. Es bestand aus Bratwurst und Kartoffelbrei. Übrigens muß ich bemerken, daß das in der Nähe befindliche Militärhospital den gleichen sauberen und guten Eindruck auf mich gemacht hat".

# Zehntes Kapitel.

Der dritte Sperrversuch vor Port Arthur. — Untergang der Brander. — Bericht an den Zaren. — Admiral Togo berichtet. — Russische Herzensroheit. — Japanischer Heldenmut. — Japanische Vaterlandsliebe. — „Harakiri". — Tagesbefehl des General Stössel. — Der letzte Zug nach Port Arthur. — Leutnant Gurko. — Japanische Verluste. — Streu-Minen. — Russische Befestigungen bei Kintschau. — Der Nansanberg. — Sicherung des Nansanberges. — Sturm auf den Nansanberg. — Die Japaner siegen. — Kapitän Hayashi. — Blockade verhängt. — Dalny.

Der Gang der Kriegsbegebenheiten führt uns wieder nach Port Arthur, gegen welches Admiral Togo Anfang Mai einen dritten Sperrungsversuch unternahm, nachdem die ersten beiden tollkühnen Wagnisse ihren Zweck verfehlt hatten. Dieses neue Unternehmen war das kühnste und opferreichste, und die Geschichte der Seekriege kennt nur wenig Beispiele, die sich ihm an die Seite stellen lassen.

Zu diesem Sperrungsversuch wurden 12 Schiffe als Brander hergerichtet, und nicht weniger als 20000 Matrosen meldeten sich als Freiwillige zu der Todesfahrt. Jedes Schiff erhielt 3 Offiziere, das Oberkommando führte Fregattenkapitän Misuo Hayashi. Im ganzen wurden 157 Mann zu dem Wagstück auserlesen, an welche Admiral Kamimura folgende Ansprache richtete:

„Meine Kinder, ich schicke euch an den allergefährlichsten Ort, wo ihr dem entsetzlichsten Feuer des Feindes ausgesetzt seid. Glaubt aber mir, wenn ich Kinder hätte, so würden sie mit Neid auf euch blicken, und ich würde mich keinen Moment bedenken, sie mit euch auszusenden. Geht, geht, meine Kinder, und beweist dem Feinde den Mut der Kinder des Landes der aufgehenden Sonne. Verliert ihr die rechte Hand, so arbeitet mit der linken, verliert ihr auch die linke, so arbeitet mit den Füßen. Seid dessen eingedenk, daß auf jeden von euch eine ungeheure Arbeit und Verantwortlichkeit entfällt. Noch ist es nicht zu spät — trete der zurück, der sich der gewich-

tigen Aufgabe nicht gewachsen fühlt. Es ist keine Schmach, zurückzutreten, aber eine Schmach ist es, sich an dem Unternehmen zu beteiligen, wenn in der Vorstellung auch nur der Schatten eines Zweifels an seinen Kräften vorhanden ist." Hier wurde die Rede des Admirals von brausenden Banzairufen unterbrochen; als sich die Wogen der Begeisterung gelegt hatten, fuhr der Admiral fort: „Jetzt befehle ich euch: Sterbet, sterbet alle ohne Ausnahme. Möge aber nicht ein einziger Tod dem Feinde zur Freude gereichen, möge kein einziger Tod nutzlos sein, möge der Tod erst nach vollbrachter Arbeit eintreten. Den Abschied von euch feiere ich nicht mit Champagner, weil eure Aufgabe klaren Geist erfordert und Champagner die Klarheit des Geistes und der Gedanken trübt. Leert mit mir gemeinsam eine Schale klaren Wassers, Helden des Landes der Kirschbäume. Trinket und begebt euch auf die Schiffe, eure Gräber. Banzai!, Banzai!"

In der Nacht zum 3. Mai fuhren die 12 Sperrschiffe auf den Hafen von Port Arthur zu. Das Wetter wurde unterwegs sehr stürmisch und die See immer aufgeregter. Daher wurde den Schiffen das Signal gegeben, wieder zurückzukehren. Nur 4 Schiffe bemerkten das Signal und folgten seiner Weisung, die anderen 8 erreichten trotz des sehr hohen Wellenganges die Hafeneinfahrt.

Der russische Schriftsteller Dantschenko, der als Zeitungsberichterstatter in Port Arthur weilte, beobachtete vom „Goldenen Berge" aus die nächtliche Kampfszene und gibt darüber die folgende lebhafte Schilderung:

„Um 1 Uhr nachts erdröhnte plötzlich der Donner der Geschütze. Vom Goldenen Berge aus eröffnete sich ein Blick in die Ferne. Im Lichte der Scheinwerfer tauchte in der Ferne ein großer Brander auf. Eine Minute darauf hob sich sein Vorderteil hoch empor, und er sank, von dem Feuer der Batterien und der Kanonenboote ‚Giljak', ‚Otwaschni' und ‚Bobr' arg zugerichtet, in die Tiefe. Um den Goldenen Berg pfiffen die Splitter krepierender Granaten. Der Felsen erzitterte unter den Schlägen der Geschütze. Trübe leuchtet der Mond. Nebel hüllt die Ferne ein, und durch ihn zieht sich ein leuchtendes Band, das Licht der Scheinwerfer. Die feindliche Flotte ist im Dunkel nicht sichtbar, doch sendet der Kreuzer, der die herankommenden Torpedo-

boote und Brander deckt, Garben elektrischen Glanzes zu uns. Alle Küstenbatterien sind in voller Tätigkeit. Überall dröhnt es. Die Geschütze zielen außerordentlich sicher; überall, wo die Scheinwerfer den Feind verraten, schlagen die Geschosse ein. Und ungeachtet des furchtbar mörderischen Feuers setzen die Brander ihren Weg fort, heldenmütig dem Untergange entgegensehend. Etwa 7 Kilometer vom Ufer entfernt, folgen ihnen 3 Torpedoboote, ohne auf das Feuer unserer Batterien zu achten. Nach 15 Minuten wird ein Torpedoboot in den Grund gebohrt, die beiden anderen treten den Rückweg an. Unterdessen setzen die Brander ruhig ihren Weg fort.

Um 1 Uhr 40 Minuten bemerken wir den ersten herangekommenen Brander. Es ist ein großes, blendend weißes Fahrzeug; im Licht des Scheinwerfers gleitet es auf den Wogen hin. Gleichsam aus den Wellen auftauchend, erscheint hinter diesem Brander ein zweiter, der noch größer ist. Unsere Geschosse schlagen um sie ein, die Ruhe des Gegners ist aber geradezu bewunderswert. Man fühlt, daß wir es mit einem würdigen, Achtung gebietenden Feind zu tun haben. Der erste Brander sinkt, und seine Besatzung mit lauten Banzai-Rufen mit ihm. Bald folgt ihm der von Granaten durchlöcherte zweite Brander. Der dritte und vierte Brander kommen näher heran, werden aber auch durch das wirksame mörderische Feuer der Schnellfeuergeschütze von beiden Ufern vernichtet. Nach wenigen Minuten ragen nur noch ihre Schornsteine und die dünnen Mastspitzen aus dem Wasser hervor. Noch im Sinken ließen die Japaner Raketen aufsteigen, um die Ihrigen von dem Ausgang zu benachrichtigen. Der sechste Brander wurde südlicher in den Grund gebohrt. Inzwischen geht der siebente Brander, dessen große Abmessungen im Lichte des Scheinwerfers immer drohender hervortreten, dem Feuer unserer Geschütze entgegen. Schnell nähert er sich dem Hafeneingang. Das Feuer unserer Schnellfeuergeschütze beantwortet er ebenfalls aus Schnellfeuergeschützen, unsere Salven mit dem Feuer aus Hotchkiss-kanonen. Lange hält er den auf ihn niederfallenden Geschossen stand. Durch seine Größe war er von allen der gefährlichste; seine durch den Scheinwerfer geblendete Besatzung hielt, durch das plötzlich verlöschende Feuer auf unsern am Hafeneingang stehenden Schiffen ge-

täuscht, offenbar den Scheinwerfer der elektrischen Batterie für den des ‚Giljak'. Nach kurzem Schwanken schlug er den Kurs direkt auf den Felsen ein und lief dabei auf eine Untiefe auf. Die Leiter der Brander sind offenbar höchst erfahrene Seeleute. Ihnen die Rückkehr zu den Ihrigen zu gestatten, wäre unvorsichtig. Daher wurden nun die Boote, auf welchen sie sich zu retten versuchten, mit Kugeln, Schrapnells und Granaten überschüttet. Es erregte Bewunderung, wie diese Leute mit dem Schicksal kämpften. Bald stellten sie das Rudern ein, um glauben zu machen, daß alle getötet seien, bald benutzten sie das Schweigen der Geschütze, um das Weite zu suchen. Doch mit jeder Minute wurde die Zahl der Ruderer kleiner. Schließlich führten die Boote nur noch Leichen.

Nach dem Untergange des siebenten Branders lieferte das Licht des Scheinwerfers ein japanisches Torpedoboot an unsere Geschütze aus. Der Kampf dauerte etwa 20 Minuten. In eine weiße Wolke gehüllt, glitt das Boot auf den Wogen hin und her, dann schwebte die Wolke auf einer Stelle, und als sie sich zerteilte, war von dem Torpedoboot nichts mehr zu sehen. Auf dem Goldenen Berge war man überzeugt, daß es gesunken war. Wo der achte Brander sank, konnte ich nicht sehen. Mehrmals kam ein mit verzweifelter Geschwindigkeit manövrierender japanischer Kreuzer in Sicht, doch schwerlich gelang es ihm, die Besatzung der Brander auf den ausgesetzten Booten zu retten. Von unseren Batterien stiegen Raketensignale auf. Auch die Japaner ließen außerordentlich leuchtende Raketen emporsteigen, die gleich herabregnenden Brillanten zerstoben. Das Getöse der Geschütze verstummte nicht. Mindestens 3000 Geschosse wurden in dieser Nacht auf beiden Seiten entsandt. Der Feind bewies erstaunliche Tapferkeit und wollte nichts von Ergeben wissen. Die von unseren Kugeln getroffenen japanischen Matrosen in den Schaluppen starben vor unsern Augen; nicht eine Schaluppe gab das Signal, daß sie sich ergeben wolle. Auf einer von einem Brander abstoßenden Schaluppe befanden sich 23 Mann, davon waren 15 verwundet. Die Schaluppe lief auf. Die Japaner versuchten, sich selbst zu erwürgen, um der Gefangenschaft zu entgehen. Vom Mast eines Branders wurden nur mit Mühe acht Mann gerettet. Auf unser

Boot, das die Mannschaft eines Branders retten wollte, feuerten die Untergehenden noch aus einem Nordenfeldschen Maschinengeschütz. Gegen Morgen trat Stille ein. Die Kampfstelle bezeichnen die Überreste der Brander; die einen liegen zerstört am Ufer, von den anderen ragen nur die Masten und Schornsteine aus den Fluten empor. Ringsum herrscht jetzt Ruhe."

An den Zaren sandte der Statthalter Alexejew telegraphisch folgenden amtlichen Bericht ab:

„Um 1 Uhr nachts wurden von den östlichen Batterien in der Nähe des Ufers 5 Torpedoboote gesichtet, die unter dem Feuer der Batterien und der Schiffe sich nach Süden entfernten. Um 1 Uhr 45 Minuten zeigte sich das erste Sperrschiff, begleitet von einigen Torpedobooten, auf welche die Batterien und Schiffe das Feuer eröffneten. Dreiviertel Stunden später wurde in dem Lichte der Scheinwerfer eine ganze Anzahl von Sperrschiffen bemerkt, die sich dem Hafeneingang von Osten und Südosten her näherten. Der ‚Otwashny', der ‚Giljak', der ‚Gremjaschtschi' und die Uferbatterien zwangen durch wohlgezieltes ununterbrochenes Feuer die Sperrschiffe zum Rückzuge. Hauptsächlich durch energisches Artilleriefeuer sowie durch Whitehead-Minen, welche die Torpedoboote und Minenkutter abschossen, und durch die Explosion einiger Sperrminen wurden acht Dampfer auf der Reede zum Sinken gebracht. Außerdem wurden nach den Berichten der Kommandanten der Batterien und des Kanonenbootes ‚Giljak' zwei Torpedoboote vernichtet. Kurz nach 4 Uhr morgens unterbrachen die Batterien und die Schiffe das Feuer und gaben nur noch einzelne Schüsse auf die Torpedoboote, die noch am Horizonte sichtbar blieben, ab. Alle Sperrschiffe waren mit Schnellfeuergeschützen und Maschinengewehren versehen, aus denen der Feind ununterbrochen schoß. Von der Mannschaft, die sich in Kuttern zu retten suchte, sind bis jetzt von uns gegen 30 Mann gefangen genommen worden, darunter zwei tödlich verwundete Offiziere. Die Besichtigung der Reede und die Aufnahme der Leute ist durch starken Seegang erschwert. Die Russen hatten keine Verluste. Leicht verwundet wurde nur ein Mann von dem Torpedoboot ‚Bojewoi'. Als sich das erste Sperrschiff mit den Torpedobooten zeigte, begab ich

mich in Begleitung des Chefs des Feldstabes Generalleutnant Shilinski und des Flaggkapitäns ersten Ranges Eberhard auf das Kanonenboot ‚Otwashny', um direkte Anordnungen für die Abwehr des Angriffs der Sperrschiffe zu treffen. Auf den Befestigungen befand sich währenddessen Generalleutnant Stössel und auf dem Kanonenboot ‚Giljak' der Kontreadmiral Loschtschinski, der die Verteidigung der Reede vertretungsweise leitete."

Kurz und bündig drückte sich Admiral Togo in seinem Berichte nach Tokio aus, wonach der Verlust japanischer Torpedoboote auf russischen Erfindungen beruht haben muß. „Die kombinierte Flotte," sagt er, „bewirkte am 3. Mai die dritte Operation, um Port Arthur zu blockieren. Die ‚Akagi' und ‚Chokai' mit der zweiten, dritten, vierten und fünften Torpedobootszerstörerflotille sowie der neunten, zehnten, vierzehnten Torpedoflotille und Dampfern brachen am 2. Mai auf. Ein sich erhebender starker Wind hinderte jedoch die Bewegung, und der Kommandant befahl daher die Einstellung der Operationen. Der Befehl erreichte die Boote jedoch nicht. Acht Dampfer rückten vor und stürzten sich auf den Hafen; trotzdem die feindlichen Scheinwerfer eifrig tätig waren, erreichten fünf Dampfer den Hafeneingang, allen voran ‚Mikawa-Maru' und ‚Totimi-Maru', brachen den Sperrbaum und drangen in die Hafeneinfahrt ein. Der Hafen ist jedenfalls für Kreuzer und Schlachtschiffe als tatsächlich blockiert anzusehen. Drei andere Dampfer sanken kurz vor der Mündung. Unsere Flottille blieb bis zum Morgen an Ort und Stelle. Die Hälfte der Dampferbesatzung wurde gerettet. Das Torpedoboot 67 wurde am Dampfrohr getroffen und kampfunfähig, aber von dem Torpedoboot 70 in Schlepptau genommen. Die ‚Astaka' wurde an ihrer linken Maschine beschädigt, aber gerettet. Auf der Flottille gab es 3 Verwundete und 2 Tote."

Eine Episode aus diesem Kampfe, welche für die bestialische Herzensroheit hoher russischer Offiziere sehr bezeichnend ist, möge hier ihre Stelle finden. Wäre der Erzähler nicht abermals der russische Schriftsteller Nemirowitsch Dantschenko, so könnte man glauben, es sei die boshafte Erfindung eines geschworenen Russenfeindes:

Schwimmende Minen vor Port Arthur. Eine von den Russen gelegte Mine wird von einem japanischen Kriegsschiff zur Explosion gebracht.

Wrak des „Korejez" im Hafen von Chemulpo.

Admiral M. Togo,
Oberbefehlshaber der japanischen Flotte bei Port Arthur.

Admiral Uriu,
vernichtete vor Tschemulpo den „Warjag" und „Korejez".

General Nogi,
Kommandant der Belagerungs-Armee vor Port Arthur.

General Nozu,
Kommandant der Tschuan-Armee.

Japanische Oberbefehlshaber.

„Von einem der zerschossenen Brander stieß eine kleine Schaluppe ab. Voll war sie, übervoll. Sechzehn Ruder hoben und senkten sich gleichmäßig. Das Boot wurde auf die schaumgekrönten Wellenkämme gehoben und glitt von ihnen herab, getrieben vom kraftvollen Schlag der Ruder . . .

‚Sie werden sich retten und entkommen' . . . ‚Das darf nicht geschehen!' tönte eine Stimme neben mir.

‚Aus welchem Grunde?'

‚Das sind erfahrene Seeleute, das ist auf den ersten Blick zu erkennen . . . Sie werden auf die Brander zurückgehen, die noch draußen im Meere warten, oder morgen oder übermorgen auf neuen Brandern erscheinen, um Port Arthur endlich zu blockieren. Gut, daß wir sie bemerkt haben . . .'

Das Wasser um das kleine Boot begann gleichsam zu kochen. Tausende von Bleistücken schlugen um diese Nußschale ein, in welcher acht Menschenleben kaltblütig gegen Wind und Wetter ankämpften. Man sieht, wie das Wasser um das Boot vom Blei aufgeworfen wird, man sieht, wie sich manche Kugel in die Bordwand eingräbt, um deren Intaktheit die Insassen zittern. Nein, sie zittern nicht, denn die Ruder arbeiten noch immer gleichmäßig und im Takt.

‚Sie werden entkommen.'

‚Nein, die entkommen nicht, wohin sollen sie sich denn retten . . .'

Nun ist die Schaluppe hinter einem der halbversunkenen Brander verschwunden. Ich male es mir aus, wie das Boot jetzt hinter der toten Masse des Schiffes dahinschleicht . . . Wie die Schnellkraft der Ruder erschlafft, denn die Ruderer wissen es zu genau, daß, sobald sie sichtbar werden, derselbe Kugelregen sie überschüttet . . . In diesem Kampf der Schaluppe mit Hunderten von Geschützen und Geschossen liegt eine ganze Tragödie . . . Es scheint mir, als wenn diejenigen, welche jetzt, ohne sich Rechenschaft abzulegen, die Geschütze auf sie richten, selbst wünschen: Würde der Schuß doch fehl gehen und das Boot sich retten . . . Nun erscheint der Bootschnabel hinter dem Brander; jetzt ist das ganze Boot zu sehen . . . Aber, was ist das? Die Ruder sind nicht mehr vollzählig, und auch die Übriggebliebenen arbeiten nicht so wacker wie vorher. Offenbar

gibt es ſchon Verwundete und Tote auf dem Boot. Und wiederum kocht das Meer um die kleine Nußſchale, und die Maſchinenkanonen feiern ihr trauriges Feſt.

Auf dem elektriſchen Felſen ſtehen zwei Generäle, X. und Y.

General X. läßt ſich ein Gewehr von einem Soldaten reichen. Derſelbe X., der noch vor zwei Stunden ſo rührend von ſeinen Verwundeten zu erzählen wußte, daß ich über ſein weiches Gemüt ganz erſtaunt war. Aber er iſt Soldat vom Scheitel bis zur Sohle. Nun zielt er . . . Bum! Der Schuß knallt, und eins der Ruder entſinkt der Hand, die es geführt. Der Japaner läßt den Kopf vorn überfallen und bleibt unbeweglich.

‚Brav gemacht!‘ tönt es anerkennend ringsum. Der gute Schuß gibt dem zweiten General keine Ruhe. Er iſt auch ein vortrefflicher und bekannter Schütze, der ſich als Offizier manchen Ehrenpreis geholt hat.

‚Jetzt iſt die Reihe an mir!‘

Der nächſte Soldat reicht ihm ſeine Flinte. Gierig reckt ſich der Lauf in der Richtung der ſchwankenden Nußſchale, auf die das Bajonett wie ein ſchamloſer Finger zeigt. Ein lauter Knall . . . und ein zweites Ruder ſinkt ins Waſſer und treibt einige Minuten neben dem Boot. Ein weiterer Schuß von X. und dann von Y. und wieder ſinken zwei Japaner tödlich getroffen von der Ruderbank. Man kann durch das Glas den Todeskampf der Leute deutlich erkennen, und immer langſamer kommt das Boot vorwärts, immer unſicherer arbeiten die Ruder. Nun ſind nur noch drei übrig . . .

Jetzt zwei . . . das Boot kehrt zur Seite . . . da fallen noch zwei Schüſſe, und es iſt vollbracht . . . Kein Ruder rührt ſich mehr . . . Den um ihr Leben kämpfenden Matroſen ſind die Köpfe auf die Bruſt geſunken. Einer hat ſich über Bord gelehnt und ſtiert mit verglaſten Augen ins Meer. Einen anderen ſieht man im letzten Todeskampf auf dem Grunde des Bootes liegen und konvulſiviſch zucken. Das kleine Boot aber ſchaukelt auf den Wellen, und die Strömung treibt es ans Ufer, dem die jetzt Toten noch vor wenigen Minuten ſo fieberhaft entfliehen wollten.

‚Keine Seele ist mehr am Leben,' triumphiert X. ‚Wir haben reinen Tisch gemacht!' antwortet Y.

Und immer näher treiben die Wellen das Boot. Nun haben sie es auf den Sand gesetzt, so weich und zart, als wenn sie die Ruhe der Toten nicht stören wollten."

Von den 157 Mann, welche die Besatzung der Brander gebildet hatten, kehrte mehr als die Hälfte nicht zurück. Aber das heroische Werk war gelungen, die Hafeneinfahrt war durch die versunkenen Schiffe gesperrt. Für kleinere Fahrzeuge blieb die 100 Meter breite Durchfahrt offen, die Panzerschiffe und die Kreuzer jedoch waren für längere Dauer in Port Arthur eingeschlossen und von der offenen See abgeschnitten. Die Hindernisse wieder zu entfernen, war, besonders bei der in diesem Teile des Meeres sehr starken Ebbe und Flut eine mühevolle, zeitraubende Aufgabe, denn die versenkten Dampfer waren 2000 Tonnen große eiserne Schiffe, mit Steinen und Zement belastet und überall mit dem durch die Luken eingedrungenen Wasser angefüllt.

Bei den Branderangriffen wie bei anderen Gelegenheiten hat sich die vollkommene Todesverachtung der Japaner in bewunderungswürdiger Weise gezeigt. Nach ihrer Auffassung des Heroismus genügt es nicht, das Leben zu wagen, sondern es muß auch, wenn es einem großen Zwecke gilt, geopfert werden. Sogar der Selbstmord, den das Christentum als eine der schwersten Sünden verurteilt, wird als eine heroische Tugendübung und als eine Tat der Aufopferung für eine edle Sache betrachtet, die dadurch einen höheren Wert gewinnt. Das japanische Volkstum glaubt sich in ununterbrochen fortbestehender Verbindung mit Himmel und Erde, welche selbst durch den Tod nicht gelöst wird.

Wenn ein Japaner stirbt, so geht seine Seele in die eines neugeborenen Kindes über, oder sie betätigt sich als unsichtbare, übernatürliche Kraft an den Schicksalen, dem Wirken, Schaffen und Streben der Überlebenden, bleibt also mit dem Volkstum in ewiger Gemeinschaft.

An dieser geistigen Gemeinschaft liegt dem Japaner mehr als

an der Erhaltung seiner körperlichen Persönlichkeit. Er sieht mehr Ruhm und Ehre im Tode vor dem Feinde als in der Erreichung des Erfolges selbst, für den er doch eigentlich sein Leben einsetzt. Wenn jemand noch so große Heldentaten vollbracht hat, dabei aber mit dem Leben davongekommen ist, so wird er bei weitem nicht die Bewunderung finden, welche den gefallenen Opfern dargebracht wird, die man deshalb auch nach ihrem Tode im Range erhöht. Dieser Ruhm geht nicht nur auf die Nachkommen des Helden über, sichert ihm nicht nur durch alle künftige Generationen seiner Familie eine dauernde Verehrung, sondern er wirkt sogar auf seine Vorfahren zurück, da diese, als fortbestehende Seele des Volkstums, an seinen Taten zum Wohle des Ganzen teilnehmen. Hieran halten beide Religionen des Staates fest, sowohl der Shintoismus wie die buddhistische Lehre, und dadurch wird auch der Selbstmord geheiligt, wenn es gilt, die verletzte Ehre wieder herzustellen und z. B. der Gefangenschaft zu entgehen. Der Begriff dieser heroischen Auffassung von Sein und Nichtsein, dieser Verachtung des Lebens, liegt in dem japanischen Worte „Yamato damashi" ausgesprochen, welches in wörtlicher Übersetzung so viel wie „japanische Seele" bedeutet. Die Vaterlandsliebe und der Opfermut, den dieser Glaube erzeugt, gehen bis zum Fanatismus. So haben von den 20000 Freiwilligen, die sich zu dem tollkühnen Unternehmen in jener Mainacht meldeten, mehrere Selbstmord begangen, weil sie unberücksichtigt blieben. Auch noch andere Beispiele, die weiter zurückliegen, sind bekannt geworden.

Ein Kavallerist tötete sich, weil er der Ersatzschwadron seines Regiments zugeteilt worden war; ein 20jähriger Student sprang in den Krater des Vulkans Asama, weil er für dienstuntauglich erklärt worden war; ein bei Widschu gefangener Generalstabsoffizier machte bei der Überführung nach Rußland seinem Leben ein Ende. Schon in den Kindern ist die Vaterlandsliebe in hohem Grade rege: so töteten Schulknaben beim Kriegspielen einen ihrer Kameraden, weil er der Partei der Russen angehörte.

Der Selbstmord, das „Harakiri", wurde früher auch als gesetzliche Strafe auferlegt. Handelte es sich um kein gemeines Verbrechen und gehörte der Verurteilte den höheren Ständen an, so ging es

dabei sehr feierlich zu. Gewöhnlich wurde das Urteil in einer großen Halle vollzogen, Altar und Lichter fehlten nicht.

Der Verurteilte trug ein Festgewand, und die Handlung vollzog sich unter verschiedenen Zeremonien vor vornehmen Zeugen. Mit großer Würde bestieg der Verurteilte ein Podium, warf sich vor dem Altare nieder und setzte sich dann, diesem den Rücken kehrend, auf einen Teppich so, daß die Knie den Boden berührten und der Körper auf den Hacken ruhte. Ihm zur Seite kniete der Kajschaku. Auf einem niederen Lacktischchen lag der 10 Zoll lange Dolch, der dem Todeskandidaten von dem Kajschaku gereicht wurde. Der Verurteilte legte ein Bekenntnis seiner strafwürdigen Handlung ab und bat die Anwesenden um die Ehre, Zeugen seines Todes zu sein. Hierauf entblößte er seinen Oberkörper bis an die Hüften, ergriff den Dolch und stieß sich ihn unterhalb der Gürtelgegend tief in die linke Seite, zog ihn langsam nach der rechten Seite, und, indem er ihn in der Wunde umdrehte, machte er einen Schnitt nach aufwärts. Nachdem er den Dolch herausgezogen hatte, beugte er sich vornüber, und in dem Augenblicke, wo er den Hals vorstreckte, sprang der Kajschaku auf und schlug ihm mit seinem Ritterschwerte das Haupt ab. Der Kajschaku war durchaus nicht gleichbedeutend mit unserem Scharfrichter, sondern ein Freund oder Verwandter des Verurteilten übernahm dieses Amt. In neuerer Zeit ist das Harakiri als Todesstrafe abgeschafft und kommt nur noch als freiwilliger Selbstmord vor. . . .

Port Arthur war, wie wir erzählt haben, von der See abgeschnitten; es sollte nun auch seine Verbindung zu Lande einbüßen. Eine zweite japanische Armee unter General Oku landete auf der Halbinsel Liautung, um die hier befindlichen Streitkräfte der Russen auf Port Arthur zurückzuwerfen, die zwischen 30000—40000 Mann stark waren, und später mit der Armee des Generals Kuroki gemeinsam zu operieren. Die erste Truppenlandung fand in Pitsewo statt, 150 Kilometer von Port Arthur an der Ostküste der Halbinsel gelegen. Der Hafen ist ziemlich gut, doch liegen die Schiffe bei Ebbe im Trockenen. Die landenden Truppen mußten daher einen Kilometer weit durchs Wasser waten, während für die Pferde, Geschütze und Kriegsbedürfnisse teils Landungsbrücken gebaut, teils flache

Boote verwendet wurden. Vor dem Hafen liegen die den Russen gehörigen Elliotinseln; sie waren gleich zu Beginn des Krieges von den Japanern besetzt und als Bereitschaftsstellung für die Truppentransportflotten benutzt worden. Weitere Landungen fanden in der Bucht von Kintschau statt, wo die Halbinsel nur $2^1/_2$ Kilometer breit ist, so wie in Port Adams (Pulandian), von wo die Russen sich ohne Widerstand zurückzogen. Kleinere, die Halbinsel durchstreifende russische Aufklärungsdetachements, die mit den gelandeten Japanern Fühlung suchten, ließen sich mit denselben nur auf unbedeutende Gefechte ein.

Die Eisenbahnlinie befand sich nun in den Händen der Japaner, der Statthalter Alexejew verließ noch rechtzeitig Port Arthur und begab sich mit dem Großfürsten Wladimirowitsch nach Mukden in Kuropatkins Hauptquartier. Der Ernst der Lage sprach sich in folgendem Tagesbefehl des Generals Stössel aus:

„Der Feind überschritt am 30. April und am 1. Mai den Jalu in großer Stärke. Die Unsrigen zogen sich auf vorher ausgewählte Stellungen zurück. Gestern bewerkstelligte der Feind Landung im großen Maßstabe südlich von Pitsewo und in der Nähe der Kintschaubucht. Nun beginnt für uns die Arbeit. Natürlich wird der Japaner den Bahnverkehr unterbrechen und sich bemühen, unsere Truppen bis Port Arthur zurückzudrängen und diese Festung, Rußlands Schutzwehr im fernen Osten, zu belagern. Verteidigt sie bis zum Eintreffen der Truppen, welche uns zu entsetzen kommen. Ich halte es für meine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß ihr unablässig wachsam, umsichtig und bereit sein müßt, dem Japaner überall in ruhmvoller, den russischen Truppen würdiger Ordnung entgegenzutreten, und, welche Zwischenfälle auch eintreten, den Kopf nicht zu verlieren. Seid eingedenk: Im Kriege ist alles möglich. Wir werden mit Gottes Hilfe die uns auferlegte schwierige Aufgabe zu erfüllen imstande sein."

Der letzte Eisenbahnzug ging am Morgen des 6. Mai von Port Arthur ab. Zwei Kilometer vor der Station Pulandian bemerkten die Reisenden eine lange Schützenreihe. Es waren russische Truppen, die sich auf dem Rückzuge befanden. Ein Kosak galoppierte heran und rief dem Zugführer zu: „Zurück! Die Japaner sind da!" Ein

Gendarmerieoberst aber, der sich im Zuge befand, befahl, so schnell wie möglich vorwärts zu fahren. Einige Minuten lang wurde der Zug von den Japanern beschossen; alle Reisenden legten oder hockten sich nieder, nur drei wurden verletzt. Die meisten der Passagiere waren flüchtende Frauen mit Kindern. In drei Waggons befanden sich kranke Soldaten. Die Japaner hatten die Fahnen des roten Kreuzes nicht bemerkt. Da sie ihre Vorposten von Pulandian auf kurze Zeit wieder zurückzogen, so gelang es noch dem russischen Oberstleutnant Spiridonow, einen Zug mit Kriegsmaterial von Liaujang bis Kintschau zu bringen und dann mit der Lokomotive unversehrt zurückzukehren.

Der schon mehrfach erwähnte russische Berichterstatter Dantschenko hatte sich dem gefährlichen Unternehmen angeschlossen und fuhr in einer Draisine mit zwei Leutnants dem Zuge voraus. „Unser Zweck war," schreibt er über dieses Abenteuer, „den Feind, falls er sich in der Nähe aufhielt, zu entdecken und ihn dem Zuge zu signalisieren, da es schließlich nur einer wohlgezielten japanischen Kugel bedurft hätte, um den ganzen Zug in die Luft fliegen zu lassen. Wir sollten den Feind auf uns lenken und, sobald der lange, von drei Lokomotiven gezogene Zug in Sicherheit war, uns selbst in die Luft sprengen. Eine reitende Streifwache hatten wir vorausgeschickt, doch überholten wir sie bald. Nun suchten wir die Abhänge und Schluchten eifrig nach dem Feinde ab, bis in der Ferne eine Staubwolke bei Morgengrauen sichtbar wurde. Wir vermuteten anfangs feindliche Reiterei und fuhren ihr im schärfsten Tempo entgegen, um den Zug zu schützen. Da erkannten wir russische Uniformen: es war die Reiterei des Generals Fock, die er uns zum Schutz entgegengesandt hatte. Wir begrüßten sie mit lautem „Hurra" und waren bald in Kintschau, wo General Fock uns zu dem Wagnis beglückwünschte. Auf einer Lokomotive erreichten wir in schneller Fahrt dann Liaujang, wo wir uns von diesen aufregenden Stunden erholten."

Einem Leutnant, namens Gurko, der wichtige Depeschen nach Liaujang bringen sollte, gelang es, sich zur See durch den Feind zu schleichen. Er hatte eine chinesische Dschunke gemietet und ein bedeutendes Quantum Pyroxilin mitgenommen, um sich in die Luft

zu sprengen, falls sein Wagnis mißglücken sollte. Die Nacht war sehr klar, als die Dschunke in See ging, und zum Überfluß verbreiteten auch noch die Scheinwerfer japanischer Kreuzer ein helles Licht, doch ging alles bis auf etwa 12 Seemeilen hinaus ganz gut. Dann aber trat Windstille ein, und das kleine Segelfahrzeug blieb liegen. Erst am Morgen sprang eine frische Brise auf und führte die Dschunke rasch weiter. Sie wurde zwar von einem japanischen Schiffe bemerkt und verfolgt, traf aber glücklicherweise eine kleine Flotte anderer Dschunken, und indem sie sich unter diese mischte, entging sie der Verfolgung. Nach einer 25stündigen Fahrt erreichte Leutnant Gurko Tschifu an der chinesischen Küste, wo er einen Dampfer zu finden hoffte, mit dem er nach Niutschwang gelangen konnte, um sich von dort nach Liaujang zu begeben. Es fand sich jedoch nur ein Dampfer, der nach Tientsin ging und der ihn aufnahm. Dort wohnen viele Japaner, und man faßte Argwohn gegen den Offizier. Dieser sprach jedoch sehr gut englisch, gab sich für einen Engländer aus und drohte, sich an seinen Konsul zu wenden. Er erklärte, aus Japan zu kommen, und wurde durch Vermittelung eines englischen Offiziers zum Bahnhof gebracht, von wo er mittels der Eisenbahn Liaujang erreichte und seine Depeschen übergab. Für die glückliche Durchführung seines Wagstücks erhielt Leutnant Gurko das St. Georgs-Kreuz.

Am 14. Mai wurde die Bahnlinie bei Pulandian aufs neue besetzt und auf eine Strecke von 20 Kilometern zerstört. Damit war die Landverbindung Port Arthurs endgültig abgeschnitten.

Seit die neuen japanischen Landungen begonnen hatten, waren japanische Kreuzer und Panzerschiffe immer im Gesichtskreis von Port Arthur zu sehen. Nachts verschwanden sie und kehrten am Tage zurück. Torpedoboote, die sich näher an die Küste heranwagten, wurden durch Schüsse aus den Batterien vertrieben. Vor der „Taubenbucht", im Westen der Halbinsel, hielten sich beständig japanische Barken auf, um zu beobachten, ob russische Torpedoboote ausliefen, um die Truppenlandungen zu stören.

Im ganzen nahm man in Port Arthur die Absperrung nicht schwer. Es herrschte das schönste Frühlingswetter, und auf den Plätzen spielten die Musikkapellen nach wie vor. Wie gewöhnlich er-

schienen die gemieteten Chinesen mit ihren Karren, um an der Errichtung eines Trockendocks zu arbeiten und neue Befestigungen zu errichten.

In der Nähe von Pitsewo bot die Kerrbucht einen tiefen und sicheren Ankerplatz für Landungen. Da jedoch die Russen im inneren Teil der Bucht Minen gelegt hatten, so mußten diese durch japanische Torpedoboote entfernt werden. Eine solche Mine, die von zwei Torpedobooten aufgefunden worden war, explodierte, wodurch eins der Boote in zwei Hälften zerrissen ward und versank, wobei ein Offizier und sechs Mann den Tod fanden. Dasselbe Geschick traf den kleinen Kreuzer „Mijako", der sofort unterging. Die Besatzung wurde bis auf acht Mann gerettet.

Einen sehr empfindlichen Verlust erlitt das japanische Geschwader am 15. Mai, als es vor Port Arthur kreuzte.

Während eines dichten Nebels rannte der Panzerkreuzer „Kasuga" den kleinen Kreuzer „Joshino" an und traf ihn mit seinem Sporn an der Backbordseite in Höhe der Maschinenräume. Die elektrischen Maschinen, welche der Innenbeleuchtung dienten, versagten sofort, so daß in allen inneren Räumen völlige Dunkelheit eintrat. Man suchte das Leck durch Matten zu stopfen, aber es war zu groß. Sofort wurden sämtliche Boote an Steuerbord ausgesetzt, weil man annahm, das Schiff werde nach Backbord kentern. Aber das Gegenteil trat ein, es kenterte nach Steuerbord, und die Masten schlugen auf die noch am Schiff liegenden Boote, welche teils umkippten, teils zertrümmert wurden. Das Schiff sank, und nur 90 Mann konnten gerettet werden. „Joshino", 1892 erbaut, war ein geschützter Kreuzer von 4200 Tonnen, mit 34 Geschützen armiert und legte über 22 Knoten in der Stunde zurück. Der 15. Mai war ein Unglückstag, denn er brachte dem Geschwader noch einen anderen schweren Verlust. Zehn Seemeilen von der Küste, südöstlich vom Hafeneingang, geriet das Panzerschiff „Hatsuse", als es auf hoher See kreuzte, um japanische Landungen zu decken, auf eine schwimmende Mine. Kaum hatte es um Hilfe signalisiert, als es auf eine zweite Mine auflief und innerhalb einer halben Stunde sank.

Durch Torpedoboote konnten noch 300 Mann gerettet werden.

„Hatsuse" war auf einer englischen Werft erbaut, erst 1897 vom Stapel gelaufen und führte 50 Geschütze. Es hatte 15000 Tonnen Wasserverdrängung, war unter den neuen Panzerschiffen der Japaner eines der größten und übertraf mit 19 Knoten in der Stunde alle übrigen seiner Klasse an Schnelligkeit.

In der Bai von Talienwan gelang es den Japanern, mehr als 70 Minen zu zerstören; 50 schwimmende Minen wurden zum Teil im Golf von Petschili, vor Port Arthur, unschädlich gemacht.

Das Vorhandensein von freischwimmenden Minen jagte allen seefahrenden Nationen einen nicht geringen Schrecken ein; die Minen konnten durch Wind und Wellen wer weiß wohin verschlagen werden, und darin lag eine große Gefahr für neutrale Schiffe. Das Panzerschiff „Hatsuse" wurde 10 Seemeilen von der Küste durch eine Mine vernichtet, es wurden sogar in noch weiterer Entfernung Seeminen aufgefunden. Die gewöhnlichen unterseeischen Zerstörungswerkzeuge, die Kontakt- und Beobachtungsminen, stehen dauernd unter der Aufsicht von Landstationen und können deshalb nur in der Nähe der Küste ausgelegt werden, von der sie nur 3 Seemeilen entfernt sei dürfen; darüber hinaus sind die neutralen Schiffe ungefährdet.

Werden diese Minen von ihrem Ankerplatz vertrieben, so muß das hunderte von Metern lange Zündkabel zerreißen, das sie mit dem Lande verbindet. Dadurch wird die Stromleitung unterbrochen und die Mine ist unschädlich.

Anders steht es um die elektromechanische Streumine, von der wir hier sprechen. Einmal ausgelegt, bleibt sie vermöge ihres inneren Mechanismus dauernd „scharf", das heißt explosibel, und das Schiff, welches damit in Berührung kommt, ist verloren. Selbst wenn man ihre Lage kennt, ist sie nur mit der größten Gefahr zu beseitigen, wie die Zerstörung verschiedener Schiffe in den Gewässern vor Port Arthur gezeigt hat. Explosiv bleibt sie auch noch, wenn sie durch Stürme oder Strömungen von ihrem Ankerplatze vertrieben wird.

Das ganze Meeresgebiet in weiter Umgebung von Port Arthur

ist durch diese Minen gefährdet, und zwar nicht nur für die Kriegsdauer, sondern auf unbestimmte Zeit hinaus. So kann es geschehen, daß ein friedliches Handels- oder Passagierschiff durch solch eine, im weiten Meere treibende Mine mit Mann und Maus untergeht, ohne daß man jemals Kunde von seinem Schicksal erhält.

England und besonders die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben sich bereits mit dieser Frage beschäftigt, und auch in anderen Ländern ist man darüber einig, daß diese Art Führung des Minenkriegs barbarisch ist und gegen das Völkerrecht verstößt, und daß eine internationale Verständigung herbeigeführt werden muß, um in einem künftigen Seekriege die neutrale Schiffahrt vor dieser Gefahr zu schützen.

Die Streuminen machen im Gegensatz zu den gewöhnlichen Minen weder ein Ausloten des Sperrgebiets, weder das Einstellen der Ankertaue nach den ermittelten Wassertiefen, noch das umständliche Hantieren mit den langen Zünderkabeln nötig, belehrt uns der Kapitän zur See v. Pustau.

Die Streumine wird von dem Minenleger aus gemeinsam mit ihrem schweren Anker über Bord geworfen und steigt dann vermöge ihres Auftriebs vom Meeresgrund so lange auf, bis sie die vorher eingestellte Tiefe unter der Wasseroberfläche erreicht hat. Sobald dies geschehen ist, wird das Ankertau selbsttätig durch einen Apparat festgeklemmt, der auf verschiedene Wassertiefen eingerichtet ist. Ein sinnreich eingerichteter Stromschließer macht das Zusammenspliſſen des Zünderkabels überflüssig, welches bei der gewöhnlichen Mine in sicherer Entfernung am Land oder im Boote ausgeführt wird und der Mine erst die Explosivkraft gibt. Die Streuminen besitzen nur ganz kurze Kabelleitungen, die sich, bis auf zwei außerhalb der Mine sitzende Enden, in ihrem Innern befinden. Vor dem Gebrauch sind diese durch ein Stück Zucker voneinander isoliert, weil das Hantieren mit der Mine viel zu gefährlich für die Bedienungsmannschaften sein würde, wenn der Stromkreis von vornherein vollständig geschlossen wäre. Erst im Wasser, nachdem innerhalb einer gewissen Sicherheitsfrist das Zuckerstück geschmolzen ist, etwa 20 Minuten nach dem Auswerfen der

Mine, treten die Enden des Leitungskabels in Kontakt: damit ist der Stromkreis geschlossen, und die Mine explodiert, sobald ein Schiff gegen sie anläuft. . .

General Stössel hatte in seiner Proklamation die Hoffnung auf eine Entsatzarmee ausgesprochen. Auf eine solche war zunächst nicht zu rechnen. Man mußte sich auf die in Port Arthur selbst vorhandenen Streitkräfte verlassen, die ohnehin die Stärke einer Festungsbesatzung weit überschritten.

Der Schlüssel zu Port Arthur war Kintschau, etwa 50 Kilometer nördlich davon entfernt, wo die Landenge der Halbinsel nur wenige Kilometer breit ist. Dort hatten schon lange vorher die Russen Befestigungen errichtet, über welche ein Japaner, der sich im März dort aufhielt, seiner Regierung sehr wertvolle Berichte lieferte. „Bei meiner Ankunft in Kintschau am 14. März," schrieb er, „bot der Handelsverkehr das gewöhnliche Bild, aber die Einwohner leben in großer Furcht, weil Port Arthur in nächster Nähe liegt. Im allgemeinen hat man hier, obwohl die russischen Soldaten gegen die Einwohner sehr zuvorkommend sind, mehr Sympathien für die Japaner. Hier sind zwei Kasernen mit etwa 350 Soldaten. Außerhalb des Südtores sind, wie ich erfahren habe, auf dem Südberge ‚Nansan' 5 Forts gebaut worden mit 21 leichten und 6 schweren Geschützen. Am Fuße des Berges sind Minengänge gegraben, außerdem sind drei Gräben von je ein Meter Tiefe und Breite unterhalb des Berges hergestellt worden. Die Nacht schlief ich unter freiem Himmel auf dem nördlich der Stadt gelegenen Berge. Am 15. März begann es zu schneien, und es herrschte eine empfindliche Kälte, so daß ich nicht länger auf dem Berge bleiben konnte und mit Todesverachtung in das chinesische Hotel ging.

In den südlichen Kasernen befinden sich etwa 3000 Soldaten verschiedener Gattungen. In der Kintschau-Bucht sind noch keine Minen gelegt, und die Erdarbeiten an den Forts, welche am Nordberge gebaut werden sollen, werden erst in fünf Tagen in Angriff genommen werden. Am nördlichen Fuße des Nordberges befinden sich etwa 300 Soldaten. Erst am 17. März wurden das östliche, das westliche und das nördliche Tor geschlossen, nur das Südtor blieb

offen. Die Proviantvorräte reichen nach der Schätzung eines Chineſen für drei Monate. Ich fand es ſonderbar, daß hinter der Kaſerne des Nordberges viel Pferdefutter gelagert iſt und darunter viel Petroleum. Ein Chineſe ſagte mir, bei einer Niederlage ſollten die Vorräte verbrannt werden, um nicht in japaniſche Hände zu fallen. Wie man mir erzählte, ſind am 14. März zwei Chineſen am Südberge durch Minen getötet worden. Während meines fünftägigen Aufenthalts in Kintſchau habe ich geſehen, daß täglich durch die Eiſenbahn ein Wagen mit Ochſen und Kühen aus der Mandſchurei befördert wurde. Am 20. März verließ ich Kintſchau zu Fuß und traf am 26. in Tſchifu ein."

Die Erkundungen des Spions ſollten ſich als vollkommen zutreffend erweiſen, nur hatten inzwiſchen die Ruſſen die Stellung am Nanſan unausgeſetzt verbeſſert und noch weiter befeſtigt.

Die japaniſchen Truppen, welche bei Pitſewo und andern Häfen gelandet waren, vereinigten ſich und rückten in der Stärke von vier Diviſionen auf Kintſchau zu.

In Port Arthur befanden ſich außer den 15 000 Mann Feſtungstruppen 2 Diviſionen ſibiriſche Infanterie, jede zu 4 Regimentern, und 5000 Mann Feldartillerie.

Von dieſer Streitmacht hielt unter General Fock eine Diviſion den Nanſanberg beſetzt. Über 60 Kanonen, darunter ſchwere Belagerungsgeſchütze, ſowie zwei Batterien ſchnellfeuernder Feldartillerie waren aufgefahren. Rings um den Berg waren Laufgräben mit Fallöchern terraſſenförmig angebracht und von Infanterie verteidigt, zwiſchen welcher ſich an wichtigen Stellen Maſchinengewehrabteilungen befanden. Das Maſchinengewehr, erſt ſeit neueſter Zeit in den Armeen eingeführt, iſt eine einläufige Feuerwaffe von der Mündungsweite eines Gewehres und kann in einer Minute 300 bis 600 Schuß abgeben. Dies geſchieht durch einen Mechanismus, ſo daß die Bedienungsmannſchaft nur das Richten aufs Ziel zu beſorgen hat. Die Patronen werden auf Bändern aufgereiht, von denen wieder eins ans andre befeſtigt wird, ohne daß dies eine Unterbrechung des Feuerns verurſacht. Damit der Gewehrlauf ſich

nicht erhitzt, ist er mit einem Mantelrohr umgeben, welches mit Wasser gefüllt wird. Der Transport des Maschinengewehres geschieht auf einem vierrädrigen Fahrzeuge mit Geschützbespannung. Während des Gefechts wird es auf ein dreibeiniges oder schlittenartiges Gerüst oder auch auf eine leichte Räderlafette gestellt. Sechs Maschinengewehre bilden eine Maschinenabteilung, zu welcher drei Munitionswagen gehören. Die Maschinenabteilungen werden gewöhnlich den Jägern oder der Infanterie beigegeben. Die Japaner bedienen sich statt des Maschinengewehres einer Revolverkanone, nach ihrem amerikanischen Erfinder Hotchkiß genannt.

Die Forts, welche die Russen auf dem Nansanberge errichtet hatten, waren sogenannte semipermanente, d. h. für den vorübergehenden Gebrauch errichtete Befestigungen. Dazu kamen Netzwerke von Stacheldraht in einer Ausdehnung von vielen hundert Metern. Darüber hinwegzukommen oder unten durchzuschlüpfen, ist fast unmöglich. Nichts kann das Vordringen des Angreifers so aufhalten, als diese Drahtwerke, denn er ist dabei dem Schnellfeuer des Verteidigers ausgesetzt. Natürlich waren die Netze nicht über die ganze Fläche gespannt, sondern stellenweise unterbrochen, um der russischen Infanterie Lücken zu Ausfällen zu bieten. Wie man sieht, waren von den Russen zur Verteidigung ihrer Stellung alle Tücken der Feldbefestigungskunst ausgenützt worden, wozu sie auch hinreichend Zeit gehabt hatten.

General Oku befehligte vier Divisionen und nahm in der Nacht vom 25. zum 26. Mai Kintschau in Besitz, von wo er am andern Morgen früh fünf Uhr gegen die Höhen von Nansan vorrückte. Der Angriff wurde jedoch durch dichten Nebel um eine Stunde verzögert. Dann begann der Kampf beiderseits mit großer Heftigkeit.

Die japanische Artillerie wurde von der See her kräftig unterstützt. In der Bucht von Kintschau lag nämlich ein Geschwader, welches aus dem Küstenpanzerschiff „Heijen" und den drei Kanonenbooten „Tsukuschi", „Chokai" und „Akagi" bestand und den linken Flügel der Russen stark unter Feuer nahm. Die japanische Infanterie dagegen vermochte trotz aller Tapferkeit keinen Boden zu gewinnen und wurde bei ihren Anläufen auf die Gräben und Verschanzungen

massenhaft niedergestreckt. Die Mitwirkung der Schiffe mußte schon nach kurzer Zeit eingestellt werden, da das schlechte Wetter und die hochgehende See es ihnen unmöglich machten, bei der geringen Wassertiefe in Schußweite zu bleiben, ohne sich der Gefahr der Strandung auszusetzen.

Dagegen machten fünf russische Boote in der Luangdutu-Bai den Versuch, Truppen ans Land zu setzen; als japanische Infanterie erschien, zogen sie sich schleunigst zurück.

Die japanische Artillerie tat ihr äußerstes, die Infanterie zu unterstützen, deren dritte Division gegen den rechten Flügel der Russen vordrang, aber kein Terrain gewinnen konnte und durch heftiges Geschützfeuer schwere Verluste erlitt. Von der Bucht von Talienwan aus wurde sie von dem russischen Kanonenboot „Bobr" beschossen, zugleich mußte sie das Feuer von zwei Batterien aushalten, die zwölf Kilometer südlich postiert waren.

Die russische Infanterie verteidigte sich in ihren Gräben und Verschanzungen so hartnäckig, daß es bis fünf Uhr nachmittags noch nicht gelungen war, zu einem Vorstoße Bresche in die geschützten feindlichen Stellungen zu legen. Auch hatten die Russen sich durch ihre Reserven verstärkt, welche die dritte japanische Division auf ihrem rechten Flügel zu umgehen drohten.

General Oku machte nun mit seiner gesammelten Macht eine letzte große Anstrengung. Seine Batterien steigerten ihr Feuer bis aufs äußerste; die erste Infanteriedivision ging mit Todesverachtung vor, erlitt jedoch so schwere Verluste, daß sie die vorderste Stellung der Russen nicht zu erreichen vermochte.

Die augenblickliche Lage der Japaner war kritisch, zumal bei der Artillerie auch noch die Munition knapp zu werden begann.

Inzwischen hatte sich das Wetter gebessert, und gegen fünf Uhr nachmittags gelang es dem japanischen Geschwader, sich wieder auf Schußweite zu nähern. Er eröffnete ein mörderisches Feuer und wurde durch die Feldartillerie kräftig unterstützt. Dieser Angriff richtete sich gegen den russischen linken Flügel, und gegen diesen ging nun die vierte Division vor und gewann in mächtigem Ansturm die Höhe.

Über die Leichen der Kameraden hinweg stürzten sich die beiden andern Divisionen auf die Laufgräben und Verschanzungen. Mann gegen Mann raste der Kampf, der mit Schwert, Pistole und Bajonett geführt wurde. Die Russen wurden aus allen ihren Verteidigungslinien geworfen und flohen in wilder Verwirrung. Ein Teil der Japaner verfolgte sie bis nach Sanschilipu, zwölf Kilometer vom Schlachtfelde.

Die Sieger feierten das Ende des stolzen Tagewerks mit jubelnden Bansairufen und verbrachten die Nacht teils auf der Walstatt, teils in den nächsten Dörfern.

Die Russen hatten die schweren Belagerungsgeschütze nicht fortbringen können, daher fielen den Japanern 68 Kanonen in die Hände. Außerdem erbeuteten sie 10 Maschinengewehre, eine Lokomotive, zahlreiche Flinten, eine Menge Munition und 50 Minen.

Diese Minen hatten die Russen am östlichen Fuße des Berges gelegt, um sie, sobald die japanische Infanterie das Minenfeld betrat, zur Explosion zu bringen. Glücklicherweise waren die elektrischen Drähte noch rechtzeitig entdeckt und durchgeschnitten worden, sonst hätten die Japaner furchtbare Verluste erlitten. Ohnehin kostete ihnen der blutige Tag 3500 Mann an Toten und Verwundeten.

Unter den Gefallenen befand sich auch der Fregattenkapitän Misuo Hayashi, welcher den letzten Branderangriff auf Port Arthur geleitet hatte. Bei Kintschau fand er als Kommandant des Kanonenbootes „Chokai" den Heldentod. Seine Leiche wurde in Kintschau verbrannt und ihre Asche in Tokio bestattet. Der kleine Sarg ruhte auf der Lafette. Dahinter folgte in einem Wagen die Gemahlin des Verstorbenen, ganz in Weiß gekleidet, die japanische Farbe der Trauer. „Sie sah sehr hübsch und vornehm aus, diese Japanerin," erzählt ein Augenzeuge des Begräbnisses, „und der ernste Ausdruck ihrer Züge stand ihr ausgezeichnet. Äußere Erregung verbietet die japanische Sitte. Ihr Blick war gesenkt, das Antlitz wie aus Marmor gemeißelt. Selbst das Kind an ihrer Seite verriet nichts von dem, was in ihm vorging." Der armen Witwe hatte der Krieg schmerzliche Opfer auferlegt, dem Gatten war bereits der Bruder im Tode voraus-

Eine Abteilung Kosaken im Gefecht.

Japanische Infanterie in einem ausgetrockneten Reisfelde verschanzt.

gegangen, der mit dem auf eine Mine gestoßenen Panzerschiff „Hatsuse" in den Wellen versank.

Kapitän Hayashi war früher mehrere Jahre lang Marineattaché in Berlin gewesen und der deutsche Gesandte in Japan stiftete zu dem Begräbnisse einen großen Kranz mit Schleife in den Reichsfarben, welcher der Leiche vorausgetragen wurde. . . .

Stand der russischen und japanischen Truppen nach der Schlacht bei Kintschau.

Der russische Verlust in der Schlacht von Kintschau war infolge des letzten stürmischen Angriffs der japanischen Infanterie ebenfalls sehr bedeutend; 500 Tote blieben auf dem Schlachtfeld zurück.

Zieht man die mit allen raffinierten Mitteln der modernen Feldbefestigungskunst gesicherte, fast uneinnehmbar scheinende Stellung der Russen in Betracht, so muß man der Tapferkeit und Todesverachtung der Japaner in dem zehnstündigem Kampfe die höchste Bewunderung zollen.

Kein geringer Anteil kommt dabei der Unterstützung durch die Flotte zu, welche den linken Flügel der Russen so schwer erschüttert hatte, daß deren Artillerie fast ganz lahmgelegt und dadurch der Sturmangriff der japanischen Infanterie erfolgreich wurde, was dann die letzte Entscheidung herbeiführte.

Eigentümlich bleibt das Eingreifen des russischen Kanonenboots „Bobr", welches von der Talienwanbucht den linken japanischen Flügel beschossen hat. Da noch während der letzten Tage sich in der Nähe ein japanisches Geschwader befand, so muß sich jenes Kanonenboot, begünstigt durch den herrschenden Nebel, in der Bucht verborgen gehalten haben.

Durch den Sieg erhielten die Japaner auf dem südlichen Teile der Halbinsel Liautung vollkommen freie Hand und konnten nun daran denken, Port Arthur von der Landseite anzugreifen. Am 29. Mai erklärte Admiral Togo die Blockade über die Küsten der Halbinsel, soweit sie südlich von der Linie Pulandiau bis Pitsewo lagen.

Die Blockade ist ein völkerrechtlich anerkanntes Mittel der Kriegführung zur See, wodurch ein befestigter Platz, ein Hafen oder eine Küstenstrecke von jedem auswärtigen Verkehr abgesperrt wird. Dies gilt insbesondere von Handelsschiffen. Kriegsschiffe neutraler Staaten dürfen einlaufen, wenn ihre Landesangehörigen innerhalb des Blockadegebiets bedroht sind. Die Blockadeerklärung muß die weitgehendste Veröffentlichung finden, damit neutrale Staaten Kenntnis davon erhalten.

Am 30. Mai besetzte eine japanische Truppenabteilung Dalny, 45 Kilometer nordöstlich von Port Arthur an der Korea-Bai und an einer Abzweigung der Eisenbahn gelegen. Die Stadt ist erst im Jahre 1898 von den Russen gegründet worden, und man muß es ihnen lassen, daß sie mit dieser Neuschöpfung eine wahre Riesenarbeit geleistet haben. Rußland beabsichtigte hier einen großen Handelshafen zu errichten, der einer Million Europäer als dauernde Niederlassung dienen sollte.

Jetzt war die Stadt von den russischen Truppen über Hals und Kopf geräumt worden, nachdem sie den Versuch gemacht hatten,

sie zu zerstören. Doch fanden die Japaner über 100 Geschäftshäuser, sämtliche Kasernen, das Telegraphenamt und den Bahnhof, sowie 200 Eisenbahnwagen noch unbeschädigt vor. Auch die Docks und Molen waren unversehrt. Dagegen hatten die Russen den großen Kai zerstört und den Eingang zum Hafenbassin durch Versenkung kleiner Dampfboote unfahrbar zu machen versucht. Aber auch Minen waren unter See gelegt worden, und um den Hafen danach abzusuchen, ließen die Japaner Taucher kommen.

Für die Belagerung von Port Arthur, welche nun ins Auge gefaßt werden mußte, war der Besitz von Dalny von höchster Wichtigkeit. Es mußten schwere Belagerungsgeschütze, gewaltige Munitionsvorräte und was sonst noch zur Einrichtung eines Belagerungsparkes gehört, gelandet werden, was an einer freien Küste nicht möglich war. Dazu gehörten Hafenanlagen, wie Dalny sie darbot.

# Elftes Kapitel.

General Stakelberg soll Port Arthur entsetzen. — Vorpostengefechte. — Artilleriekampf am 13. Juni. — Auf dem Verbandplatze. — Abenteuer eines russischen Dragoners. — Die Schlacht bei Wafangu. — Furchtbare Wirkung der japanischen Schrapnells. — Auf dem Rückzuge. — Verwundete in den Eisenbahnwagen. — Ein russischer Arzt über die leicht heilbaren Verwundungen durch das japanische Infanteriegeschoß. — In Wladiwostok. — Brief eines deutschen Handlungsdieners. — Admiral Skrydlow in Wladiwostok. — Das Geschwader unter Vizeadmiral Besobrasow vernichtet die japanischen Transportdampfer „Idzumi" und „Hitachi". — Das Geschwader entkommt der japanischen Flotte. — Admiral Kamimura in Mißkredit. — Wegnahme neutraler Dampfer.

Nachdem die Russen am Jalu ihre erste Schlacht verloren, hatte General Kuropatkin alle heranziehbaren Truppen um Liaujang vereinigt. Seine Absicht war, bis Charbin zurückzugehen, um dort die Verstärkung seiner Armee durch neue, in der Mobilisierung begriffene Korps abzuwarten und dann mit großer numerischer Übermacht einen Hauptschlag gegen die Japaner zu führen. Dieser Plan stieß aber in Petersburg und besonders bei dem sehr einflußreichen Statthalter Alexejew auf Widerspruch. Man wollte um jeden Preis Taten sehen. Kuropatkin blieb zwar in Liaujang, erhielt aber den Befehl, Port Arthur zu entsetzen, das nach der russischen Niederlage bei Kintschau schwer bedrängt war. Zu diesem Zweck wurde ein besonderes Korps gebildet, welches aus 42 Infanteriebataillonen nebst der nötigen Kavallerie bestand und 94 Geschütze mit sich führte. Mit dem Oberbefehl wurde General Stakelberg betraut.

General Oku, dessen drei Infanteriedivisionen nur um zwei Bataillone stärker waren, hatte, von der Annäherung der russischen Truppenmacht benachrichtigt, den Marsch nach Norden angetreten. In den letzten Maitagen erreichten seine Vortruppen die Linie Futschu-Wafangu, etwa 70 Kilometer von Kintschau. Wafangu liegt an der Eisenbahn, Futschu etwas weiter westlich davon. In dieser Gegend

kam es in den Tagen vom 30. Mai bis 11. Juni zu den ersten Zusammenstößen mit den beiderseitigen Vortruppen, veranlaßt durch rekognoszierende Kosaken, die vom General Samsonow befehligt wurden.

Okus Armee bewegte sich in drei großen Kolonnen: die rechte im Flußtale des Taschanho, die mittlere an der Eisenbahn, die linke machte eine weite Ausbiegung nach Westen, um den russischen rechten Flügel zu umgehen.

Die Russen hatten auf den Anhöhen von Sintushan ihre Stellung genommen, der von einem Bach durchflossen wird. Ihre Reserven befanden sich nördlich von Wafangu bei Telissu. Die russische Stellung war sehr günstig gewählt, aber die Überlegenheit der japanischen Artillerie sprach bei den nun folgenden Kämpfen ein großes Wort mit.

General Oku ließ am 13. Juni angesichts des Feindes seine beiden Kolonnen aufmarschieren und besetzte am anderen Vormittage die Ortschaft Wafantien, die vor Wafangu liegt und von den Russen geräumt wurde. Um die Mittagsstunde begann die im Zentrum zusammengezogene japanische Artillerie ein vernichtendes Feuer gegen die Stellung der Russen. Der Kampf blieb jedoch unentschieden und die eintretende Dunkelheit machte ihm ein Ende.

Einige Vorgänge hinter der russischen Front mögen hier geschildert werden. Der russische Arzt Hohlbeck war mit einem Sanitätsdetachement nach Wafantien abgeschickt worden. Als er sich dem Orte näherte, traf er die russischen Truppen im Rückzuge. Seine Tragetiere waren durch die herrschende Sonnenglut sehr erschöpft; um ihnen den anstrengenden Marsch zu erleichtern, wurden die schwersten Stücke in den Eisenbahnzug geladen, der von der nächstgelegenen Station nach Norden abging. Die hungernde und dürstende Kolonne trat zu Fuß den Rückmarsch an und erreichte um elf Uhr abends ihr voriges Biwak wieder. Nachts um zwei Uhr erhielt die Kolonne den Befehl, abermals nach Wafantien aufzubrechen, und nachdem die Tragtiere bei Fackelbeleuchtung wieder bepackt waren, ging es in der Richtung des vorigen Marsches wieder vorwärts. Als man dem Hauptverbandsplatze der Division des

Generals Gerngroß nahe kam, geriet man in das Schrapnellfeuer der Japaner. Es waren einige Train- und Munitionskolonnen aufgefahren, und der Verbandsplatz sollte eben eingerichtet werden, da nahm das Schrapnellfeuer eine solche Heftigkeit an, daß sich sämtliche Armeefahrzeuge schleunigst davon machten. Es kostete nicht wenig Mühe, die scheu gewordenen Tragtiere wieder zu beladen. Hierauf zog sich die Sanitätskolonne hinter einen mehrere hundert Schritte entferntliegenden Berg zurück, wo die Ärzte ihre Arbeit begannen, bis die japanischen Geschosse ihren Weg auch hierher fanden und das Detachement nötigten, eine andere Stelle, näher der Station Wafangu, aufzusuchen. Das weitere erzählt der Militärarzt mit folgenden Worten:

„General Gerngroß (der Kommandeur der Division) war während des Gefechts durch eine Schrapnellkugel am rechten Unterkiefer verwundet worden. Er kam mit mehreren Offizieren zu unserer Sanitätskolonne, wo ich ihm einen Verband anlegte und zum Glück feststellen konnte, daß die Verletzung nicht ernst war. Ich hatte den Verband eben beendet, und der General war mit den verschiedenen Offizieren, die noch angeritten kamen, beiseite getreten, als zwischen uns hindurch eine Granate geflogen kam und fünfzehn Schritte hinter uns krepierte. War es der Luftdruck oder der Schreck, ich fand mich mit einer Menge Sand im Munde auf dem Boden sitzend. Glücklicherweise war weder Mensch noch Tier verletzt. Als es dunkel wurde, hörte der Kampf auf und die Arbeit der Verbandplätze begann, da die Verwundeten in langen Reihen herangetragen wurden. In kurzer Zeit füllte sich das Wäldchen mit Verwundeten, Sterbenden und Toten. Wir arbeiteten bis nach Mitternacht.. Dann konnte man erst daran denken, selbst etwas zu essen. Die armen Pferde bekamen an diesem Tage nichts und mußten, teilweise unter den Sätteln, bis zum Morgen stehen.... Die Erwartung der Fortsetzung des Kampfes und die eigenartige Umgebung brachten mich früh auf die Beine. Es war noch ziemlich dunkel. Alles schlief. Man konnte die Toten von den Lebenden nicht unterscheiden. Auf dem Verbandplatz war alles so stehen geblieben, wie wir es beim Schluß der Arbeit verlassen. Rund umher im Wäldchen lagen Verwundete und

Gesunde, dicht neben ihnen in langer Reihe ruhten die Toten, hauptsächlich vom 1. Regiment, darunter der Kommandeur und der Adjutant, die beide nebeneinander gelagert waren."

An denselben Schlachttag knüpft sich das Abenteuer eines Gefreiten von einem russischen Kavallerieregiment. Es waren ihrer 60 Dragoner, die für das Regiment einen geeigneten Biwaksplatz hatten ausfindig machen sollen. Plötzlich stießen sie auf eine japanische Reiterabteilung von etwa 20 Mann und wurden von derselben beschossen. „Wir saßen sofort ab," berichtet der Gefreite, „und gaben einige Salven ab, wonach die Japaner die Flucht ergriffen. Natürlich nahmen wir die Verfolgung auf und schossen vier feindliche Reiter von ihren Pferden. Wir selbst hatten keine Verluste, weil die verfolgten Reiter noch weniger Zielsicherheit haben konnten als wir. Inzwischen hatten wir uns etwa eine Stunde entfernt, als plötzlich von einem Hügel her auf uns geschossen wurde und wir in einiger Entfernung eine ganze Schwadron feindlicher Kavallerie entdeckten. Es wurde sofort Befehl zum Rückzug gegeben, und im gleichen Augenblicke stürzte mein Pferd, tödlich getroffen, unter mir zusammen. Während nun meine Kameraden davonjagten, richtete ich mich auf und bemerkte etwa acht auf mich zureitende Japaner. Ich war noch im Besitze meines Karabiners und schoß auf die herankommenden Reiter, von denen drei aus dem Sattel stürzten; jetzt aber fielen die Japaner wie Mücken über mich her, und ich erhielt am linken Arm und auf den Kopf mehrere Säbelhiebe, so daß ich besinnungslos zusammenbrach. Es muß etwa gegen zehn Uhr morgens gewesen sein, als ich erwachte; dicht bei mir lag mein totes Pferd, von Japanern war nichts zu sehen; genommen hatten sie mir nichts, selbst nicht meinen Karabiner und die Patronen. Meine Wunden bluteten heftig; zwar war ich mit Verbandzeug versehen, wagte jedoch nicht, hier meine Wunden zu verbinden, sondern schmierte Sand darauf, wodurch die Blutung gestillt wurde. Alsdann machte ich mich auf den Weg nach einem in nächster Nähe gelegenen Chinesendorf.

Das Dorf war von Japanern besetzt, doch gelang es mir, eine Chinesenfanse (Hütte) zu finden, in deren Innern nur einige

Chinesen waren. Beim Anblick meiner blutüberströmten Gestalt eilten die Chinesen bis auf einen, anscheinend den Besitzer dieser Fanse, hinaus. Dem letzteren erzählte ich in kurzen Worten mein Geschichtchen und bat ihn um die Erlaubnis, meine Wunden hier verbinden und bis Einbruch der Dunkelheit in der Fanse verbleiben zu dürfen. Der Chinese gewährte mir dieses denn auch bereitwillig, empfahl mir noch die größte Vorsicht, da das Dorf voll von Japanern sei, und ging endlich auch ins Freie, worauf ich, so gut es ging, meine Wunden auswusch und verband und hiernach eine kurze Rast hielt. Als ich einigermaßen gestärkt erwachte, gewahrte ich, vorsichtig durch das Fenster blickend, japanische Soldaten mit Patronen gefüllte Wassereimer vorübertragen, indem je zwei Soldaten einen Eimer auf einem Säbel hängen hatten. Ich konnte ganz deutlich hören, daß in der Nähe sich ein Gefecht entsponnen hatte, und manche Bombe flog pfeifend über das Dorf hinweg. Das Schießen dauerte bis zum Abend. Alsdann wurde alles still. Da mein Chinese noch immer nicht zurück kam, legte ich mich nieder, um zu schlafen, und erwachte kurz vor Anbruch des jungen Tages durch ein verworrenes Geräusch. Zum Fenster hinausblickend, bemerkte ich, daß die Japaner im Begriffe waren, das Dorf zu verlassen. Kurz darauf kam denn auch der alte Chinese in die Fanse und sagte freundlich zu mir: ‚Chodja, steh auf, Japaner miju'. Ich erhob mich also, bedankte mich bei dem Chinesen und entfernte mich, um wieder zu unseren Truppen zu stoßen. Bald jedoch bemerkte ich, daß die Japaner am Rande des Dorfes zahlreiche Posten zurückgelassen hatten, weshalb ich schleunigst wieder umkehrte und meinen Wohltäter um einige chinesische Kleidungsstücke bat, damit ich eine Möglichkeit hätte, durch die Postenkette zu gelangen. Der Chinese war eine gute Seele und gewährte mir auch diese Bitte, und bald darauf verließ ich in seiner Begleitung, als Chinese verkleidet und mein eigenes Zeug in einem Bündel mit mir führend, die Fanse und gelangte wohlbehalten durch die japanische Postenkette. Wir kamen hierauf in einen Wald, wo ich mich wieder umzog und dem Chinesen die mir geborgten Kleider zurückgab. Der Chinese zeigte mir nun einen Pfad, der durch den Wald nach der Station Wafangu

führte. Ich nahm an, daß die Station von den Unseren besetzt sei, hielt es jedoch für geraten, mich hiernach zuerst in einem kurz vor der Station liegenden kleinen Chinesendorf zu erkundigen. Ich hatte mich nicht getäuscht und konnte mich nunmehr ruhig nach Wafangu begeben, worüber ich nicht wenig erfreut war; denn die erlittenen Verwundungen und die Strapazen hatten mich gehörig mitgenommen."

Die Russen hatten in der Nacht Verstärkungen erhalten und ihr Zentrum, wie ihren linken Flügel mit Feldbefestigungen versehen, so daß sie sich in gut geschützter Stellung befanden. Das vor ihnen liegende Terrain bot ein weites, übersichtliches Schußfeld. Nach Westen zu wurde ihr rechter Flügel durch bewaldete Berge begünstigt.

Auch die Japaner hatten sich während der Nacht auf Anhöhen durch Gräben befestigt; ihr rechter Flügel war an seinem äußersten Ende durch zahlreiche Kavallerie gedeckt; ihr Zentrum breitete sich zu beiden Seiten der Eisenbahn aus. Zwischen beiden Heeren lag eine Entfernung von zwei Kilometern.

Um halb sechs Uhr eröffnete die japanische Artillerie ihr Feuer gegen das Zentrum und den linken Flügel der Russen. Stakelberg ließ seinen rechten Flügel vorrücken. Hier kommandierte General Gerngroß, der über neun Bataillone und zwei Batterien verfügte. Die Geschütze wurden durch die weit überlegene japanische Artillerie sehr bald zum Schweigen gebracht, wodurch die vorrückende russische Infanterie zum Stillstand kam. Stakelberg schickte vier Infanterieregimenter zur Hilfe; sie hatten einen weiten Weg zurückzulegen, eine Attacke der japanischen Kavallerie schlugen sie zwar zurück, aber die gefährdeten Truppen des Generals Gerngroß erreichten sie zu spät.

Wie wir uns erinnern, hatte sich schon am Tage vorher die linke japanische Kolonne in ihrem Vormarsch nach Westen gewendet, um den rechten Flügel der Russen zu umgehen. Dieses Manöver war soeben vollendet und nun war die Kolonne aus einem Waldgelände hervorgebrochen und hatte den General Gerngroß mit Ungestüm angegriffen und geworfen. Gleichzeitig drang das japanische Zentrum gegen das russische vor und überschüttete dieses mit einem furcht-

baren Artilleriefeuer. Damit war die Schlacht entschieden, und die Russen mußten den Rückzug gegen Wafangu antreten. Zu ihrer Unterstützung erschien zwar eine Infanteriebrigade, die aber mit in den Rückzug hineingerissen wurde. Bei einem Versuche, die Japaner in ihrem Vordringen aufzuhalten, mußte die russische Artillerie von ihren 16 Geschützen 13 zurücklassen.

Die retirierenden Russen suchten die vor ihnen liegenden Höhen zu erreichen, um sich dort noch einmal festzusetzen; das gelang jedoch nicht, denn die leichtbewegliche japanische Gebirgsartillerie kam ihnen zuvor und brachte ihnen noch furchtbare Verluste bei, wobei 800 Russen gefangen wurden. Die geschlagene russische Armee ging nach Wafangu zurück, wo ein eben eingetroffenes Infanterieregiment den Rückzug deckte und bis sechs Uhr standhielt.

Stakelbergs Niederlage war eine vollständige, seine flüchtenden Truppen gerieten auseinander, so daß er selbst nicht wußte, wo verschiedene Abteilungen geblieben waren. Er verlor 3500 Mann und 130 Offiziere; der japanische Verlust stellte sich auf 1200 Mann und 50 Offiziere heraus.

Wir nehmen hier die Schilderung des russischen Arztes Hohlbeck, der eine Sanitätskolonne führte, wieder auf, um dem Leser von einigen Vorgängen während und nach der Schlacht ein Bild zu bieten, wie nur ein Augenzeuge es so anschaulich und eindringlich wiederzugeben vermag. Es beginnt mit dem Morgen des zweiten Schlachttags, der für die Russen so verhängnisvoll endete.

„Langsam erwacht das Lager," schreibt der Arzt. „Es war ein grauer, unfreundlicher Morgen, als die Toten dicht neben unserem Lagerplatz in einem großen Massengrab bestattet wurden. Der Hügel über dem Grabe war noch nicht aufgeworfen worden, als bereits der Donner der Geschütze anfing. In kurzer Zeit steigerte sich das Artillerie- und Kleingewehrfeuer zu einem furchtbaren Gemisch von Tönen. Die Kampfeslinie kroch von einer Bergkuppe zur anderen, immer weiter nach rechts ... Ich mußte zur Station Wafangu gehen, um dort einige Anordnungen wegen unserer Vorräte u. s. w. zu treffen. Von dem Bahnhofe aus, wo sich General Stakelberg befand, konnte man die ganze Stellung übersehen. Überall blitzte und

krachte es, überall sah man die weißen Wölkchen der geplatzten Schrapnells in der Luft stehen oder schmutzige Staubwolken sich von der Erde erheben. Es ist etwas Grausiges um die Wirkung dieser Geschosse. Ein platzendes Schrapnell überschüttet eine Strecke von 200 Metern mit Kugeln und bei Wafangu haben die Japaner in $2^1/_2$ Stunden auf die 3. und 4. Batterie 20 000 Schrapnells geschossen. Kein Wunder, daß die Geschütze genommen wurden! Die reine Hölle muß es sein, da noch zu arbeiten und ein solches Feuer zu erwidern. So haben diese Batterien denn auch nur den Moment, wo die Japaner von neuem laden mußten, dazu benutzen können, zu antworten. Die übrige Zeit hat alles an die Laufgräben gedrückt dagesessen und ernst und bleich vor sich hingestarrt. Als Feuerwerk genommen, ist der Anblick von großartiger Wucht und Schönheit und wäre ein Genuß, wenn dies entsetzliche Heulen und Pfeifen nicht wäre. Man wird dabei von einem unerträglichen Druck beherrscht. Ein Feuerwerker hat sich während der Schlacht und nachdem er das Geschütz stundenlang unverletzt bedient hat, mit seinem eigenen Revolver erschossen. Er hat es nicht mehr ertragen können. Auch noch andere derartige Fälle sind vorgekommen... Gegen zwei Uhr nachmittags machte sich plötzlich um uns herum eine fieberhafte Bewegung bemerkbar und mit einem Male hieß es: ‚Die Unseren gehen zurück'. Im Nu war alles in Bewegung. Als wir das große Tal erreichten, war es schon übersät mit abziehenden Reitern, Fußvolk und Wagen. Die Japaner beschossen das ganze Tal längs der Bahnlinie. Wir zogen zum Bahnhofe, um dort einige Verwundete in den Sanitätszug, der dann sofort abging, einzuliefern. Auf dem Bahnhof herrschte fieberhafte Aufregung. Die Verwundeten wurden so rasch wie möglich in Güterwagen untergebracht und die Station geräumt. Wir zogen in der Richtung auf Wantsialing. Hinter uns platzten die japanischen Schrapnells. In der Nähe des Bahnhofs stiegen gewaltige Rauchsäulen auf. Die Depots der Intendantur wurden verbrannt. Sobald die erste Höhe hinter der Station überschritten war, kam Ruhe in die zurückziehenden Kolonnen. Auf dem rechten Flügel dauerte der Kampf fort.... Wir waren nicht weit marschiert, als ein entsetzlicher Platzregen nieder-

prasselte. Vor uns war heller Sonnenschein in den Bergen, hinter uns, nach Wafangu zu, hingen dunkle schwere Wolken. Unser Weg ging bis Wantsialing längs der Bahnlinie. In endlosem Zuge wälzte sich die Marschkolonne dahin. Unzählige Fußgänger, darunter viele Leichtverwundete, zogen längs des Bahnkörpers.... Bei dunkler Nacht suchten wir uns neben der Station Wantsialing einen Lagerplatz...."

„In den Eisenbahnwagen, worin die Verwundeten untergebracht sind, geht es herzzerreißend zu," läßt sich ein anderer russischer Arzt vernehmen. „Hier liegt ein junger Soldat, der bereits gewaschen, verbunden und in reine Wäsche gekleidet ist; er hat den Kopf zurückgebogen, die Knie hinaufgezogen und stöhnt leise: ‚Schwester, liebes Schwesterchen! Reib mir doch die Füße! Ach, ich fühle sie nicht mehr. Schwesterchen, liebes, teueres Schwesterchen, ach, reibe sie doch mal!' Und die Schwester, eine junge Blondine mit feinem Gesichtchen und hellen Tränen in den großen Augen, reibt geduldig die Beine des Unglücklichen und tröstet ihn: ‚Warte nur ein wenig, bald wird man dir die Kugel herausnehmen, und du wirst bald gesund und frisch auf den Beinen stehen!' Aber sie weiß nur allzu gut, daß er nur noch wenige Stunden zu leben hat. Zwei Wunden, und beide sind totbringend. Das langsame Absterben der Extremitäten hat schon begonnen und ungeachtet der fortgesetzten Massage fühlt der Verwundete seine Beine nicht mehr. Seine Leiden sind furchtbar, und ich beiße die Zähne aufeinander und beuge mich noch tiefer auf den Verwundeten hinab, den ich eben verbinde. Aus der Ecke des Wagens ertönt plötzlich ein gellender Schrei, ein heiseres Ächzen: ‚Eis, rasch, rasch bringt Eis!' Ich übergebe den Verwundeten der Schwester und laufe zur Station, wo sich ein großer Eiskeller befindet! Beim Eingang stoße ich auf zwei Schildwachen — sie lassen mich nicht durch. Ohne Genehmigung des Kommandanten wird kein Eis verabfolgt! Ich gehe ihn suchen. Man sagt mir, daß die Erlaubnis von dem Adjutanten gegeben werden kann. Ich laufe zu ihm. Aber mit solchen Bagatellen darf man das Gefolge des Generals nicht behelligen, und ich kehre unverrichteter Sache zurück. Endlich, als unter den Offizieren und dem Sanitäts-

personal erregte Stimmen laut werden, bringt plötzlich irgendwer von irgendwo einige Stücke Eis, aber der, für den es bestimmt war, brauchte es nicht mehr — er war tot. Die Mehrzahl der Verwundeten verlangt zu essen. Aber woher nehmen? Mit Mühe nur gelingt es uns auf der Station, wo bei dem Rückzug der Truppen alles ausgekehrt ist, heißes Wasser und Brot — im Küchenwagen des Herrn Generals hat man's uns abgeschlagen — zu erlangen. Wir speisen und tränken unsere Patienten und machen dann einen Rundgang durch die Güterwagen, um die Leiden der auf der nackten Diele liegenden Verwundeten wenigstens ein wenig zu lindern. An ein Verbinden ist nicht zu denken; die Leute liegen in Wagen, aus denen eben erst Pferde ausgeladen worden sind, und von wo man den Dünger noch nicht hat fortschaffen können. Ein junger Offizier kommt langsam herangeritten, mit bleichem, erschöpftem Gesicht; ein Fuß ruht im Verbande und steckt trotzdem im Steigbügel; er wird vom Pferde gehoben und auf einer Burka auf die Diele des Wagens gebettet. Eine Granate hat ihm die Fuß- und Knieknochen zerschmettert, nichtsdestoweniger hat er die Station im Sattel erreicht."

Die entsetzlichen Verwundungen, welche durch die japanischen Schrapnells hervorgebracht werden, sind uns bereits aus den Seegefechten bekannt. Anders steht es um das kleinkalibrige Infanteriegeschoß der Japaner. Wieder ist es ein russischer Arzt, den wir hier sprechen lassen. „Immer mehr," sagt er, „gewinne ich den Eindruck, daß das kleine japanische Geschoß einen zu geringen Durchmesser hat, um sehr gefährlich zu wirken. Auch die Durchschlagskraft scheint gering zu sein. Ich konnte eine Menge von Verwundeten sehen, bei denen die Kugeln in den Weichteilen sitzen geblieben waren. So beobachtete ich bei ein- und demselben Soldaten einen Schuß durchs Knie und einen zweiten durchs Fesselgelenk. Beide Kugeln waren unter der Haut stecken geblieben und ließen sich als flache Körper mit einer Hautfalte von der Unterlage abheben und leicht entfernen. Einem Kosaken extrahierte ich eine Kugel mit der Kornzange aus den Bauchdecken. Sie war hinten unter dem Rippenbogen eingedrungen und ragte vorne etwa drei Millimeter aus der Haut hervor. Auffallend gut werden Lungenschüsse vertragen. Ich

sah einen Offizier, dem beide Lungen durchschossen waren, der sich trotzdem verhältnismäßig gut fühlte und kein Blut spie. Ein Soldat trat auf mich zu, grüßte stramm militärisch, nahm die Mütze vom Kopf und zeigte aufs linke Scheitelbein, wo ich eine drei Zentimeter lange schmale Wunde bemerkte, aus der spärlich Blut sickerte. Eine Ausschußöffnung war nicht zu sehen. Der Mann hatte das Gehör und die Sprache verloren, war aber sonst im Besitz seiner Körperkräfte. Einem Soldaten verband ich den durchschossenen Oberschenkel. Er zeigte mir seine Mütze, die von zwei Kugeln durchlöchert war, ohne daß der Schädel getroffen war. Ich habe mich daran gewöhnt, bei Schädelverletzungen die Kopfbedeckung anzusehen. Sie gibt manchen wichtigen Anhaltspunkt über die Richtung des Geschosses und die Zahl der eingedrungenen Kugeln. Ein Soldat hatte auf dem Scheitel eine etwa fünf Zentimeter lange Furche. Also ein Streifschuß — sagte ich mir. Als ich die Mütze untersuchte, entdeckte ich weitere Löcher, die mich den Schädel genauer inspizieren ließen. Und richtig, an der Haargrenze fand ich eine durch Blut und Haare verklebte kleine Einschußöffnung, die ich vorher übersehen hatte." ...

Stakelbergs Versuch, Port Arthur Entsatz zu bringen, war vollständig gescheitert. Abgesehen von der strategischen Überlegenheit des General Oku über den russischen Befehlshaber, konnte dessen Artillerie gegen die japanischen Geschütze neuester Konstruktion nicht aufkommen, und die japanische Infanterie war in den Bergen so zu Hause, daß sie sich mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit darin zu bewegen wußte.

Der Rückzug der Russen auf Kaiping war anfangs sehr gefährdet. General Kuroki war seit der Schlacht am Jalu bis Siujan vorgedrungen, das von Kaiping nur 80 Kilometer ostwärts entfernt liegt. Wäre er dem auf der Flucht befindlichen Korps Stakelbergs in die Flanke gefallen, so konnte er es vernichten. In richtiger Erkenntnis dieser Gefahr marschierte Stakelberg ununterbrochen zwei Tage und zwei Nächte hindurch und erreichte bereits am 17. Juni die 45 Kilometer vom Schlachtfelde entfernte Stadt Siunöschön, wo die Spitzen der Okuschen Armee erst vier Tage später

Lageplan des Hafens von Wladiwostok.

eintrafen. Von hier setzte Stakelberg den Rückzug nach Kaiping fort. Dorthin hatte Kuropatkin von Liaujang aus bedeutende Verstärkungen entsandt, welche das geschlagene Korps vor weiterer Verfolgung schützten.

Die Ereignisse rufen uns jetzt wieder nach dem entlegensten Teile des Kriegsschauplatzes, nach Wladiwostok. Dort lebte man sorgloser als in Port Arthur, dem die Schrecken einer Belagerung nahten. Es war für Zerstreuungen gesorgt, um trübe Gedanken zu verscheuchen. Täglich musizierte auf dem Platze vor dem Denkmale des Gründers der Stadt die Militärkapelle, auch sonst fehlte es nicht an Konzerten, und im Theater wurden Vorstellungen gegeben. Man unternahm größere Ausflüge in die Umgebung, die außerordentliche landschaftliche Reize darbietet, ja man wagte sich sogar an die bergigen Ufer der Amurbucht, um dort zu baden, und hier entfaltete sich ein Treiben, das fast an die großen Seebäder Europas erinnerte. Man brauchte nicht zu fürchten, von japanischen Kriegsschiffen überrascht zu werden; wenn solche in Sicht kamen, wurden sie stets signalisiert. Störend war nur der Nebel, der häufig an der Küste herrscht. Dieser war auch dem Kreuzer „Bogatyr" zum Verhängnis geworden, der in der Ussuribucht scheiterte. Es war für das ohnehin kleine Geschwader, das nach diesem Unfall nur noch drei Kreuzer zählte, ein herber Verlust, besonders weil der „Bogatyr" nächst dem „Nowik" das schnellste Schiff war. Die Geschütze, die Minenapparate u. s. w. holte man an Land, worauf man an die Arbeit ging, das Wrack loszubekommen und wieder flott zu machen.

So wenig auch das Bombardement durch die japanischen Kriegsschiffe geschadet hatte, so war doch die Stadt von vielen Einwohnern verlassen worden, besonders von Europäern. Die südliche Vorstadt Slobodka, wo kleinere Leute wohnten, schien wie ausgestorben; in den von Japanern bewohnten Stadtteilen waren ganze Straßen leer. Nur etwa fünfzig Japaner weilten noch in Wladiwostok; die Fürsorge der russischen Polizei, die sich bekanntlich nicht durch Humanität auszeichnet, hatte diese friedlichen Leute in einer kleinen Wohnung zusammengepfercht und schaffte sie später wie Kriegsgefangene nach Nikolisk.

Die Japaner vertreiben die Russen von den Höhen südöstlich von Kaiping.

Hingerichtete Chunchusen.

War die Zivilbevölkerung in Wladiwostok etwas dünn geworden, so wimmelten dafür die Straßen von Soldaten aller Waffen, die Kasernen waren überfüllt, und was darin nicht untergebracht werden konnte, hatte in den verlassenen Privathäusern Platz gefunden. Die aus verschiedenen Teilen Sibiriens hier zusammengezogenen Truppen, die noch immer an Zahl zunahmen, arbeiteten teils an der Erweiterung der Befestigungen, teils verrichteten sie den Aufklärungsdienst. Der Brief eines Deutschen an seine Verwandten in Berlin läßt vermuten, daß trotz der Unmasse von Soldaten auch die bewaffnete Mithilfe von Zivilpersonen nicht verschmäht wurde. Der junge Mann, der mit noch anderen Landsleuten in einem Wladiwostoker deutschen Handelshause angestellt war, schrieb unterm 17. Juni:

„Von unserer Firma sind fünfzehn deutsche Herren, darunter auch ich, in russischen Freiwilligendienst getreten. Wir tragen Uniform und haben täglich zwei Stunden Dienst. Von General Lenewitsch (der Peking seinerzeit eroberte), sind wir sehr gelobt worden. Wir machten vor ihm Parade, sechs Herren beförderte er zu Gefreiten und bestimmte die ganze Kolonne — im ganzen 60 Mann — zum Polizeidienst in Wladiwostok. In der vorigen Woche machten wir nachts einen Streifzug durchs Koreaner-Dorf. Wir verhafteten sechs Spione, wovon zwei gehängt wurden und die übrigen vier in Arrest verbleiben."

Es ist dies wieder ein Beweis, wie leicht der Deutsche, dem Wahlspruche „ubi bene, ibi patria" folgend, sich in fremde Nationen, sogar in die Russen, einlebt, ihre Sache zu der seinigen macht und ihnen gelegentlich auch Schergendienste leistet.

Am 25. Mai war Admiral Skrydlow dort eingetroffen. Er war zum Nachfolger Makarows bestimmt, der mit dem „Petropawlosk" untergegangen war, konnte aber nicht mehr nach Port Arthur gelangen, welches die Japaner inzwischen auch von seinen Landverbindungen abgeschnitten hatten, und übernahm nun das Oberkommando über das Wladiwostok-Geschwader. Mit ihm war der Vizeadmiral Besobrasow angekommen, und diesen schickte er zu einer

Kreuzfahrt aus, um auf japanische Transportschiffe zu fahnden. Offenbar hatten die Russen in verschiedenen koreanischen Häfen Spione, durch welche sie von dem Auslaufen solcher Schiffe Nachricht erhielten. Am 12. Juni ging Besobrasow mit den noch übrigen drei Kreuzern „Gromoboi", „Rurik" und „Rossija", auf welchem letzteren er seine Flagge hißte, in See. Bis zum 15. Juni hatte das Geschwader einen Weg von nahezu 100 deutschen Meilen zurückgelegt und war der Shimonosekistraße nahegekommen, welche die beiden japanischen Hauptinseln Kiusiu und Nipon voneinander trennt. Dort zeigten sich am Horizont zwei Dampfer, auf welche die Russen Jagd machten, ohne sie jedoch zu erreichen, da die Entfernung sehr groß war. Unmittelbar darauf wurde ein anderes Schiff gesichtet und vom „Gromoboi" verfolgt. Es war der japanische Dampfer „Idzumi", der zum Transport von Truppen und Frachten nach dem Kriegsschauplatze diente und auf der Rückreise begriffen war. Er hielt den „Gromoboi" für ein japanisches Schiff, bis plötzlich 500 Meter vor ihm eine Kugel ins Wasser fuhr. Es entstand große Verwirrung an Bord, die sich noch steigerte, als bald nachher mehrere Schüsse an Steuerbord einschlugen. Die Soldaten, die sich auf dem Schiffe befanden, eilten hinunter und vernichteten alle wichtigen Papiere. Als eine Dschunke erschien, sprangen sie über Bord und suchten diese zu erreichen. Die See ging jedoch hoch und sie wären ertrunken, wenn nicht die Russen zur Rettung der Schwimmenden einen Kutter ausgesandt hätten, der sie aufnahm und nach dem „Gromoboi" brachte. Unter den geretteten 105 Mann befanden sich 14 Offiziere. Nachdem der „Idzumi" durch Schüsse in Grund gebohrt worden war, sichtete der „Gromoboi" noch zwei andere Schiffe und machte sich zu ihrer Verfolgung auf. Von diesen beiden Japanern war einer der „Hitachi", auf dem sich 1000 Mann Truppen und eine Menge Kriegsmaterial und Pferde befanden. Das Schiff suchte dem ihm folgenden „Gromoboi" zu entkommen und ließ dessen Warnungssignale unbeachtet. Erst als es Feuer von dem Russen erhielt, stoppte es und begann Boote auszusetzen. Das Schiff war schwer getroffen, sank aber anfangs nur langsam, bis der „Gromoboi" durch ein energisches Bombardement das Sinken beschleunigte. Von den 1000 Soldaten des

„Hitachi" lagen 200 Mann als Leichen auf dem Deck, sie waren von den russischen Geschossen getroffen worden, ein Teil hatte sich selbst den Tod gegeben. Die lebend Versinkenden hörte man weithin ihr Banzai rufen. Menschen, Pferde, Materialien bildeten ein grauenhaftes Durcheinander. Was sich hier abspielte, übertraf noch weit die Schreckensszenen, die im April auf dem „Kinschiu" vor sich gegangen waren.

Der andere japanische Dampfer, der „Sado", hatte einen Pontonpark und Material zum Bau der Eisenbahn Söul-Widschu an Bord. Der Kreuzer „Rossija" erhielt Befehl, sich des Schiffs zu bemächtigen, und sandte ihm mehrere Schüsse zu. Da an ein Entkommen nicht zu denken war, so stoppte der „Sado", worauf in einem Boote ein russischer Offizier an Bord kam und den Führer des Transports, Major Hoshino, aufforderte, mit seinen Leuten binnen 40 Minuten auf den „Rossija" zu kommen. Diese Frist sei zu kurz, entgegnete der Japaner, auch wären nicht genug Boote vorhanden, man möge ihm einige schicken. Darauf ging jedoch der Russe nicht ein. Seine Schiffe befänden sich in feindlichen Gewässern, erklärte er, man müsse daher auf die eigene Sicherheit bedacht sein und habe keine Zeit, um erst Boote zu schicken. Der Major möge wenigstens mit seinen Offizieren an Bord kommen. — „So ergibt sich kein japanischer Offizier!" versetzte Hoshino, worauf der Russe wieder auf den „Rossija" zurückkehrte. Hierauf rief der Major seine Leute zusammen und verbot ihnen, Selbstmord zu üben, denn jeder habe die Pflicht, seinem Vaterlande solange wie möglich zu dienen. Dennoch wurde diese Mahnung nicht von allen beachtet. Als das Schiff bald darauf von einem Torpedo getroffen wurde und nach Steuerbord sank, erschossen sich mehrere. Einem Offizier, der die Mündung seiner Pistole bereits an den Mund gesetzt hatte, entriß der Major noch im rechten Augenblick die Waffe.

Ein Teil der Leute sprang über Bord, wobei einige in der Verwirrung auf den „Hitachi" zuschwammen und dort den Tod fanden, andere hielten sich stundenlang über Wasser und konnten später vom „Sado" wieder aufgenommen werden, ebenso eine größere Anzahl, die gerade in einem überfüllten Boote abstießen, als ein Torpedo das

Schiff traf. Ein neuer Torpedoschuß brachte das Schiff zum Sinken. Um das Sinken zu verhindern oder zu verlangsamen, haben die Schiffe einen doppelten Boden mit vielen kleinen wasserdichten Abteilungen, Schotten genannt. Dadurch wird das durch das Leck eindringende Wasser auf einen geringen Raum beschränkt. Die russischen Torpedos hatten den „Sado" unter der Wasserlinie getroffen, und die Schotten hielten das weitere Eindringen des Wassers auf. Die Russen, die es eilig hatten, waren der Meinung, das Schiff werde vollends untersinken und überließen es seinem Schicksale. Der „Sado" konnte bis zur Malsurainsel geschleppt werden, wo man das Wasser auspumpte. Von dem „Sado" erreichten 153 Mann Koshura, vom „Hitachi" kamen 397 Mann im Hafen Moji an. Beide Schiffe hatten früher der russischen Freiwilligen-Flotte angehört und waren gleich zu Beginn des Krieges von den Japanern erbeutet worden.

Am folgenden Tage, dem 16. Juni, traf das russische Geschwader auf den englischen Dampfer „Allanton", der 6000 Tonnen Kohlen geladen hatte und sich auf der Fahrt nach Singapore befand. Da ein vornehmer Japaner an Bord war und auch die Papiere nicht in Ordnung befunden wurden, schickte Admiral Besobrasow das Schiff unter Bedeckung als gute Prise nach Wladiwostok, wo das Kreuzergeschwader am 26. Juni wieder einlief.

Der rührige Admiral Shrydlow ließ nach diesem ersten Erfolge seine Tatkraft nicht rasten. Am 2. Juli erschien eine von ihm ausgeschickte Torpedoflotille unter Kapitän von Reeden vor Gensan, das schon einmal heimgesucht worden war, um auszukundschaften, ob sich japanische Kriegsschiffe im Hafen befänden. Es lagen jedoch nur einige kleine Küstenfahrzeuge dort. Nachdem diese vernichtet worden waren, wurde die Kaserne in Brand geschossen, was die schwache japanische Garnison nicht zu verhindern vermochte. Das Kreuzergeschwader war der Torpedoflotille gefolgt und hielt sich in der Nähe der Insel Tsuschima auf, zwischen dem südkoreanischen Hafen Masampo und der Insel Kiushiu, unweit der Shimonosekistraße, wo sich am 15. Juni die Katastrophe ereignet hatte. Dort wurden die Russen am 1. Juli von einem überlegenen, von einer Torpedoflotille begleiteten Geschwader angetroffen, welches Admiral Togo

in die Koreastraße entsandt hatte, um den Verlust jener drei Schiffe zu rächen. Es war Nacht und nach japanischen Berichten herrschte ein furchtbarer Regensturm. Die Russen ließen ihre sämtlichen Scheinwerfer auf die herankommenden Torpedoboote spielen und dann plötzlich alle Lichter auslöschen, worauf sie in der Dunkelheit mit

unbekanntem Kurse davondampften. So lautete die Darstellung der Japaner, die aber in einem von Wladiwostok nach Petersburg gesandten Telegramm folgenden Inhaltes zu widerlegen versucht wurde:

„Ich kann der japanischen Behauptung, daß der Zusammenstoß während eines Regensturmes stattfand, der unseren Kreuzern ermöglichte, dem überlegenen japanischen Geschwader zu entwischen, durchaus entgegentreten. Im Gegenteil, die Nacht war schön, und die Japaner hätten mit Leichtigkeit die Verfolgung fortsetzen können. Der Hinterhalt für unsere Kreuzer war von den Japanern sehr geschickt gelegt worden. Um ganz sicher einen Entscheidungskampf herbeizuführen, hatte sich eine starke Flotille von japanischen Torpedobooten bei der Insel Tsuschima auf die Lauer gelegt, um plötzlich aufzutauchen, die russischen Kreuzer zwischen zwei Feuer zu nehmen und sie zum Halten und zum Kampf zu zwingen. Offenbar haben die Japaner die Absicht gehabt, selbst mit Aufopferung der ganzen Flotille einen verzweifelten Torpedoangriff zu machen, um einen Kreuzer kampfunfähig zu machen und den Rest des russischen Geschwaders zum Warten zu zwingen, bis die japanische Flotte herankommen konnte. Der Plan, uns bis zu dem Eintreffen des japanischen Geschwaders aufzuhalten, gelang auch. Als wir aber sahen, daß der Feind überlegen war, zogen wir uns mit möglichster Geschwindigkeit nach Norden zurück. Die Japaner jagten hinterher und schossen dabei von Zeit zu Zeit. Ihre Granaten fielen aber eine Meile zu kurz, und wir machten keinen Versuch, das Schießen zu erwidern.

In diesem Augenblick schossen die japanischen Torpedoboote hinter der Insel Tsuschima hervor, und es sah einen Augenblick aus, als säßen wir in einer häßlichen Falle. Die Torpedoboote des Feindes hatten ausgezeichnete Gelegenheit, uns abzuschneiden, breiteten sich aber zu sehr aus und kamen niemals auf Torpedotreffweite an uns heran. Wir schlüpften durch sie hindurch, während sie noch den Versuch machten, sich zu einem gemeinsamen Angriff zusammenzuziehen. Ihre Schnellfeuergeschütze eröffneten das Feuer, ohne uns im geringsten Schaden zuzufügen. Unsere Kreuzer antworteten aus

den schweren Geschützen und sandten zwei der Boote in die Tiefe. Die übrigen flohen darauf schutzsuchend zu ihrem eigenen Geschwader und unterstützten uns auf diese Weise. Denn obwohl wir keine Torpedoboote bei uns hatten, weil der Admiral die russische Torpedobootsflotille mit einem anderen Auftrag betraut hatte, hielt das japanische Geschwader die fliehenden Torpedoboote für angreifende russische und eröffnete ein drei Minuten anhaltendes mörderisches Feuer auf sie. Die Torpedoboote mußten ganze Mengen von Raketen loslassen und verzweifelt mit ihren Signallichtern arbeiten, ehe die japanische Flotte ihren Irrtum entdeckte. Wir konnten den erlittenen Schaden nicht feststellen, aber es ist kaum möglich, daß die Torpedoboote dem Granathagel ohne Verlust entgangen sein sollten.

Es ist schwer zu sagen, weshalb die japanischen Kreuzer die Verfolgung aufgaben, abgesehen davon, daß die Schiffe und ihre Kessel offenbar durch die lange Zeit, die die Schiffe in See sind, stark gelitten haben. Jedenfalls kamen sie in dem ersten Teil des Gefechtes uns an Schnelligkeit nicht annähernd gleich, obgleich das japanische Geschwader aus den schnellsten Kreuzern der Flotte zusammengesetzt war."

Der Vizeadmiral Kamimura hatte die Aufgabe, mit seinem Geschwader Wladiwostok zu bewachen, um das Auslaufen der russischen Kreuzer zu verhindern, auch sollte er die japanischen Transportschiffe schützen. Auf ihn wälzte sich nun die Verantwortung für den Verlust des „Hitachi" und des „Idzumi". Hierzu kam nun auch noch das glückliche Entschlüpfen der Russen, die schon halb in der Falle gesteckt hatten. Für den hochentwickelten Ehrgeiz der Japaner war das eine empfindliche Prüfung, und in Tokio namentlich machte sich eine mehr als gereizte Stimmung gegen den armen Admiral geltend, unter welcher seine dort wohnende Familie schwer zu leiden hatte. Sein Haus mußte unter polizeilichen Schutz gestellt werden, weil das Volk es zu zerstören drohte; seine Töchter, welche die weibliche Adelsschule besuchten, mußten ausscheiden, um nicht fortwährend Beleidigungen durch ihre Mitschülerinnen ausgesetzt zu sein, die an sie die Frage stellten, warum ihr Vater noch nicht Harakiri vorgenommen habe.

Dem Admiral geschah von seinen Landsleuten schreiendes Unrecht. Die Bewachung Wladiwostoks konnte nur eine unzureichende sein, da Kamimura von seinen weit entlegenen Kohlenstationen abhängig war und auch noch mehr zu tun hatte, als im äußersten Osten beständig auf der Lauer zu liegen. Er verfügte auch nicht über ausreichende Kräfte, denn die japanische Flotte hatte manche empfindliche Einbuße gehabt und während der vier Monate seit Beginn des Krieges viel gelitten; die Blockade der Halbinsel Liautung erforderte viele Schiffe, für die es sehr schwer war, Port Arthur vollständig zu überwachen und den Verkehr nach außen gänzlich zu verhindern, zumal die Hafensperre von den Russen durch unterseeische Sprengung der versenkten Brander beseitigt und die Durchfahrt wieder frei geworden war. Die der Halbinsel vorgelagerten vielen kleinen Inseln vermehrten noch die Schwierigkeiten der Überwachung, und so streng diese auch gehandhabt wurde, so gelang es doch chinesischen Dschunken, von Futschu aus, welches jenseits der Tschilistraße Port Arthur gegenüber liegt, dieses mit Lebensmitteln zu versorgen. Das russische Kreuzergeschwader im Japanischen Meere aufzusuchen, war ein großes Kunststück; seine breiteste Stelle hat eine Ausdehnung von 100 deutschen Meilen und seine Länge von der Koreastraße bis Wladiwostok umfaßt die gleiche Meilenzahl. Wo soll auf einer solch unendlichen Fläche, in der ganz Deutschland und noch ein gutes Stück von Österreich Platz fände, ein Geschwader von drei Kreuzern zu finden sein! Dennoch sollte für Kamimura der Tag kommen, der seine angegriffene Ehre wieder herstellte und ihm Gelegenheit gab, die Russen für die ihm gespielten Streiche tüchtig auszuzahlen.

Vorläufig freilich fuhr Admiral Besobrasow fort, der Herrschaft der Japaner in den ostasiatischen Gewässern Schnippchen zu schlagen. In den Tagen vom 20. bis 30. Juli glückten ihm wieder verschiedene Unternehmungen, wenn sie für den betroffenen Teil auch nicht so folgenschwer waren wie die Vernichtung der Transportschiffe „Hitachi" und „Idzumi". Zwei aufgebrachte japanische Küstenfahrzeuge, die zum Teil Passagiere an Bord hatten, gab er zwar frei, dagegen versenkte er mehrere mit Lebensmitteln beladene Dschunken und den Dampfer „Okasina", nachdem die Mannschaft geborgen

worden war. Auch zwei Schiffe neutraler Nationen fielen den Russen in die Hände. Der englische Dampfer „Knight Commander", dessen Ladung aus Eisenmaterial bestand und für Jokohama bestimmt war, sowie der deutsche Dampfer „Thea" aus Kiel, welcher sich mit einer Ladung Fischen ebenfalls auf dem Wege nach Jokohama befand, wurden als Prisen erklärt, aber nicht erst vor ein Prisengericht gestellt, sondern ohne weiteres in Grund gebohrt, denn über die völkerrechtlichen Bestimmungen setzte sich der russische Admiral einfach hinweg.

# Zwölftes Kapitel.

In Japan. — Der Mikado und seine Gemahlin. — Die Nebenfrauen. — Der Kronprinz. — Die Japanerin. — Die Jugenderziehung. — Die Hauptstadt Tokio. — Der Neujahrstag. — Tokios vornehmster Stadtteil. — Die Umgebung von Tokio. — Die ehemalige Hauptstadt Kioto. — Yokohama. — Kobe. — Hiroshima. — Kure und das Marinearsenal. — Die Marine-Kadettenschule in Etojima. — Der Kriegshafen Sasebo. — Das Hospitalschiff „Kobe—Maru". — Die russischen Kriegsgefangenen in Matanjama. — Äußerer Gleichmut der Japaner.

Wir wollen nun wieder einen Abstecher nach Japan, dem Vaterlande der Helden, machen, die wir auf ihren Kriegspfaden begleitet haben. Bei der Bewunderung, die sie uns abgenötigt, läßt sich wohl voraussetzen, daß das Interesse des Lesers für ihr heimatliches Inselreich ein gesteigertes ist, und obwohl wir diesem bereits das Eingangskapitel unseres Buches gewidmet haben, bleibt doch noch vieles Wissenswerte nachzutragen übrig, darunter auch manches, was mit den Kriegsereignissen in unmittelbarer Verbindung steht.

Bei dem Beherrscher des Reichs möge der Anfang gemacht werden. Der regierende Mikado Mutsuhito steht gegenwärtig in seinem 51. Lebensjahre. Er nimmt an den Staatsgeschäften regen Anteil, täglich läßt er sich von seinen Ministern Vortrag halten und arbeitet vormittags und nachmittags mehrere Stunden mit verschiedenen Beamten; im Kronenrate führte er den Vorsitz. Mit der Außenwelt kommt er wenig in Berührung. Nur bei sehr seltenen Gelegenheiten zeigt er sich öffentlich. Dabei sind aber enthusiastische Kundgebungen, wie Hurrarufen, Tücher- und Hüteschwenken nicht üblich, weil das dem japanischen Gebrauche widerstrebt. Das Volk verharrt mit gesenktem Haupte in ehrfurchtsvollem Schweigen. Seine Mußestunden widmet er mit besonderer Vorliebe dem Reiten und der Jagd. In den ausgedehnten Park- und Gartenanlagen, welche den

Palaſt umgeben, unternimmt er ſtundenlange Ritte. Was die Jagd betrifft, ſo gibt es in Japan ſehr wenig Hochwild, um ſo reicher ſind die kaiſerlichen Jagdgründe an Reihern und anderen Waſſervögeln, bei deren Jagd man Falken verwendet.

Dem japaniſchen Hofzeremoniell gemäß geſchieht die perſönliche Bedienung des Mikado durch Frauen, die aber ſämtlich adligen Geſchlechtern angehören; ſie ſind die einzigen am Hofe, die nicht europäiſch gekleidet gehen, ſondern das prächtige und maleriſche altjapaniſche Hofkoſtüm mit den bunten koſtbaren Gewändern und den kunſtvollen Goldſtickereien tragen.

Der Mikado iſt ſparſam und anſpruchslos, für wohltätige und gemeinnützige Zwecke hat er ſtets eine offene Hand. Seine humanen Beſtrebungen finden rege Unterſtützung bei ſeiner Gemahlin, der Kaiſerin Haruko (Frühling), deren unermüdlicher Fürſorge die großen Hoſpitäler von Tokio ihre Entſtehung verdanken. Sie iſt die Seele des Hofes und gleicht in ihrer Haltung und Kleidung vollkommen einer europäiſchen Fürſtin; ihr liegen die Repräſentationspflichten gegen die auswärtigen Diplomaten und die zahlreich ſich einfindenden fürſtlichen Beſucher ob. Mit Poeſie, Kunſt und Botanik beſchäftigt ſie ſich am liebſten. Wie alle Kaiſerinnen von Japan, ſtammt ſie aus einem der fünf großen Geſchlechter Goſeke.

Da nach japaniſcher Anſchauung die Frau dem Manne untergeordnet iſt, ſo gibt es auch zwiſchen dem Mikado und ſeiner Gemahlin keine völlige Gleichberechtigung, und ſie bewohnt einen getrennten Teil des Palaſtes. Der Kaiſer hat noch fünf Nebenfrauen, die in der japaniſchen Geſellſchaft mit großer Ehrerbietung behandelt werden, aber weit unter der Kaiſerin ſtehen, und ſelten bei Hoffeſtlichkeiten erſcheinen. Sie ſtammen ebenfalls aus edlen Geſchlechtern, und bei ihrer Wahl iſt die Stimme der Kaiſerin mit entſcheidend. Die Kinder der Nebenfrauen ſind keineswegs ſchon durch ihre Geburt Prinzen und Prinzeſſinnen, ſondern ſie müſſen erſt vom Mikado adoptiert werden. Der Kaiſerin ſelbſt blieben Kinder verſagt. Der Kronprinz Harunomiya, am 21. Auguſt 1879 geboren, iſt das Kind einer Nebenfrau, der Tochter des Präſidenten der Generalordenskommiſſion, Grafen Janagiwara. Doch hat die Kaiſerin den Kron-

prinzen von jeher als ihren eigenen Sohn angesehen und seine Erziehung aufs sorgfältigste geleitet. . . .

Die japanische Frau zeichnet sich in allen Dingen durch eine edle Zurückhaltung und durch eine bewunderungswürdige Selbstbeherrschung in körperlichen und seelischen Leiden aus. Eine sterbende Japanerin bindet sich mit ihrer letzten Kraft die Füße zusammen, um nicht durch unschöne Stellungen das ästhetische Gefühl der Anwesenden zu verletzen. Sie lebt sich ganz in die Seele des Mannes ein, auch wenn es ihr versagt ist, an seiner Lebensarbeit teilzunehmen.

Der Jugendbildung wird vom Staate ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und die Jugend hat schon früh volles Verständnis für das staatliche Gemeinleben.

Im kindlichen Spiel werden die ernsten Schlachten nachgeahmt, und selbst der kleinste schlitzäugige Bursche trägt seine hölzerne Flinte so stolz, als stände er direkt unter dem Befehle eines der berühmten Generäle. Die Unterrichtsverwaltung gibt diesem kriegerischen Geiste Anleitung und Nahrung. Es werden Wettspiele in großem Umfange veranstaltet, woran auch die weibliche Jugend teilnimmt, indem sie den Samariterdienst versieht.

Japans Hauptstadt Tokio besitzt eine ungeheure Ausdehnung, da von den $1^1/_2$ Millionen Einwohnern gewöhnlich nur vier oder fünf auf eines der kleinen, einfach aus Holz gebauten Häuschen kommen. Die einzelnen Gewerke verteilen sich auf bestimmte Straßen, wie dies einst auch in deutschen Städten üblich war. Hier wohnen die Lackierer, dort die Korbflechter u. s. w., in anderen Straßen die kunstgeübten Verfertiger von Lampions, Sonnenschirmen und Fächern, die Holzschnitzer, die Seidenweber, die Elfenbeindrechsler.

Wie die Verkaufsläden, so sind auch alle Werkstätten nach der Straße zu offen; sogar in das Innere der Wohnungen kann man von außen blicken: die hölzernen Scheidewände sind zurückgeschoben und gestatten die Einsicht in die kleinen Familiengemächer, deren Fußböden mit weichen Matten belegt sind. Auf den Matten liegen Kissen zum Sitzen, auch fehlt es nicht an Vasen mit blühenden Zweigen; im übrigen ist die Ausstattung von größter Einfachheit. Die

Straßen sind weder gepflastert, noch mit Trottoirs versehen und werden oft von Flußläufen und Kanälen unterbrochen, über welche hölzerne Brücken führen. Hier herrscht ein sehr reger Schiffsverkehr. Die Stadt wird von elektrischem Licht erleuchtet, es gibt Fernsprecher und Straßenbahnen. Auch die sogenannten Rickshawägelchen, welche von flinken Kulis gezogen werden, vermitteln den Verkehr. Zwischen den kleinen Häuschen erheben sich hier und da lange Fabrikgebäude mit hochragenden Schornsteinen. Die Arbeiter und Arbeiterinnen, welche mittags und abends in dichten Scharen diesen Fabriken entströmen, sind das einzige Proletariat, welches man in Japan sieht, das japanische Manchester Osaka mit seiner halben Million Einwohner ausgenommen.

Das Straßenleben bietet ein buntbewegtes Bild. Die meisten Japaner gehen in völlig oder halb europäischer Tracht. Phantastisch aufgeputzte Verkäufer von allerlei Süßigkeiten bieten ihre Waren aus, Fischer in Bastkörben ihren Fang, auch an Bettlern fehlt es nicht, die Säcke auf den Schultern tragen. Blinde, an den Häusern sich hintastend, geben ihre Hilflosigkeit durch schrille Pfiffe aus kurzen Rohrpfeifen kund. Vor einem Teehause spielt eine Straßensängerin die „Samise", ein Instrument, welches der Gitarre ähnelt. An einer Straßenecke hat sich ein Erzähler niedergelassen und Alt und Jung lauscht aufmerksam seinen mit lebhaftem Mienenspiele vorgetragenen Geschichten, um oft in lautes Lachen auszubrechen, denn es fehlt nicht an der Würze des Humors, den der Japaner sehr liebt.

Besonders anregend ist das Leben der Hauptstadt am Abend, wo tausende von bunten Lampions wie Glühwürmchen durch die Straßen schweben. Kinder ziehen singend mit ihren roten und weißen Laternen umher, auf den breiten Gassen haben allerhand Händler ihren Kram ausgebreitet, auf den Veranden der zahlreichen, hell erleuchteten Teehäuser sieht man fröhliche Gruppen.

In dichten Haufen drängt sich die Menge in die Theater, auf deren ausgehängten Schaubildern die Hauptszenen der aufgeführten Stücke zu sehen sind.

Der wichtigste Tag im Jahre ist der Neujahrstag, der mit dem unsrigen zusammenfällt, seit die Japaner die christliche Zeitrechnung

angenommen haben. Da drängt sich in Tokio alles nach der Ginza, der Hauptstraße von Tokio, wo sich in einer Ausdehnung von einer Stunde die Buden und Verkaufsstände befinden. Die unvermeidlichen Papierlaternen verbreiten am Abend ihr phantastisches Licht. Die Teehäuser sind mit Gästen gefüllt, welche sich beim Gesange der Geishas und beim Klange der Samisen am Sâkibiere gütlich tun. In den Buden und an den Ständen herrscht ein buntes Gemisch von feilschenden Käufern und Verkäufern, Männern, Frauen und Kindern. Hier ist alles zu haben, was der Japaner in der Neujahrswoche zur Verzierung seines Hauses gebraucht, und noch viel mehr, von der reichen Seidenstickerei bis zum metallenen Handspiegel. Dazwischen mischen sich Musiker und Tänzer beim Klange von Flöten und Trommeln. Auf dem Blumenmarkte gibt es blühende Pflaumenbäume in allen Farben von zwerghafter Größe in zierlichen Porzellantöpfen.

Ohne den Pflaumenbaum ist kein japanisches Heim am Neujahrstage denkbar, selbst der Ärmste mag ihn nicht missen. Von den Dekorationen, die am Neujahrstage die Häuser schmücken, hat jede ihre besondere symbolische Bedeutung. Die Pflanzen und Blumen versinnbildlichen ein glückliches Leben, auch Seetang zeigt Glück an, und die mit Hanfseil bespannten hohen Bambusstäbe sollen die bösen Geister fern halten. Die Sitte, sich an diesem Tage gegenseitig zu besuchen, ist allgemein verbreitet, auch der Mikado empfängt die höheren Staatsbeamten und nimmt ihre Neujahrsgratulation entgegen. Auf der Straße grüßt man sich unter ganz besonderem Zeremoniell, indem man sich während des gegenseitigen Austausches der Neujahrswünsche mehrere Minuten voreinander verneigt.

Neujahr hat aber auch seine üble Kehrseite. An diesem ersten Tage des Jahres pflegt der Japaner, einem alten Brauche folgend, seine Schulden zu bezahlen. Wer dieser Pflicht nicht nachkommt, gilt als ehrlos. Hat der Japaner ein schlechtes Geschäftsjahr hinter sich, so daß es ihm an Barmitteln fehlt, so entäußert er sich, um das erforderliche Geld zusammenzubringen, aller entbehrlichen Gegenstände, sogar alte Familienerbstücke werden dann nicht geschont. Der Jahrmarkt auf der Ginza bietet ihm Gelegenheit, seine Habe in Geld umzusetzen, und dorthin tragen die Ärmeren in Schachteln ihr geringes

Besitztum, um es zwischen den übrigen Verkaufsständen auszubreiten und sich für immer davon zu trennen.

Im schönsten Teile der Hauptstadt inmitten prachtvoller Gärten mit herrlichen Bäumen liegen die kaiserlichen Paläste, von gigantischen Steinwällen umgeben, über welche dunkle, uralte Pinien emporragen. Hier befinden sich auch die Gesandtschaften Europas und Amerikas. Nur eine derselben liegt jetzt still und öde: die russische Gesandtschaft. Das hohe eiserne Tor ist geschlossen, das ganze Gebäude leer bis auf die Dielen. Alles, was sich darin befand, wurde entfernt, und was durchaus nicht mitgenommen werden konnte, ließ man versteigern, als gäbe es nimmer ein Wiedersehen.

In nächster Nachbarschaft dieses stolzen Gebäudes befindet sich das Parlament. Es geht darin fast genau so zu, wie bei uns. Die Sitzungssäle sind ganz nach deutschem Muster angelegt, und sprächen die Redner nicht japanisch, so könnte man sich in die alten Räume des preußischen Abgeordnetenhauses versetzt glauben. An dem Gebäude findet sich keine einzige Spur japanischen Charakters, es ist ein langgestreckter Fachwerkbau, der an die provisorischen Hallen unserer Schützenfeste und Gartenbauausstellungen erinnert. Im Innern ist die rechte Seite dem Oberhaus, die andere dem Unterhaus eingeräumt, worin die 379 Mitglieder gerade Platz finden. Natürlich gibt es auch Logen für den Hof, die Diplomaten und die Zuhörer. Auch eine Loge für Damen ist vorhanden. Die Redner pflegen im schwarzen europäischen Rock zu erscheinen, nur ein kleiner Teil trägt das altjapanische Kostüm.

Trotz der erstaunlichen Ruhe, womit in diesem Parlament verhandelt wird, herrschen doch unter den Parteien heftige Gegensätze, aber nur selten geschieht es, daß einer der Redner sich zu heftigen Ausfällen hinreißen läßt.

Zu den Sehenswürdigkeiten der Umgebung Tokios gehören einige prachtvoll geschmückte buddhistische Tempel und Klöster, die Gräber und Mausoleen der letzten Shogune, sowie der heilige Vulkan Fushi-Yama, von dem kleine Nachahmungen fast in jedem japanischen Garten zu sehen sind. Der Fushi-Yama mit seinem Schneegipfel ist ein viel besuchter Wallfahrtsort, trotzdem man zu seiner

Besteigung neun Stunden braucht. Hier begrüßen die Pilger die aufgehende Sonne, während sie Rosenkränze reiben und Gebete murmeln.

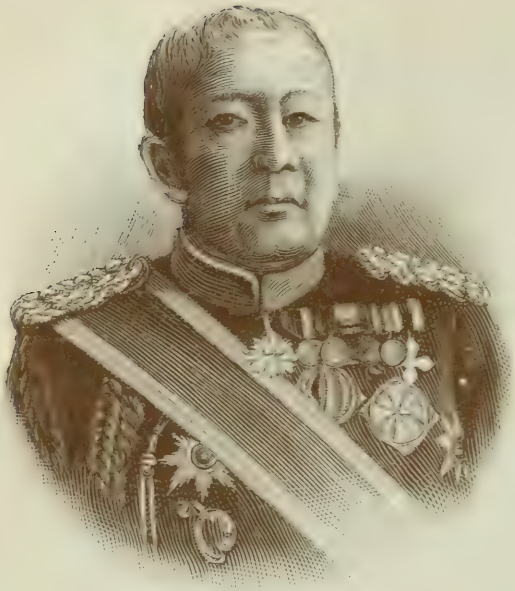
Die Umgebung Tokios mit ihrem wohlbestellten Hügelland, den gewölbten Brücken, den Reisfeldern, den blühenden Gärten, und den Liliputdörfern übt einen ungemein lieblichen und malerischen Reiz aus. Nicht minder schön ist der Ausblick auf den fernen Golf von Tokio und die im Hafen liegenden Dschunken mit ihren weißen Segeln.

Einen gewaltigen Eindruck machen auch die bereits erwähnten Grabgewölbe der Shogune. Zu beiden Seiten des dorthin führenden Wandelganges erheben sich unzählige, wundervoll geschnitzte oder behauene, oft zwölf Fuß hohe Kandelaber aus Stein, Bronze oder Holz. Die Decken und Wände der Grabgewölbe sind wahre Wunder der Holzschneidekunst. Das Geläute der Riesenglocken ist meilenweit zu vernehmen. Ähnliche Wandelgänge wie der oben beschriebene führen zu den anderen Mausoleen, durch Tempel hindurch, über Treppenfluchten und Höfe hinweg. Einen dieser Höfe, auf welchen hundert Kandelaber stehen, schließt das Nio-Tor ab, neben welchem sich zwei Nischen mit den Standbildern zweier Mikados befinden. Hier vergnügt sich das Volk, indem es Papierkügelchen kaut, und diese auf die Denkmäler spuckt. Bleiben die Kügelchen kleben, so ist dies ein glückliches Zeichen.

Zu den sehenswertesten Städten des Reiches zählt Kioto, die ehemalige Residenz des Mikado. Der altertümliche Palast mit den herrlichen Gärten und dem prächtigen Mausoleum, das ehrwürdige Schloß der Shogune mit seinen wertvollen künstlerischen Wand- und Deckengemälden, die nach hunderten zählenden Tempel sind großartige Denkmäler vergangener Pracht.

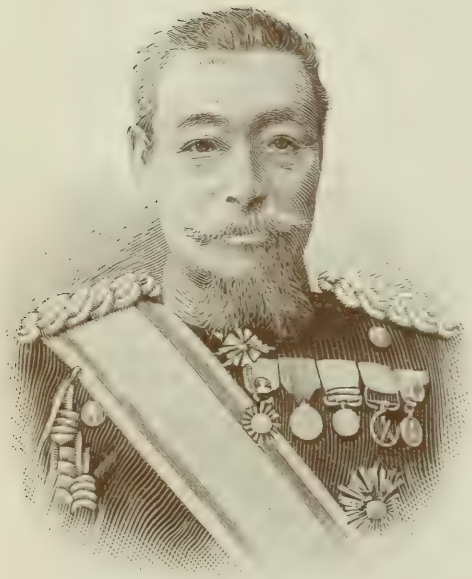
Viele dieser Tempel haben herrliche landschaftliche Umgebungen, romantische Haine, Gärten mit künstlichen Seen, Wasserfällen, Höhlen, Miniaturbrücken u. s. w. Derartige künstliche Anlagen trifft man in Japan überhaupt häufig. Es sind Nachahmungen berühmter Landschaften im kleinen.

Russisches Lager bei Taschikiao unmittelbar vor der Schlacht



Marschall Oyama,
japanischer Oberbefehlshaber.

General Kuroki,
Führer der I. japanischen Armee,
der Sieger vom Jalu.



Generalleutnant Baron Oku,
Führer der II. japanischen Armee, der Sieger
von Kintschau.

Vizeadmiral Kamimura,
Befehlshaber der III. japanischen Flottendivision.

Der Nishi Hongwanji-Tempel bildet eine Stadt für sich, und das dazu gehörige Mönchskloster ist mit weltberühmten Gemälden geschmückt. Aber auch die Neuzeit hat der altertümlichen Stadt ihren Stempel aufgedrückt, denn hier finden sich die besten Porzellan- und Seidenfabriken Japans, und die Theaterstraße bietet allerlei Unterhaltungen modernster Art: Ringkämpfe, Tänze, schreckliche Tragödien, Jongleurkünste, Wachsfigurenkabinette und sogar Kasperletheater.

Ungefähr vierzig Kilometer von Tokio liegt unmittelbar am Meere Jokohama mit schönen Villenkolonien auf den nahen Hügeln und einer breiten und langen Strandpromenade. Unter den 180000 Einwohnern gibt es gegen 10000 Fremde. Jokohama treibt mit den westlichen Hafenplätzen Nordamerikas einen äußerst lebhaften Handel, daher ist hier auch das amerikanische Element überwiegend.

Zwischen dem westlichen Teil der Hauptinsel Nipon und der beiden südlich gelegenen Inseln Sikote und Kinshiu drängt sich durch drei Meeresarme der Stille Ozean und bildet die sogenannte Inlandsee. An dieser liegt Kobe, nächst Jokohama der besuchteste Handelshafen, mit 130000 Einwohnern. Von den Konsulatsgebäuden flattern die Fahnen fast aller Nationen. Der Haupthandel des Platzes, der eine ausgedehnte europäische Ansiedelung besitzt, befindet sich in deutschen Händen.

Ebenfalls an der Inlandsee liegt Hiroshima, welches der eigentliche Sammelpunkt der japanischen Armee war. „Schon drei Stationen vor der Stadt," schreibt ein Berichterstatter, der das Land zur Zeit der Mobilisierung bereiste, „erhielt die Landschaft einen militärischen Charakter. Aus allen Bauernhäusern guckten Soldaten heraus, Baracken waren aufgeschlagen, Felddienstübungen wurden abgehalten und die Landstraßen wimmelten von Soldaten. Hiroshima selbst war in ein großes Lager verwandelt, Kanonen, Munitionswagen, Trainkarren, Pferde, Soldaten und Militärkulis, wohin man blickte. In Ujina, dem Hafen Hiroshimas, wurde eifrig Material verladen. Die Bepackung der Pferde war sehr praktisch: zwei Bündel, eins rechts, das andere links, die Last war nicht zu schwer und konnte ebenso leicht abgenommen, wie befestigt werden.

Südöstlich von Hiroshima, ziemlich in der Mitte der Inlandsee,

liegt Kure. Das ganze Ufer der halbkreisförmigen Bucht ist von den Bauten des Marinearsenals eingenommen, des größten, welches Japan besitzt. Hier findet sich alles vereinigt: Docks, Werften, Geschütz- und Geschoßfabrikation, Gießereien u. s. w. Bis vor kurzem war Japan noch mit seinem gesamten Schiffsbau vom Auslande abhängig. Zunächst begann es dann mit dem Bau eigener Torpedos, die sich vorzüglich bewährten, schritt hierauf zur Herstellung von kleineren Schiffen anderer Gattung und ist jetzt bereits bis zum Bau von Panzerschiffen vorgeschritten. Auch noch an anderen Orten Japans gibt es Arsenale, doch keines derselben ist so ausgedehnt wie das in Kure. Hier werden die Mannschaften und Offiziere für den Torpedodienst ausgebildet. Ein deutscher Besucher dieser großartigen Anlagen sah hier eine Menge Torpedos und Minen aufgestapelt. Die Minenboote, welche vor Anker lagen, waren schwarze, ziemlich breite Fahrzeuge mit kleinen Kränen im Innern. Die Leute lernen erst an Modellen, bevor sie im praktischen Dienst unterrichtet werden. Nach der Besichtigung der Torpedokaserne kam die große Matrosenkaserne an die Reihe. Im Flur derselben waren instruktive Schattenrisse der russischen Schiffstypen aufgehängt, an denen sich die Leute leicht die Merkmale der einzelnen Fahrzeuge einprägen konnten. Die Mannschaften machten gerade Übungen auf dem großen Hofe, wobei der preußische Drill unverkennbar war. In der Schiffsbau- und Reparaturwerkstätte sah der Berichterstatter zwei große Docks von 480 Fuß Länge und 36 Fuß Tiefe. In einem derselben wurde eben das erstklassige Torpedoboot „Aotaka" (Blaufalke) repariert, welches sich bei Port Arthur hervorgetan hatte, bis ihm die Russen beim dritten Sperrungsversuch mächtige Wunden in seinen eisernen Leib beibrachten.

In den Fabrikationsgebäuden konnte man Kanonenrohre und Geschosse von ihrem Entstehen an bis zur Vollendung verfolgen. Die Füllung der Geschosse erfolgte an einem anderen Platze. Zur Übung wurden zwei Torpedos auf Torpedoscheiben abgeschossen. Die Entfernung betrug bei der einen 2000, bei der anderen 1000 Meter. Bei dem 1000-Meter-Schuß vergingen von Abgabe des Schusses aus dem Lanzierrohr bis zur Ankunft am Ziele 73 Sekunden.

Das Eintreffen des Torpedos wurde von Soldaten, die auf der Scheibe standen, durch Flaggensignale kenntlich gemacht.

Unweit Kure liegt die ziemlich große Insel Etajima, wo sich, begünstigt durch einen guten Hafen, die Kadettenschule für die Marine befindet. Sie steht unter dem Kommando eines Kontreadmirals und zählt 37 Lehrer, worunter 22 Offiziere. Während in den Armeekadettenschulen nur Deutsch und Französisch getrieben wird, lernen die Kadettenschüler auf Etajima Englisch, wofür drei Engländer als Lehrer angestellt sind. Die Schüler gliedern sich in drei Jahrgänge von 19—20 Jahren. Außer in den Wissenschaften erhalten sie natürlich auch Unterricht im praktischen Dienst und in Leibesübungen, in der Bedienung von Schiffsgeschützen und im Exerzieren, und zwar als Infanterie, wie als Artillerie. Eine Sammlung von Modellen aller Art unterstützt den Unterricht.

Im äußersten Westen der Insel Kiushiu liegt, von bergigen Inseln umgeben, der Kriegshafen Sasebo. Schon die verhältnismäßig schmale Zufahrt bildet einen Schutz, der den großartigen Befestigungen zu Hilfe kommt, so daß jedes Schiff dort eine sichere Zuflucht findet. Die Befestigungen sind häufig unsichtbar, Kanonen verschiedener Kaliber sind in Batterien über- und nebeneinander geschichtet. Dazwischen befinden sich Einrichtungen für Scheinwerfer. Wenn man in den Kriegshafen eingelaufen ist, glaubt man sich in einen weiten Binnensee versetzt, überall Höhen, bald näher, bald ferner, nirgends entdeckt man einen Ausgang zum Meere. Danach kann man schließen, wie schwer es für den Feind sein würde, in den Innenhafen einzudringen. Sasebo hat Docks und ein Arsenal, das letztere beschränkt sich jedoch nur auf Reparaturen. Von drei Trockendocks ist eines für kleinere Schiffe, Torpedos und kleine Kreuzer bestimmt, ein anderes für Schiffe jeder Gattung mit Ausnahme des großen Panzers „Atsuma", der zehn Meter länger ist als das Dock selbst. Das dritte kann Schiffskolosse bis 174 Meter Länge aufnehmen, ist aber noch im Bau begriffen. Während des Krieges waren 3500 Arbeiter beschäftigt.

An den Ufern trifft man auf ungeheuere Kohlenniederlagen, die von England aus mit Cardiffkohlen versorgt werden, denn die

in Japan selbst gewonnene Kinshinkohle eignet sich schlecht zum Gebrauch für Kriegsschiffe. Sasebo ist nicht nur für Kohlen, sondern für alle Marinebedürfnisse das Hauptdepot; Vorräte, die auf lange Zeit ausreichen, sind in mächtigen Schuppen aufgespeichert. Eine Bäckerei liefert täglich 20000 Pfund Brot für die Marine. Zum Depot gehören auch eine Limonadenfabrik und eine Schneiderwerkstätte. In letzterer werden auch alte verbrauchte Uniformen zu Mützen verarbeitet, womit hauptsächlich Frauen beschäftigt sind. In einem besonderen Schuppen befinden sich die Vorräte, welche man den Russen abgenommen hat: große Mengen chinesischen Tees und konservierten Fleisches, auch Patronen, Sprenghülsen, elektrische Apparate, Werkzeuge aller Art, Maschinengewehre, Gewehre und Kanonen.

In Sasebo landen die Hospitalschiffe, welche Japan in Dienst hat. Um deren innere Einrichtung näher kennen zu lernen, wollen wir die „Kobe-Maru" besichtigen, welche gerade mit 115 Kranken angekommen ist. An Deck sind die Krankenkabinen für die Offiziere, das „Röntgen"-Zimmer, die Apotheke und das Operationszimmer. Mittels eines Fahrstuhls gelangt man in die darunter liegende äußere Abteilung. Für die Mannschaften sind drei große Räume vorhanden: die äußere Abteilung, die innere, und die darunter befindliche Abteilung für Infektionskranke. Die Offizierskabinen haben feststehende Betten, die Mannschaftsräume Schwingebetten, immer zwei übereinander. Im ganzen zählt die „Kobe-Maru" 178 Betten. Außer einem Generalarzt besteht das Sanitätspersonal aus sieben Offizieren und 37 Pflegern. Sogar mit einer Polsterzelle für Tobsüchtige ist das Schiff versehen, und diese Einrichtung hat sich durchaus nicht als überflüssig erwiesen.

Am Lande befindet sich das Marinelazarett, welches acht Ärzte mit 57 Pflegern beschäftigt und 305 Kranke fassen kann. Hier sieht man Tragbahren von äußerst praktischer Einrichtung. Man stelle sich ein zylindrisches, langes Korsett vor mit schmalen Bambusstreifen statt des Fischbeins. Darin kann der Kranke völlig eingeschnürt werden. Seitlich dieser Bahren, welche sich sehr leicht handhaben lassen, sind die Tragstangen angebracht. . . .

Matsujama, eine Stadt an der Inlandsee, war den russischen Gefangenen zum Aufenthalt angewiesen. Verschiedene Zeitungsberichterstatter haben den Ort besucht, um die Russen zu sehen. „Auf unserer Rundfahrt kamen wir zuerst zu einem Tempel," heißt es in einem deutschen Reisebriefe. „Sonst ist der Eingang zu einem japanischen Tempel durch den Vorhof hindurch immer frei. Jetzt waren Torhäuschen für Wachen gebaut und vor dem Eingange des Tempels selbst eine breite Bretterwand quer hingestellt worden, so daß Passanten von der Straße die weite Öffnung der Tempelhalle nicht sehen konnten. Die gefangenen Soldaten waren in Reihe und Glied aufgestellt. Zum größten Teil trugen sie noch ihre Uniformen. Jetzt haben die Japaner begonnen, einen gleichförmigen, schlichten Rock für die Russen einzuführen. Die meisten der Soldaten waren am 1. Mai gefangen genommen worden. Ich rief einen deutschsprechenden Finnländer heraus, dessen Großvater einmal von Deutschland nach Finnland eingewandert war. Der Enkel trug übrigens schon stark finnische Züge mit breitvorstehenden Jochbeinen.

‚Wie sind Sie zufrieden?' fragte ich ihn.

‚Ach, man hat sich ja nicht zu beklagen. Nur mehr Brot möchten wir haben.'

‚Was bekommen Sie denn zu essen?'

‚Nun, morgens gibt es Brot und Tee, mittags und abends Fisch und Gemüse.'

‚Bekommen Sie nie Fleisch?'

‚Ja, mitunter!'

‚Nun, das ist für die Verhältnisse hier in Japan doch sehr viel. Sagen Sie mal, sind die Japaner wirklich viel tapferer als die Russen? Warum lassen Sie sich dann immer schlagen?'

‚Das kann man nicht so sagen. Wir mußten ja immer zurück, weil wir ihrer zu wenige waren.'

Damit war unsere Unterhaltung beendet. Wir sagten den Leuten Adieu, und sie antworteten russisch im Chore. Manche der Gefangenen freuten sich offenbar, einmal wieder Weiße zu sehen, und sie versuchten Gespräche anzuknüpfen, soweit sie es vermochten.

Vom Tempel ging es zum Stadthaus, wo der größte Teil der

Russen nebst den Offizieren untergebracht ist. Hier können sich die Leute noch weniger beklagen. Sie sahen durchweg gut aus, alles war reinlich und sauber und die Quartiere der Offiziere so komfortabel, als es sich eben einrichten läßt. In der Gefangenenbehandlung stehen die Japaner sicher weit über den Russen. Die russischen Offiziere waren in einer Gruppe versammelt. Sie wußten nicht recht, was sie für Gesichter machen sollten. Es ist aber auch ein unangenehmes Gefühl, so gewissermaßen als Jahrmarktsmerkwürdigkeit andern Offizieren und Korrespondenten vorgeführt zu werden. Wir verstanden das sehr wohl, die Japaner übrigens auch, wie mir ein Seeoffizier später sagte. Unser Gespräch war kurz und stockend. Was sollte man sich auch sagen. Banale Redensarten machen, dazu waren Lage und Ort wenig geeignet. So stand man sich gegenüber, verlegen, mit dem Gefühl, daß niemandem ein Gefallen mit dieser Zusammenkunft getan war. Ein Korrespondent nun entdeckte einen Bekannten unter den Offizieren, und mit dem entspann sich dann eine etwas lebhaftere Unterhaltung. Die Nachricht des Vorstoßes der Wladiwostok-Flotte und ihres Erfolges rief eine kurze Freude unter den Armen hervor. Wir sollten näheres sagen, ja, das wußten wir selbst nicht, und es war in der Gegenwart der japanischen Offiziere auch sehr schwer, etwas anzudeuten, ohne zu verletzen. So schieden wir denn von dieser peinlichen Schaustellung.

Nun ging es zu den Krankenhäusern, einem Hilfslazarett in einem zweiten Tempel, und dem eigentlichen Hospital am Fuße des Kastells. Ich stellte mich dem leitenden Arzte, Dr. Kikuchi, vor, und es ergab sich, daß er in Tübingen studiert hatte und jetzt noch fließend Deutsch sprach. Kikuchi hat einen großen Ruf als Chirurg in Japan. Seine schwersten Fälle waren drei Augenschüsse und mehrere Rückenmarksverletzungen. Sonst ging es den Kranken gut, und es war zu hoffen, daß so ziemlich alle durchkamen. Die russischen Offiziere und Mannschaften waren voll des Lobes über die ärztliche Behandlung, welche man ihnen angedeihen ließ."

Einem italienischen Berichterstatter, Luigi Barzini, erzählte der japanische Oberst, welcher die Aufsicht über die kriegsgefangenen Russen führt, daß sich mit ihnen ganz gut auskommen lasse. „Wenn

sie aber getrunken haben," fuhr er fort, „werden sie ein bißchen originell. Wir haben aus den öffentlichen Verkaufsstellen in Matsujama alles Bier entfernen lassen müssen. Wenn sie, von einem unserer Offiziere begleitet, ausgingen, um einen Spaziergang zu machen, blieben sie vor jedem Ausschank stehen, um Bier zu trinken. Es ist bei uns nicht Sitte, auf der Straße zu trinken, und alle Leute schauten daher verwundert zu." Im Schlafsaale traf der Italiener einen jungen Russen, der mit einem Buch in der Hand auf einem Feldstuhl saß. „Ich will mich diskret zurückziehen," erzählt Barzini, „aber er hat mich schon gesehen und ist überrascht aufgesprungen. Die Anwesenheit eines Europäers setzt ihn in Staunen. Wir begrüßen uns: ‚Bonjour, monsieur.' — ‚Bonjour.' Er ist ein schlanker junger Mann, elegant in Zivil gekleidet und tritt sehr vornehm auf. ‚Sie sind am Jalu gefangen worden?' ‚Nein. Es war nach der Jalu-schlacht bei einem Erkundigungsritt im Norden von Fengwangtscheng. Wie in der Falle gefangen. Wir begehen einen schweren Fehler, den die Japaner nicht begehen: wir verlassen uns zu sehr auf die Kavallerie. Und doch ist in diesem Kriege die Kavallerie ganz wertlos. Das Pferd ist in einem Lande, wie die Mandschurei, ein wahres Hindernis für rasche Bewegungen. Es gibt dort keine Straßen; denken Sie sich mit Wald bedeckte Hügel, und zwischen den Hügeln steinige Gießbäche. Die Hügel sind für die Reiterei nicht zugänglich, daher sind die Flußbetten die einzigen Straßen, und da man dort hindurch muß, ob man will oder nicht, läuft man stets Gefahr, überrascht zu werden. So ging es auch mir. Als ich mit zwölf Kosaken von einem Erkundigungsritt zurückkehrte, wurden wir, während wir im Tale ritten, von einer auf zwei Hügelreihen aufgestellten Kompagnie Infanterie in die Mitte genommen. Ein wahrer Kugelregen ergoß sich über uns. Wir wagten einen Höllenritt — da traf mich eine Kugel, und ich wurde mit meinen Leuten gefangen genommen. Die japanische Kavallerie begibt sich nicht in Gefahr. Wenn Sie eine japanische Kavalleriepatrouille treffen, können Sie sicher sein, daß die Infanterie höchstens eine Viertelmeile entfernt ist. Die Japaner machen ihren Erkundigungsdienst mit mehr Infanterie als Kavallerie. Und dann kennen sie das Land vortrefflich; es gibt keinen japanischen

Offizier, der nicht früher schon dort gewesen ist. Sie haben ausgezeichnete Karten, und die Chinesen leisten ihnen als Spione vorzügliche Dienste."

Man hat aus Tokio für die Gefangenen einen griechisch-orthodoxen Geistlichen kommen lassen, der in Matsujama die Gottesdienste abhält. Der italienische Journalist hörte einen solchen aus der Ferne und empfing davon einen wunderbaren Eindruck:

„Heiliger Gesang erfüllte die ruhige Morgenluft, süß, langsam und voll, und eine harmonische Folge von menschlichen Stimmakkorden schwebte wie auf Flügeln heran.

Diese mystischen Gesänge kenne ich so gut! Wenn ich sie höre, treten mir immer kleine Holzkirchen mit grünen Kuppeln vor die Augen.

Sie sind ganz von eisigem Nebel umschleiert, ihre Türen stehen weit offen, und aus ihnen heraus strömt der Gesang. Ich erinnere mich an eine kalte, sternenklare, sibirische Osternacht, an eine leuchtend helle Basilika, voll von Kerzen und von Gebeten, an alle die knienden Menschen, die ihr ‚Christ ist erstanden' riefen, und sich dann wie zu einer allgemeinen Verbrüderung in die Arme fielen und sich küßten." . . .

Wenn man in Japan nicht die großen Heerstraßen betritt, merkt man dort vom Kriege nur wenig. Höchstens sieht man zuweilen auf Eisenbahnstationen blessierte Krieger, die in den verschiedenen Lazaretten des Landes notdürftig geheilt worden sind und sich nun auf dem Wege in die Heimat befinden, um sich dort vollends herstellen zu lassen.

Äußerlich verhält sich die ganze Nation ziemlich gleichmütig. Auch die Siegesbotschaften, welche durch Extrablätter verbreitet werden, rufen in der Regel keine merkliche Erregung hervor. Allerdings veranstaltet man beim Eintreffen solcher freudigen Nachrichten Fackelzüge, und diese geben mit ihren bunten Papierlampions, mit ihren elektrischen Glühlichtlampen, die auf prachtvollen Blumenwagen angebracht sind und sogar die Farben wechseln, mit ihrer Fülle von Fahnen und Emblemen ein äußerst malerisches, farbenprächtiges Bild. Aber die Teilnehmer des Zuges schleppen sich langsam unter

eintöniger Musik die Straßen entlang, den Blick meist auf den Erdboden geheftet, und erinnern eher an einen Trauerzug. Dennoch lebt in allen ein freudiges Empfinden.

Aber auch wenn Trauernachrichten eintreffen, wenn die russischen Kreuzer aus Wladiwostok Transportschiffe in Grund gebohrt haben und mit diesen Hunderte von Menschenleben untergegangen sind, verschließt, wie die Freude, der Japaner auch den Schmerz in seinem Innern. Und auch die Mutter, deren einziger Sohn ins Feld zieht, zeigt ihm beim Abschied keine bekümmerte Miene, denn jede Träne, jeden Seufzer, wodurch der Sohn entmutigt werden könnte, betrachtet sie als Verrat am Vaterlande. Aber im stillen Kämmerlein fließen ihre Tränen um so reichlicher.

# Dreizehntes Kapitel.

Der sibirische Soldat. — Mobilisierung europäischer Truppen. — Gesteigerte Leistungen der sibirischen Eisenbahn. — Abfahrt eines Regiments. — Russische Heiligenbilder. — Allerlei Abenteurer. — Ankunft eines Verwundetentransports in Liaujang. — Russische Heldengeschichten. — Schlechte Verpflegung. — General Kuroki in Föngwangtschöng. — Die Takuschan-Armee. — Vormarsch der Japaner nach Norden. — In den Gebirgspässen. — Fenschuiling. — Der Kampf bei Kaiping. — Russischer Rückzug. — Unerträgliche Hitze in der Mandschurei.

Der Verlauf des Krieges gegen Japan hatte für Rußland schwere Enttäuschungen im Gefolge gehabt. Rußlands herausfordernde Politik stand nicht im Einklang mit seiner Kriegsbereitschaft, weder zu Wasser noch zu Lande. Die Herrschaft zur See in den ostasiatischen Gewässern war verloren, und auf dem Festlande hatten die Russen bereits drei blutige Niederlagen erlebt.

Die Armeekorps, welche bisher ins Treffen gekommen waren, gehörten zum weitaus größten Teile Sibirien an. Es ist ein Menschenschlag, gegen welchen die Japaner fast wie Zwerge erscheinen. Der Sibirier erträgt, als Kind eines rauhen Klimas, leicht die Unbilden der Witterung und ist in Bezug auf die Nahrung durchaus nicht verwöhnt. Er ist ein sicherer Schütze, der wertvolle Pelztiere erlegt, da in Sibirien die Jagd noch frei ist. Vom 20. Jahre an wird er dienstpflichtig, doch erfolgt die Einstellung meist später, weil der Sibirier sich körperlich langsam entwickelt. Die nicht allzu harte Dienstzeit währt vier Jahre bei der Fahne. Die Bewaffnung ist schwer, das große Kaliber des Gewehrs vermehrt nicht nur das Gewicht der Waffe, sondern auch der Munition, von welcher jeder Mann 120 Patronen bei sich führt. Aber diese schwere Rüstung samt dem Gepäck, tragen jene Enakſöhne mit Leichtigkeit, und dabei sind ihre Marsch-

leistungen ganz gewaltige. So sehr sie sich nun auch im Kampfe bewährten, so sind sie doch eher Miliztruppen als reguläre Armeen, und ihrer Artillerie fehlte es an geübten Bedienungsmannschaften, da sie mit dem neuen Schnellfeuergeschütz noch nicht umzugehen wußten.

Die zahlreichen Kosakenschwärme vermochten in diesem Kriege nur wenig auszurichten, und doch war der Kundschafterdienst durch die Reiterei von größter Wichtigkeit, da den Russen im Felde das Spioniersystem abging, welches bei den Japanern so großartig entwickelt war. Dieser Aufgabe waren die Transbaikalkosaken nicht im entferntesten gewachsen. Die Meldungen dieser sonst recht kühnen Reitertruppe erwiesen sich als höchst unzuverlässig: bald wollten sie den Feind gesehen haben, und in demselben Atem sagten sie aus, sie hätten ihn nicht gesehen; ja wenn sie mit Fragen in die Enge getrieben wurden, verlegten sie sich aufs Lügen. Es kam vor, daß sie behaupteten, unter dem starken Feuer der Feinde zurückgewichen zu sein, während sich später herausstellte, daß sie überhaupt gar keine Japaner zu Gesicht bekommen hatten.

In Petersburg sah man ein, daß Kuropatkins Streitkräften nicht nur die militärische Durchbildung fehlte, sondern, daß sie auch der Zahl nach nicht genügten, um den Japanern standhalten zu können. Die Mobilisierung europäischer Truppen war daher eine unumgängliche Notwendigkeit geworden.

Die Sorge um die äußere politische Lage Europas, namentlich die bedrohliche Lage in den Balkanländern, trugen die Schuld daran, daß Rußland lange zögerte, wenigstens diejenigen europäischen Truppen, welche sich dem Kriegsschauplatze am nächsten befanden, ins Feld zu stellen. Nun aber gab der Zar Befehl, daß außer einigen Truppenteilen des Petersburger Militärbezirks auch die Einberufung der Reservisten in zahlreichen Militärbezirken von Moskau, Kiew und Kasan erfolgen sollte.

Mitte Mai erging der Befehl zum Abtransport des 10. Armeekorps in Charkow, dem das 17. folgte. Aus den Reservebrigaden des Militärbezirks Kasan wurden zwei neue Armeekorps gebildet, und ebenso wurde das 1. Armeekorps, welches sich aus dem Bezirk Petersburg rekrutiert, zum Abgang nach dem Kriegsschauplatz bestimmt.

Um die Leistungsfähigkeit der Sibirischen Eisenbahn, welche diese Truppentransporte erforderte, zu steigern, bot der Verkehrsminister Chilkow seine ganze Energie auf. Er ließ viele neue Ausweichgeleise herstellen, um die Zahl der Züge vermehren zu können, und übergab die Arbeiten an dem noch unfertigen Teile der Bahn, welcher um den Baikalsee führt, Unternehmern, denen hohe Prämien versprochen wurden, falls sie den Bau der Bahn vor der festgesetzten Zeit vollendeten. Zur Verstärkung des Personals wurden Beamte von andern Eisenbahnen herangezogen und ebenso Maschinen und Wagen. Unaufhörlich floß der Strom von Menschen, Kriegsmaterial und Lebensmitteln aus dem europäischen Rußland nach dem fernen Osten.

Die Abfahrt eines russischen Regiments nach dem Kriegsschauplatz schildert ein Augenzeuge folgendermaßen: „In Strelna, einem 20 Kilometer von Petersburg entfernten Städtchen, war eines Tages bekannt geworden, daß am Abend das Kaspische Regiment auf der Fahrt nach dem fernen Osten durchreisen würde. Lautes Hurrageschrei, das um $7^1/_2$ Uhr abends ertönte, verkündete, daß soeben ein Militärzug die Station passiert habe. Nun eilten die Säumigen alle zur Bahn, um den nächsten Zug zu sehen, denn ein Regiment auf Kriegsfuß zählt ungefähr 4000 Mann und kann natürlich in einem Eisenbahnzuge kein Unterkommen finden. Fast ein jeder der vielen Tausenden, die auf dem Bahnhof versammelt gewesen sein mögen, hatte eine Liebesgabe in der Hand, mit der er den durchreisenden Soldaten eine Freude machen wollte. Was war da nicht alles vertreten! Einige Damen hatten Handtücher, andere Hemden für die Soldaten; die meisten waren mit Päckchen Zigaretten und Zündhölzern versehen. Man sah große Körbe mit Päckchen Zucker und Tee, auch Bonbons in Blechbüchsen, Kringel auf die Schnur gereiht, Brot, Würste u. a. Ein einfacher Arbeiter hielt einige Pfund Schwarzbrot, in Scheiben geschnitten, in der Hand, eine Frau aus dem Volke, die nicht mit leeren Händen dastehen wollte, schickte ihren kleinen Sohn rasch in die Bäckerei, um Weißbrot zu kaufen, kurz ein jeder bemühte sich nach Kräften, sein Scherflein beizusteuern. Ein Herr aus dem Publikum ging mit einer Soldatenmütze, die aus dem vorher durch-

gefahrenen Zuge verloren worden war, den Bahnsteig entlang und sammelte Geld für die Soldaten, um es einem Offizier des erwarteten Zuges zur Verteilung zu übergeben. Schnell füllte sich die Mütze mit den verschiedensten Geldsorten, angefangen von der bescheidenen Kupfermünze bis zum Silberrubel, sogar Dreirubelscheine wurden mehrfach gegeben. Da ertönt ein Glockenzeichen, alles stellt sich in Positur, der Zug fährt in die Station ein. Gendarmen und Bahnwächter haben genug zu tun, um das Geleise von allen denen frei zu machen, die auf dem Bahnsteig keinen Platz gefunden haben. Der Zug fährt aber so langsam, daß kaum ein Unglück passieren kann. Angehalten wird nicht, das darf nicht geschehen, aber um dem Publikum die Möglichkeit zu geben, seine Gaben zu überreichen, wird die Fahrt so verlangsamt, daß es den Anschein hat, als wolle der Zug jeden Augenblick stehen bleiben. Alle Häupter haben sich entblößt, und jeder beeilt sich, den Soldaten, die meist auf dem Boden des Wagens mit herabhängenden Beinen dasitzen, sein Andenken zu überreichen. Wer nicht direkt an die ausgestreckten Hände oder die hingehaltenen Mützen der Soldaten herankommen kann, wirft seine Päckchen über die Köpfe der vorn Stehenden in die Wagen hinein. Vieles fällt daneben, wird jedoch sofort von dienstbeflissenen Händen aufgegriffen und weiter befördert. In einzelne Wagen werden ganze Körbe hineingeschoben, vielen Soldaten wird Geld in die Hand gedrückt. Dazwischen hört man immer die Mahnung der Bahnbeamten, nicht zu viel in die vorderen Wagen zu geben, damit die letzten nicht leer ausgehen. Den Offizieren, die in zwei Wagen zweiter Klasse fahren, werden aus schöner Hand Sträußchen überreicht, aus diesen sie wiederum einzelne Blumen zum Andenken unter das Publikum werfen. Sie sind meist ernst und traurig; einige stehen am Fenster mit ihren Frauen, die sie wohl bis Petersburg begleiten. Auch unter den Soldaten gibt es traurige Gesichter, und ein blondbärtiger stattlicher Unteroffizier hat sein Gesicht mit beiden Händen bedeckt und weint bitterlich — er denkt wohl an Weib und Kind daheim, und beim Anblick der vielen Frauen, die unter Tränen ihre Segenswünsche nachrufen, hat auch ihn die Rührung übermannt. Doch die meisten Soldaten sind frohgemut; als Antwort auf die vom Publikum geäußerten

guten Wünsche ertönen herzliche Dankesworte . . . Der letzte Wagen hat den Bahnhof passiert, der Zug fährt schneller und entschwindet den Blicken; noch lange aber tönt das Hurra, mit dem die vorbeifahrenden Krieger das Publikum begrüßten, noch lange hört man unterdrücktes Schluchzen, und nicht nur von Frauen und Kindern, auch starke Männer sieht man sich die Augen wischen . . ."

Der Zar besuchte die Truppen, welche nach dem Kriegsschauplatz abgehen sollten, in ihren Garnisonen oder besichtigte sie bei ihrer Durchfahrt durch Petersburg auf dem dortigen Bahnhofe. Bei diesen Gelegenheiten erteilte er ihnen seinen Segen und gab ihnen Heiligenbilder mit.

Der russische Soldat schreibt solchen Heiligenbildern im Felde und im Schlachtgetümmel eine wundertätige Kraft zu. Die orthodoxe Kirche hat zwar die Bilder von ihren Altären verbannt, ihnen dafür aber einen Platz an den Wänden und an den Pfeilern angewiesen.

Der Süditaliener erweist seinen lachenden Madonnen nicht mehr Verehrung als der Muschik seinem vom Alter geschwärzten Muttergottesbilde. Er zündet eine Kerze vor dem Bilde an und läßt sie niederbrennen, er grüßt es mit Kreuzeszeichen und vielen Verbeugungen; er opfert ihm sein erbetteltes Geld, um aus dem Erlöse Glasperlen und andern Zierat zu kaufen und es damit zu schmücken. In den Kirchen kann man Pilger sehen, welche nacheinander Hände oder Füße der Bilder küssen, so daß diese durch die Küsse der Gläubigen so abgenutzt werden, daß man sie von Zeit zu Zeit neu übermalen muß.

Es gibt in Rußland eine große Anzahl von Bildnissen, die als wundertätig verehrt werden. Selten finden sich Städte oder Klöster, die nicht ein solches aufzuweisen hätten. Je älter sie sind, je dunkler ihre Herkunft ist, desto größere Verehrung genießen sie. Viele sind, der Legende nach, auf wunderbare Weise entdeckt worden, von einigen heißt es, sie seien nicht von Menschenhand gemalt, andere sollen vom Pinsel des Evangelisten Lukas herstammen. An verschiedene dieser Madonnenbilder knüpfen sich Erinnerungen an das Ende einer Hungersnot, einer Epidemie oder an den Gewinn einer entscheidenden Schlacht.

Irgend ein heiliges Bild trug in den früheren Kriegen jeder Russe bei sich, welchem der Erfolg der Waffen zugeschrieben wurde. Besonders berühmt sind die Madonnenbilder zu Smolensk, Kiew und Kasan. Das letztere wurde in neuester Zeit durch diebische Hände entwendet und der kostbaren Juwelen beraubt, mit denen es geschmückt war. In zerhacktem und teilweise verbranntem Zustande fand man es später auf. Man kann sich die Aufregung und den Schmerz der orthodoxen Russen über diesen Vandalismus vorstellen.

Fast an das Heidentum erinnert die Vorstellung, die sich der russische Bauer von der Macht, dem Schutze und sogar von den Tücken seiner Heiligenbilder macht. Er fürchtet ihre Rache, sucht ihre Gunst zu gewinnen und schmollt mit ihnen, wenn sie sich seinen Wünschen nicht gefügig zeigen. Von diesen Heiligen sagt ein russisches Sprüchwort: „Dient er dir, so bete zu ihm, dient er dir nicht, so stelle ihn unter den Topf.“

Eine der Zimmerecken gehört jenen moskowitischen Hausgöttern; sie zuerst grüßt der Russe, wenn er eintritt.

Ein äußerst kostbares Heiligenbild, den hl. Andreas darstellend, erhielt Kuropatkin bei seiner Abreise nach dem Kriegsschauplatze vom Zaren zum Geschenk.

Wie jeder Armee, so war auch der russischen ein Heer von zweideutigen Geschäftsleuten und Abenteurern gefolgt, welchen besonders Niutschwang ein für ihre Unternehmungen günstig gelegener Platz zu sein schien. „Diese Schmarotzer,“ berichtete von dort ein französischer Journalist, „setzen sich aus allen Nationalitäten zusammen: Es gibt unter ihnen Schweizer, Deutsche, Belgier, Franzosen usw. Sie kaufen und verkaufen alles, Ochsen, Mehl, Pferde, Schnaps, Weine usw., und sind Lieferanten im großen und im kleinen. Endlich fehlt es auch, wie in allen Feldzügen, nicht an den sogenannten ‚Hyänen des Schlachtfeldes‘, nur daß diese jetzt nicht mit Messer und Revolver bewaffnet die Leichenfelder absuchen. Die ‚Hyänen des Schlachtfeldes‘ sind scheinbar menschenfreundlich geworden: sie sind Krankenwärter und Verwundetenpfleger und tragen das schützende ‚rote Kreuz‘ als Armbinde, weil in den Feldspitälern viele russische Offiziere sterben, die Geld in der Tasche

haben. Eine ganz besondere Spezialität des jetzigen Krieges sind die Händler mit Kriegsnachrichten. Diese rekrutieren sich meist aus Lieferanten, Marketendern usw., welche ihr Geschäft zur Ergänzung ihrer Warenvorräte häufig nach neutralen Städten und Häfen, wie Tschifu, Tientsin, Schanhaikwan usw. führt, wo sie den Spezialkorrespondenten englischer und amerikanischer Blätter für teures Geld die ‚neuesten Berichte' vom Kriegsschauplatz verkaufen. Und diese plumpen Lügen werden in alle Weltteile telegraphiert."

Ein außerordentlich buntfarbiges kriegerisches Leben und Treiben, welches sich mit jedem Tage lebhafter gestaltet, bot Liaujang dar, Kuropatkins Hauptquartier, und die zahlreichen Kriegskorrespondenten europäischer und amerikanischer Weltblätter, welche aus dieser Hauptquelle schöpften, fanden hier den Stoff zu manch stimmungsvollem Bilde, manch ergreifender Szene. Ein Russe selbst schrieb um die Zeit, wo die ersten Verwundeten von der Jaluschlacht in Liaujang eintrafen:

„In endloser Reihe zogen die zweirädrigen Karren einer nach dem andern nach dem Bahnhofe. Als ich den ersten Wagen begegnete, glaubte ich eine Gruppe aus Terrakotta vor mir zu haben, der Verwundete, das Pferd, die Begleiter — alles war mit einem dicken Schleier aus grauem Staube überzogen. Dahinter hielt die endlose, bis zu den fernsten Türmen von Liaujang reichende Reihe gleicher Gestalten. Um die Wagen drängten sich Ärzte, Studenten und barmherzige Schwestern, um die Verwundeten auf die bereitstehenden Bahren zu heben, deren viele von einem unterwegs angefertigten Blätterdach beschattet wurden. Man konnte sofort erkennen, wer schwer verwundet war: regungslos lagen sie auf den zweirädrigen Karren, völlig teilnahmslos gegen die Menge, die sie umdrängte, den Blick starr in den blauen Himmel gerichtet, der sich über ihnen wölbte.

‚Es macht dir Mühe zu gehen, lege dich lieber auf eine Bahre', höre ich neben mir die weiche Stimme einer barmherzigen Schwester, aus deren mitleidsvollem traurigen Blick man erkennt, daß sie zum erstenmal die Schrecken des Krieges sieht. — ‚Macht nichts, macht nichts, Schwesterchen, ich humple schon weiter, da sind andere, die viel eher eine Bahre nötig haben', antwortet fröhlich ein Schütze, der

Blick auf Port Arthur aus der Vogelperspektive.

Die Verteidiger auf den Werken von Port Arthur.

Offiziere der japanischen Belagerungs-Armee auf einem Rekognoszierungsritte vor Port Arthur.

Typus eines Sibiriers, der seine Mütze bis über die Ohren herabgezogen hat; er stützt sich auf einen krummen Ast und verzieht bei jedem Schritt das Gesicht vor Schmerzen — sein rechter Fuß schleift wie leblos nach. — ‚Sehen Sie doch den da, den sie gerade bringen' — flüstert mir mein Nachbar zu — ‚was für ein feines, kluges Gesicht, er muß ja furchtbar leiden. Ist denn das ein gewöhnlicher Soldat?' — Ich sehe mir die Bahre genauer an; der Verwundete ist ein junger Mann mit vornehmen Gesichtszügen; in seinen Augen stehen Tränen, wahrscheinlich hat er furchtbare Schmerzen, als er von der Karre auf die Bahre gehoben wird. Ich trete näher heran, die dreifarbige Schnur des Freiwilligen ist kaum unter der dicken Staubkruste zu erkennen. ‚Wünschen Sie etwas?' — ‚Wasser!' flüstert er mit heiserer Stimme. Ich führte ihm meine mit kaltem Tee gefüllte Flasche an die zusammengebackenen Lippen, er trank gierig. ‚Wo sind Sie verwundet?' frug ich ihn, als er getrunken hatte. ‚An der Wirbelsäule', antwortete er dumpf und schloß die Augen. Nach einigen Augenblicken öffnete er sie wieder weit und sagte mit gebrochener Stimme: ‚Ich habe eine Bitte. Ich lebe nicht mehr lange . . . meine Mutter lebt in Kiew . . . ich bin ihr einziger Sohn . . . ich habe ihre Adresse meinem Kompagniechef gegeben, damit er meine Mutter nötigenfalls vorbereiten kann . . . auf einmal erträgt sie es nicht . . . Er ist tot, er starb in meinen Armen . . . dort zu meinen Füßen liegt mein Mantel, in der Tasche steckt ein Brief an sie . . . ich habe ihn noch nicht abschicken können . . . die Adresse steht darauf, tun Sie ein gutes Werk . . .' Ich versprach ihm, alles was er verlangte, zu tun, suchte den Brief und wollte ihm die Hand geben, als er aufgehoben und in den Sanitätswagen getragen wurde, doch die Hand war nicht unter der blutigen Uniform zu sehen. Er lächelte traurig und flüsterte: ‚Ich kann Ihnen nicht einmal eine Hand geben, sie sind auch beide zerschossen.'

Die Türen der Sanitätswagen waren weit geöffnet, die Verwundeten wurden hineingetragen, ausgezogen, gewaschen, neu verbunden und dann in ihre Betten gelegt. Durch eine besondere Einrichtung war das Stoßen und Rütteln während der Fahrt in ein angenehmes Schaukeln verwandelt. Wie in einer Wiege! rief lustig ein Schütze,

der acht Kugeln, jedoch ohne ernstlich verletzt zu sein, erhalten hatte. Neben ihm lag ein anderer Verwundeter mit sonderbar fremdländischen Gesichtszügen; er sah fortwährend vor sich hin und drehte an einer Zigarette. Wer ist das? fragte ich einen Schützen und zeigte auf den Raucher. Ein verwundeter Japaner, der gefangen genommen worden ist, da oben liegt auch seine Mütze. Hierbei zeigte er auf ein nach französischem Schnitt gemachtes Käppi mit rotem Streifen und goldenem Stern als Abzeichen der Garde auf dem Deckel. Neben ihm der Mann kann Japanisch, sagte der Schütze. Von welchem Regiment ist der Japaner? fragte ich den Dolmetscher. Lächelnd antwortete dieser: Vom vierten Garderegiment. — Ist er schwer verwundet? — Nein, er hat einen Schuß in der linken Seite, er wird wohl am Leben bleiben. — Fragen Sie ihn, bitte, ob es ihm bei uns gefällt! — Der Dolmetscher beugte sich zu dem Verwundeten und wiederholte ihm die Frage. Lächelnd antwortete dieser: Jrossi, irossi! (Gut, gut.) — Fragen Sie ihn, wie sich die Russen schlagen. — Er sagt, daß man ihm früher gesagt hat, die Russen seien ebenso feige wie die Chinesen. Aber das ist nicht wahr: die Russen sind ebenso tapfer wie die Japaner. — Mühsam hatte der Japaner den Kopf zu mir herumgedreht und sah mich groß an, als wollte er noch die Wahrheit seiner Worte bekräftigen. Was muß das für eine Garde sein, wandte sich ein riesiger breitschultriger Schütze an mich, der wie ein Bär auf seinem Bett hockte, in der Erwartung, daß man ihn umkleiden sollte. Er ist mindestens einen halben Meter zu klein, bei uns könnte er nicht einmal Flügelmann der 12. Kompagnie sein: Man kann ihn aufspießen und seinen Eltern per Post in einem Kuvert zuschicken.

Achtung, der kommandierende General kommt! — und wenige Augenblicke später fuhr die elegante Troika des Generals Kuropatkin an der Rampe des Bahnhofs vor. Der Kutscher parierte kurz durch, die Kosakeneskorte, die hinter dem Wagen ritt, richtete sich aus und präsentierte — ein malerisches Bild, über dem die weißseidene, an einem mit dem russischen Kreuz aus Gold geschmückten Schaft befestigte Fahne flatterte. Schnellen Schrittes, mit der charakteristischen Bewegung der im Kampf gegen die Turkmenen verwundeten Hand,

ging Kuropatkin, gefolgt von seinem Stabe, auf den Bahnsteig, die ihn umdrängenden Offiziere und Soldaten freundlich grüßend. Im ersten Wagen blieb der General bei einem von vier Kugeln verwundeten Schützen des 12. Regiments stehen. „Deine Vorgesetzten haben dich besonders gerühmt, wandte er sich an ihn und händigte ihm das Georgskreuz aus. Im Namen Seiner Majestät ernenne ich dich zum Georgsritter. Laß es dir gut gehen." — Ich danke ganz gehorsamst, Euer Exzellenz, sagte der Verwundete und nahm mit vor Freude zitternden Händen das blinkende Kreuz in Empfang. Er versuchte, sich zu erheben. — Bleib' liegen, rief ihm Kuropatkin zu. — Und wie fühlst du dich? fragte er einen anderen Verwundeten, dem der ganze Kopf verbunden war. — Ich danke, Euer Exzellenz, die Kugel aus dem Fuß ist heraus, nur unter dem Auge sitzt noch eine fest, antwortete ruhig der Schütze.

Im nächsten, einem Offizierwagen, lag zunächst der Kapellmeister vom 11. Regiment, der während des Angriffs die Nationalhymne dirigiert hatte, bis ihm eine Kugel durch beide Beine ging. Der Höchstkommandierende richtete einige Worte an ihn und trat dann zu dem schwer verwundeten Kapitän Kusmynski desselben Regiments. — Nun, wie geht es Ihnen? — Ich danke, gut, Euer Exzellenz! Ich kann nur nicht schlafen. — Das sind die Nerven: schonen Sie sich, so tüchtige Offiziere wie Sie, können wir gebrauchen. — Als Kuropatkin weiter ging, sah ich in den Augen des Kapitäns Tränen schimmern, und mit zitternden Händen versuchte er das Schächtelchen, das den vom General überreichten Orden enthielt, zu öffnen. Der nächste Wagen war ein Wagen dritter Klasse, worin die Verwundeten in drei Etagen übereinander lagen. Kuropatkin rief einen, dem das Kreuz verliehen war, beim Namen, er antwortete hoch oben von der Decke her; die Schwester stieg auf eine Leiter und befestigte ihm den Orden am Hemd. Ist Romitschew hier? fragte Kuropatkin. — Hier, Euer Exzellenz! erscholl es aus der Mitte des Wagens. — Guten Tag, alter Kriegskamerad, weißt du, daß wir schon einmal zusammen gekämpft haben? — Jawohl, Euer Exzellenz, bei Geok Tepe; ich stand damals im Regiment Stawropolsk. — Im Namen Seiner Majestät ernenne ich dich zum Ritter des Georg-

kreuzes! Der General umarmte und küßte den Verwundeten. — Exzellenz, flüsterte der Adjutant vom Dienst, er hat schon das Kreuz vierten Grades. — So erhält er den dritten Grad am Bande. Schreiben Sie es sich auf.

Schon hörte man vom andern Ende des Wagens her wieder Kuropatkins Stimme. „Ich danke dir für deine Dienste, mein braver Junge. Hoffentlich wirst du bald gesund." — So hatte er für jeden Verwundeten ein freundliches Wort, auch den Japaner vergaß er nicht, dem er durch einen Dolmetscher seine Anerkennung für die Tapferkeit der Japaner aussprechen ließ. Als ich in das Georgshospital kam, lag ein Leutnant vom 12. Schützenregiment, der einen Schuß in den Unterleib erhalten hatte, im Sterben. Trotz seiner furchtbaren Leiden hatte er soviel Willenskraft, einen Abschiedsbrief an seine geliebte Schwester zu diktieren, die nach seinem Tode völlig allein in der Welt stand, dann starb er bei vollem Bewußtsein. Wie schlafend lag er da, in den gefalteten Händen die ersten Blumen des Frühlings haltend, die ihm die barmherzigen Schwestern gepflückt hatten. Ich setzte mich an das Bett eines schwerverwundeten Artillerieoffiziers, den ich schon von früher her kannte. Wie fiel Oberst Murowski? fragte ich ihn. — Wie ein Held! Als die Pferde seine Batterie beim Rückzuge nicht mehr fortschaffen konnten, ließ er halten, abprotzen und eröffnete von neuem das Feuer. Bald waren alle Bedienungsmannschaften gefallen, da begann Murowski selbst die Geschütze zu laden und abzufeuern. Als sich die Batterie verschossen hatte, nahm er die Verschlüsse heraus und zerschmetterte sie an den Felsen. Die wenigen Leute, die noch lebten, beschworen ihn, zurückzugehen. Kinder, rettet ihr euch, ihr habt eure Pflicht getan, ich bleibe, wo meine Batterie ist. Im selben Moment brach er, von mehreren Kugeln durchbohrt, zusammen. Ähnlich fand den Heldentod Oberstleutnant Razewski, dessen Bataillon, das fünfte vom 11. Schützenregiment, völlig aufgerieben war. Als ich das Lazarett verließ, fuhren noch immer die Wagen in endloser Reihe herein."

Nordwestlich von der Stadt erhebt sich eine Pagode, ein uraltes Denkmal mandschurischer Tapferkeit, und schaut herab auf die dichtbevölkerte Chinesenstadt, das schmutzige Russenviertel, auf die Eisen-

bahnwagen des Hauptquartiers, das Paradefeld, die Regimentslager und die Flagge des Roten Kreuzes, die zwischen den Bäumen über den Hirsefeldern weht. Zu Füßen der Pagode befindet sich ein kleiner Platz, auf welchem eine russische Militärkapelle Rubinsteinsche und Tschaikowskysche Stücke, slawische Weisen und Märsche spielte. Dort waren Tische und Stühle aufgestellt. „Wenn das Türkisblau des Zwielichts dunkler geworden ist," schreibt ein englischer Kriegskorrespondent, „treffen wir hier die Offiziere, die im Hauptquartier weilen, erfahren von ihren Kämpfen und sprechen über den Krieg und über die Kriegsführung. Wir bewillkommnen die Neuangekommenen oder wünschen den Scheidenden, die an die Front gehen, Glück. Hier kommen wir in nahe Berührung mit Divisionsgenerälen und rosigen Unterleutnants von den Militärschulen. Hier traf ich auch Leutnant Rebasow, der mit seinen 23 Jahren schon ein Held ist. Mit einer Abteilung von 12 seiner Leute unternahm er vor 2 Wochen eine Streifexpedition. Plötzlich war die kleine Abteilung Russen von einer Schwadron Japaner unter einem Major umzingelt und abgeschnitten. Die Kundschafter schwenkten ab und durchbrachen die feindlichen Reihen. Der japanische Major verfolgte sie und schwang seinen Säbel gegen den Kopf Rebasows. Der Russe kroch am Rumpfe seines Ponies entlang, wich dem Hieb aus und führte gegen seinen Gegner einen Stoß nach oben, bei dem die Schneide seines Schwertes sich auf den Halswirbeln des Majors abstumpfte. Der Japaner sank tot vom Sattel. ‚Es ist ein steifnackiges Volk, die Japaner,' meinte Rebasow und zeigte mir die Kerbe auf seinem Schwerte. Aber das Tagewerk des jugendlichen Leutnants war noch nicht vollendet. Sein Unterquartiermeister war vom Pferde geworfen, schwer verwundet und durch die Brust geschossen. Rebasow fing das Pferd des toten Japaners ein, setzte seinen Wachtmeister darauf und ritt auf die Eisenbahnlinie zu. . . . An seinem Degengehenk schwingt eine Trophäe, die Degenquaste des japanischen Majors, und daneben die russische rote Medaille für Tapferkeit. Noch andere, furchtbarere Geschichten werden im Abendlicht flüsternd an den Tischen erzählt. Ein Offizier, dessen Aufrichtigkeit nicht zu bezweifeln ist, hat zwei tote Kosaken gefunden, deren Kehlen durchschnitten und deren Zungen

herausgeſchnitten waren, und auf ihrer Bruſt fand man rohe Darſtellungen der Embleme auf ihren Achſelklappen. Aber dieſe Taten ſind von den Chunchuſen verübt. So traurig dieſe Beweiſe der Barbarei ſind, allgemein herrſcht doch das Gefühl vor, daß die Japaner achtunggebietende Feinde ſind. General Kuropatkin nennt ſie in einem Heeresbefehl ‚unſere tapferen Feinde‘. Die Offiziere erkennen ihre Tapferkeit und Ritterlichkeit an. Als die Nachricht von der japaniſchen Beileidsäußerung beim Verluſt des ‚Petropawlowsk‘ hierherkam, ſtand ein Offizier auf und brachte einen Toaſt auf den Feind aus; er wurde von den Soldaten des Zaren aufrichtig aufgenommen und durch einen Trunk bekräftigt . . .“

Dem Engländer, der hier beim Klange der Regimentsmuſik den Erzählungen ruſſiſcher Offiziere lauſcht, ſchweigt aus guten Gründen über die ſchmale Koſt, mit der er jedenfalls hat fürlieb nehmen müſſen, denn tagelang gab es in Liaujang kein Fleiſch. Wenn es im Hauptquartier ſelbſt an dieſem wichtigen Nahrungsmittel fehlte, ſo kann man danach ſchließen, wie es anderswo um die Verpflegung beſtellt war. In Briefen, die ruſſiſche Offiziere an ihre Familien ſchrieben, ward denn auch hierüber bitter Klage geführt. Eine äußerſt ſcharfe militäriſche Zenſur verbot ihnen zwar, unangenehme Dinge nach Hauſe zu melden, doch wußten viele ſich dieſer Maßregel zu entziehen, indem ſie ihre Briefe Durchreiſenden anvertrauten. Ein alter Offizier, der aus Charbin kam, erzählte: „Von der Unordnung, die dort herrſcht, macht man ſich ſchwer einen Begriff. Im Charbiner Spitale habe ich eine Menge Patienten gefunden, doch waren von ihnen bloß vier verwundet. Die anderen litten an allen Krankheiten. Und dabei wird in offiziellen Berichten behauptet, der ſanitäre Zuſtand ſei vortrefflich. Ich fragte einige Soldaten nach der Urſache ihrer Krankheit. Sie antworteten, daß ſie infolge von Erkältung und ſchlechter Koſt magenleidend ſeien. Sie mußten tagelang bis an die Bruſt im Waſſer ſtehen, um den Chunchuſen aufzulauern, und dabei erhielten ſie als einzige Nahrung rohen mandſchuriſchen Mais. Ich hatte Gelegenheit, einige Depots zu unterſuchen, und fand darin ſo verfaulten Hafer und Korn, wie ich desgleichen während meiner 40jährigen Dienſtzeit, ſelbſt im letzten türkiſchen Kriege, nicht

gesehen habe. Ich sah auch Artillerieoffiziere, die das erhaltene Heu untersuchten. Sie nahmen eine Handvoll Halme, und da sich diese als Rohr erwiesen, warfen sie sie dem Intendanten zu Füßen und entfernten sich. Wenn der Kaiser wüßte, wie es bei der Armee zugeht! Aber er weiß nichts. Es wird vor ihm alles geheim gehalten. Sie können sich nicht vorstellen, wie streng die Zensur gehandhabt wird." . . .

Am 1. Mai hatte General Kuroki den Übergang über den Jalu erzwungen und die Russen bei Kiulientscheng geschlagen. Er verfolgte dieselben in der Richtung auf Föngwangtschöng. Auf dem Wege dorthin kam es zu einigen Kavalleriegefechten, wodurch die siegreiche Armee jedoch nicht aufgehalten werden konnte. Der Weg, den die Russen genommen, war durch die rauchenden Trümmer der chinesischen Häuser und Weiler bezeichnet. Am 16. Mai wurde Föngwangtschöng durch eine japanische Infanterieabteilung ohne Widerstand besetzt. Vorher hatten die Russen das Magazin in die Luft gesprengt, aber eine große Menge Lazaretteinrichtungsstücke zurückgelassen, die nun den japanischen Lazaretten zu gute kamen. General Kuroki schlug in Föngwangtschöng sein Hauptquartier auf und befestigte den Ort stark, um ihn vor Überfällen zu bewahren, denn er war von bedeutender strategischer Wichtigkeit. Hier laufen nicht nur die aus Korea kommenden Straßen zusammen, auch die kürzeste Verbindung von der Jalumündung führt hierher. Für die weiteren Operationen der ersten Armee war Föngwantschöng ein Hauptstapelplatz, dessen Bedeutung noch dadurch erhöht wurde, daß man eine Feldeisenbahn nach Antung baute und dadurch unmittelbare Verbindung mit der Koreabai gewann.

Wie Rußland Truppen über Truppen aus Europa nach Ostasien entsandte, so schickte Japan auf dem Seewege Verstärkungen nach der Mandschurei. Tag für Tag wurden wenigstens 1000 Mann eingeschifft, und während in Dalny zur Belagerung von Port Arthur die schweren Geschütze gelandet wurden, und eine dritte Armee unter General Nogi zur Belagerung der starken Feste ausgeschifft wurde, so landete bei Takuschan, 40 Kilometer östlich von der Jalumündung, eine vierte Armee, um mit den Truppen der Generale Kuroki und

Oku gemeinsam gegen Kuropatkin zu operieren. Sie wurde die Takuschan-Armee genannt und stand unter dem General Nodzu, einem hervorragend befähigten Militär, der mit gründlichen strategischen Kenntnissen eine rastlose Tatkraft vereinigte. Am 16. Juni trat diese Armee den Vormarsch an, das Zentrum der beiden anderen Armeen bildend.

An der Eisenbahn von Süden nach Kaiping (Kaitschou) rückte General Oku vor, mit dem linken Flügel an die See gelehnt. Die Takuschan-Armee ging im Gebirge vor und lehnte sich an die östlich marschierende Armee Kurokis. In einer Frontbreite von 180 Kilometern näherten sich vom Jalu, von Takuschan und von der Liautung-Halbinsel her die japanischen Heeressäulen der russischen Mandschurei-Armee, ohne daß vorgeschickte Kosakenabteilungen, welche Kurokis rechte Flanke zu beunruhigen suchten, einen Stillstand herbeizuführen vermochten. Der Marsch war ein äußerst beschwerlicher; das ganze Land ist bedeckt mit Ketten großer und kleiner Hügel, die von Felsentälern und Gebirgsflüßchen unterbrochen werden. Die Pässe bieten bedeutende Schwierigkeiten; eigentliche Wege gibt es nicht, sie mußten erst gangbar gemacht werden, wobei sich die technischen Truppen der Japaner als Meister des Straßenbaues erwiesen. Die einzelnen Kolonnen hatten Abstände von 25—40 Kilometer, das zerrissene Gebirgsland und der Mangel an Seitenverbindungen verhinderte sie, sich gegenseitig zu unterstützen, solange sie in den Pässen steckten.

Gewöhnlich wurden nicht mehr als 10 Kilometer im Tage zurückgelegt, was nach deutschen Begriffen eine geringe Marschleistung ist, aber Bewunderung erregt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß in diesen Gebieten der größte Teil aller Verpflegung, sowie des Nachschubs dem Rücken der Tragtiere oder den Schultern der Kulis anvertraut werden mußte, von denen jede Division 6000 bei sich führte.

Die Märsche waren auf allen Straßen von Gefechten begleitet, bald größeren, bald kleineren, mit mehr oder minder bedeutenden Verlusten auf beiden Seiten. Zuweilen geschah es, daß die Japaner zurückweichen mußten, was dem General Kuropatkin willkommene Gelegenheit bot, die öffentliche Meinung in Rußland durch kleine

Siegesbulletins zu beruhigen. Überall jedoch gelang es den Japanern, die Russen durch Umgehung aus ihren Stellungen herauszutreiben, Schritt für Schritt auf den engen Gebirgspfaden vorzudringen und sich der Pässe zu bemächtigen. In der Gegend des Tschipalin-Passes gewann General Oku mit Nodzu Fühlung, wodurch die Verbindung dieser beiden Armeen hergestellt wurde. In Fenschuiling hatten sich die Russen durch Forts, Verschanzungen, Drahthindernisse und Verhaue befestigt. Gegen diese Stellung ging am 26. Juni ein Teil der Takuschan-Armee vor. Eine russische Schützenbrigade hielt die Stellung bis gegen Mittag, wurde jedoch von Infanterie und Kavallerie umgangen, und als es den Japanern gelang, eine Feldbatterie in den Rücken der Brigade zu bringen, ging dieselbe auf den Dalniberg zurück. Während der Nacht zum 27. fuhren die Japaner in der geräumten japanischen Stellung zwei Batterien auf, durch welche sie, als am Morgen gegen drei Uhr der Kampf wieder aufgenommen wurde, die russische Artillerie zum Schweigen brachten und die Russen zum allgemeinen Rückzug zwangen. Im Laufe des Tages fiel Fenschuiling in die Hände der Sieger.

Damit waren die Japaner auf der ganzen Kammhöhe des Gebirges Herren der Hauptpässe. Kuroki beherrschte den nördlichen Fenschuilingpaß (mit dem südlichen nicht zu verwechseln), den Palilingpaß und den Lanholingpaß. Nodzu hatte außer dem südlichen Fenschuilingpaß den Dalin- und den Tschigalinpaß in Besitz; Oku war bis Siunötschön, 18 Kilometer südöstlich von Haitscheng, vorgedrungen.

Der Aufmarsch war beendet und die drei Armeen hatten nun eine vorbereitende Frontstellung gegen Mukden, Liaujang und Haitscheng eingenommen. General Kuropatkin hatte in den letzten Junitagen alle in Liaujang entbehrlichen Truppen nach Süden dirigiert und die Hauptpunkte seiner Aufstellung an der Eisenbahn — Kaiping, Taschitzao und Haitscheng — befestigt.

Nun begannen schwere Kämpfe, in welche zunächst General Oku in den Tagen vom 5.—9. Juli bei Kaiping verwickelt wurde. Am Morgen des 5. Juli verdrängte er mit seinen Vortruppen 1700 Russen von einem Hügel und trieb mit seiner Hauptmacht die russische Ka-

vallerie zurück. Nach einem abermaligen siegreichen Gefecht am 7. Juli begannen die Japaner am 9. früh den Feind um Kaiping zu beschießen und besetzten eine erhöhte Stellung. Die Russen verloren ihre Positionen bei Kaiping, hielten aber noch einmal stand, bis sie gegen Mittag völlig in die Flucht geschlagen wurden. Russische Artillerie beschoß die verfolgenden Sieger, wurde aber um 3 Uhr nachmittags zum Schweigen gebracht. Hierauf besetzte General Oku Kaiping. Es war die südlichste der russischen Befestigungen an der mandschurischen Bahn, und die Japaner hatten damit einen wichtigen Stützpunkt an dieser Bahnlinie und im Flußtale des Liaho gewonnen. Zugleich war ihnen die Verbindung mit dem Meere gesichert, wodurch sie vor größeren Verpflegungsschwierigkeiten bewahrt wurden.

Das geschlagene Korps, welches unter General Stakelberg stand, nahm seinen Rückzug auf Taschikiao, 30 Kilometer nördlich von Kaiping, und über diesen Rückzug findet sich in russischen Zeitungen folgende Schilderung: „Im feindlichen Feuer gingen das 35. Ostsibirische Schützenregiment und ein Bataillon des 33. Regiments zurück, sie mußten die Enge von Kaiping passieren, das nur für einen chinesischen zweirädrigen Karren in seiner Breite genügt, und doch wurde die Aufgabe glänzend gelöst. Diese Enge zeichnet sich durch eine außerordentlich wilde und malerische Natur aus, als ob ein Titan in einer Anwandlung mächtigen Zornes die zum Himmel ragenden Felsen übereinandergetürmt hätte, damit sie jahrtausendelang als Wahrzeichen göttlicher Kraft zum Himmel ragen. Dies launenhafte Spiel der Natur ist noch durch Menschenhände ausgebaut worden, indem man auf der Höhe der himmelanstrebenden Felsen einen Torbogen errichtet hat, dessen Architektur in keines der Systeme der Baukunst paßt. Man hat diesem Bauwerk die schauerliche Bezeichnung ‚das Tor des Todes' gegeben. Noch ein anderes memento mori blickt schweigend in das tiefe Felstal: ein Steindenkmal mit der Unterschrift in koreanischer Sprache: ‚Erdensohn, gedenke an dein letztes Stündlein.' Durch dieses schauerliche Felsentor führte unsere Rückzugsstraße, die auch die Bagagewagen und die Artillerie unbedingt benutzen mußten; es brauchte nur ein Rad zu brechen, ein Pferd zu stürzen, so war der Weg gesperrt und die nachfolgenden Truppen

dem vernichtenden Feuer der weit überlegenen japanischen Artillerie und Hotchkißgeschütze ausgesetzt.

Der Rückzug hatte begonnen. Die tiefliegenden neuen Geschütze, an deren Anblick wir uns noch gar nicht gewöhnt hatten, schienen mit der Mündung den Boden zu berühren; oft mußten die Mannschaften in die Räder greifen, um die schweren Kanonen weiter zu bringen. Dann kamen die Trains, zwischen denen hier und da die Flagge des Roten Kreuzes auftauchte. Ihnen folgten, von weitem schon an den Lanzen erkennbar, die sibirischen Kosaken; wie ein Moloch verschlang das Defilee eine Sotnie nach der anderen. Dann kam die Infanterie wie eine lange Schlange, die Bajonette glitzerten wie Schuppen im Sonnenlicht. In sonderbarem Kontrast hallte der Kehrreim des Marschliedes von den Bergen zurück: ‚Wehe, wehe den Japanern, wenn wir in Korea sind!' Da blitzt es von den Höhen, zischend fährt ein Schrapnell durch die Luft und platzt gerade über der Kolonne. ‚Ach, japanische Brüderchen, ihr schickt uns Gäste!' scherzt noch ein Kompagniewitzbold, da erschallt auch schon der unvermeidliche Ruf: ‚Krankenträger!' und um einen Toten oder Verwundeten bildet sich eine Gruppe. Doch schon bricht sich der unverwüstliche Humor des Russen wieder Bahn, und ein neues Marschlied wird angestimmt. Ich halte und lasse die Kolonne vorbeimarschieren. Die gutmütigen Gesichter der Kosaken sind erhitzt und mit Schweiß bedeckt. Glühend brennt die Sonne vom Himmel herab, die kahlen Felswände strahlen eine entsetzliche Hitze aus. In unserem Rücken wird es lebendig. Deutlich heben sich von dem gelben Sande die schwarzen Uniformen der japanischen Artilleristen ab. Der Gegner schießt mit Granaten. Große Staubwolken bezeichnen die Stelle, wo sie aufgeschlagen sind. Die Japaner schossen heftig und eilig, doch wurden sie durch Salvenfeuer abgewiesen. Um 11 Uhr war die letzte Tineika verschwunden, doch Baron Stackelberg befahl, noch so lange mit der Artillerie in Stellung zu bleiben, bis die Kolonne einen Vorsprung gewonnen hätte. In diesen letzten Augenblicken des Kampfes fiel Graf Nirod, einer unserer fähigsten Generalstabsoffiziere, der soeben von der Generalstabsschule entlassen war. In dem Augenblick, als er auf einer Meldekarte das Abrücken der Batterie niederschrieb, wurde er von dem Spreng-

stück eines krepierenden Schrapnells getroffen und sofort getötet — der dritte aus dem Geschlecht der Grafen Nirod, den die Totenlisten des Krieges gegen Japan bereits nennen."

Der furchtbaren Hitze, welche in dem vorstehenden Berichte vorübergehend erwähnt ist, widmet Nemirowitsch Dantschenko, den wir schon mehrfach zitiert haben, eine ausführlichere Klage, wenn ihn auch seine dichterische Phantasie verleitet haben mag, die Farben etwas zu grell aufzutragen. „Ich war während der Hundstage einmal in Marokko," sagt er, „ich bereiste im Sommer Transkaukasien und Persien, ich habe die sengende Hitze Andalusiens gefühlt — aber nie habe ich etwas empfunden, was der mandschurischen Hitze gleichkäme. Hier scheinen Sonne und Himmel die grausamsten Feinde zu sein. Furchtbar glänzt die erstere, ein Symbol des unversöhnlichen Grolles; unbarmherzig umfaßt sie die glühende Bläue des Himmels und scheint uns zu sagen: ‚Vor mir verbirgst du dich nirgends!' Und unten ist alles glühend, trocken, giftsprühend. Man stützt das Haupt an einen Felsen — und die Handfläche wird versengt; man läßt sich auf den grauen Vorsprung eines Gesteins nieder, und man glaubt auf glühendes Eisenblech geraten zu sein; man setzt sich aufs Pferd, um abzureiten — in einer halben Stunde ist der Sattel wie brennender Stoff. Man trinkt Feuer in der Luft, die man einatmet, die Augen werden durch grausamen Schein geblendet, es saust in den Ohren, das Herz dehnt sich . . . Man spürt es noch eine Minute, und man bricht zusammen, besiegt durch die entsetzliche mandschurische Hitze. Und vor kurzem mußten in solcher Hitze die Soldaten wandern, mit einer Last von 80 Pfund schwerer Munition auf den Schultern! Und seht euch sie nur an: sie waren schon vor der Schlacht von diesem unbarmherzigen Himmel geschlagen, von der Sonne und vom Durst zu Tode gequält. Alle werden schwach, überströmen von Schweiß . . . Man darf doch die Positionen nicht verlassen; man möchte zum Brunnen gehen, aber man darf nicht, sonst verrät man die Kameraden, die sich unter der Schanze befestigt haben — der Feind ist wachsam . . . Das Gehirn schmilzt unter der Schädeldecke. Etwas Grelles, Blendendes, Unbeständiges blinkt von der lichtdurchtränkten Ferne entgegen. Stimmen werden vernehmbar, Stimmen aus dem glänzenden Feuerab-

grund . . . Und sie rufen, sie locken . . . Sehet was dort hinter dem dürftigen Wäldchen vorgeht. Auf einem grünlich schimmernden Gräserhaufen liegen Körper. Es sind vom Sonnenstich getroffene Soldaten. Das Gesicht rot, aufgedunsen, der Mund weit geöffnet, als ob er nach Luft schnappte — und die ist doch auch todbringend, miasmenbergend —, die Augen blutunterlaufen, erweitert. Die Hände sind entkräftet, die Füße zittern konvulsivisch . . .“

## Vierzehntes Kapitel.

Marquis Oyama übernimmt das Oberkommando. — Die Schlacht am Motienpaß. — Nächtliches Handgemenge. — Japaniſcher Sieg bei Sihujan. — Vornehme Ruſſinnen als Krankenſchweſtern. — Die Regenzeit. — Ein Marſch im Regen. — Liaujang im Regen. — Bei den ruſſiſchen Vorpoſten. — Inſektenplage in der Mandſchurei. — Ein friſcher Warentransport angekommen! — Erzählungen eines ruſſiſchen Leutnants.

Der Mikado hatte den Marquis Oyama zum Feldmarſchall ernannt und ihm das Oberkommando über die drei Armeen in der Mandſchurei übertragen. Dem Marſchall war als Chef des Generalſtabes Baron Kodama beigegeben, welcher ſich bereits im Kriege gegen China als Stabschef des Marſchalls Yamagata hervorgetan hatte, ſpäter zum Vizekriegsminiſter ernannt wurde und gleichzeitig einige Jahre lang den wichtigen Poſten eines Gouverneurs von Formoſa bekleidete.

Am 7. Juli reiſte Oyama mit den Generalen Kodama und Fukuſhima nebſt dem Stabe unter großen Kundgebungen der Bevölkerung Tokios ab. Die Stadt war geſchmückt. In der langen Straße zum Bahnhofe bildeten Deputationen von Bürgern, Studenten, Gewerkſchaften uſw. Spalier und gaben dem ſcheidenden Feldherrn ein begeiſtertes „Banſai" auf den Weg. Das ganze Volk vereinigte ſich in dem Ausdruck des Vertrauens in die Fähigkeit des Feldmarſchalls, den Krieg einem glücklichen Ende entgegenzuführen. Schon vor ſeiner Abreiſe hatte Oyama die Bewegungen angeordnet, durch welche die ihm unterſtellten drei Armeen den umfaſſenden Angriff auf das Heer Kuropatkins einleiten ſollten. Kein geringer Anteil an dieſen Entwürfen kam dem General Kodama zu, der als die eigentliche Seele der Kriegsführung galt. . .

Die große Straße nach Liaujang zieht ſich über den Hauptgebirgsrücken. Dort befinden ſich hintereinander drei große Päſſe;

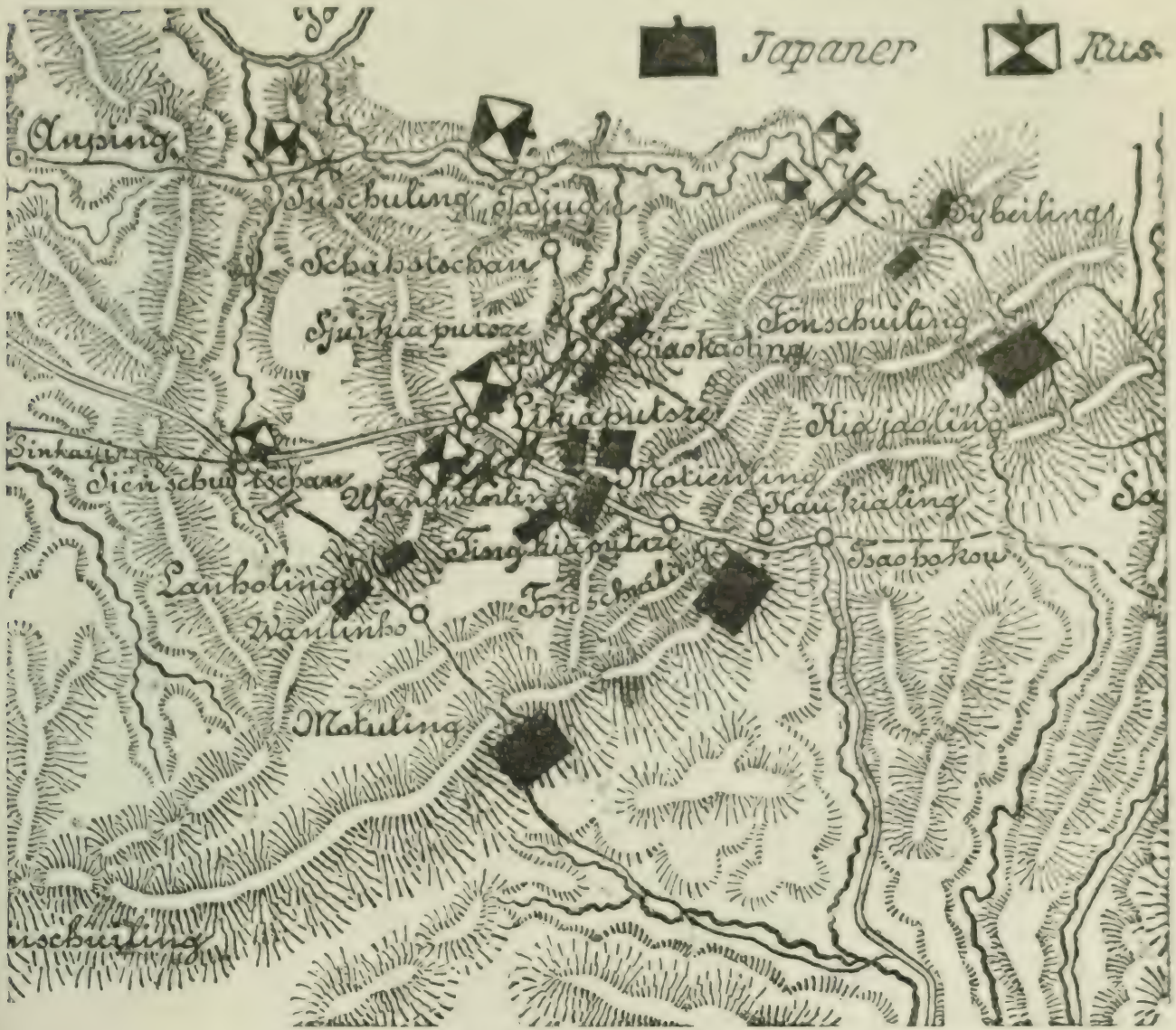
der Kaukialing-, der Fenschuiling- und der Motienpaß. General Kuroki beherrschte, wie bereits erwähnt, den Fenschuilingpaß, der 40 Kilometer südöstlich von Liaujang entfernt liegt.

Um sich über die Stärke der Kurokischen Armee zu unterrichten, unternahmen die Russen eine große Rekognoszierung gegen den Motienpaß. Den Oberbefehl führte General Keller, unter ihm standen die Generale Kaschtalinski und Rennenkampf, der Befehlshaber der Transbaikalkosaken. Im ganzen waren die Russen drei Divisionen stark. Der Vormarsch geschah in der Richtung auf Lianschanguan, in dessen Umgebung die Hauptstreitkräfte der Japaner gesucht wurden, während man ihre Vortruppen in den sechs Pässen vermutete, die sich in der Nähe von Lianschanguan befinden. Der Angriff der Russen sollte in drei Kolonnen erfolgen; die linke wurde gegen den Sykeilinpaß gesandt; die mittlere, unter General Kaschtalinski gegen den Siakaolinpaß und die Höhen beim Götzentempel und dem Ufanguanpaß; die rechte Kolonne sollte den Kreuzungspunkt besetzen, von welchem die Wege nach dem Sinkailin- und dem Lokolinpaß führten, und war bestimmt, Kaschtalinskis rechten Flügel zu decken. Am Abend des 16. Juli brachen die Vortruppen von Thawuan auf, und ein Bataillon vertrieb im Bajonettkampf eine japanische Feldwache bei dem erwähnten Kreuzungspunkte, worauf die Japaner sich aus den Pässen und dem Götzentempel zurückzogen. Die geräumten Stellungen wurden am 17. bei Tagesanbruch von Kaschtalinski besetzt. Bald darauf eröffneten die Japaner von der Höhe des Motienpasses aus mit bedeutenden Streitkräften und zahlreicher Artillerie ein heftiges Geschützfeuer. Kaschtalinski versuchte die Höhe zu nehmen und zog seine Reserven vor, aber er hatte keinen Erfolg und sah sogar seine in der Nacht besetzten Stellungen gefährdet. Zur Behauptung derselben stieß General Keller zur Kolonne Kaschtalinskis und schob aus seiner Gesamtreserve drei Bataillone vor, zog sich aber vor der japanischen Übermacht im Laufe des Vormittags in den Janselinpaß zurück. Gegen Mittag gingen die Japaner gegen die rechte russische Flügelstellung beim Janselinpaß zum energischen Angriff vor und zwangen nach dreistündigem Kampfe die Russen zum Rückzuge nach Thawuan.

Wir sind in der Wiedergabe dieser Kämpfe am Motienpaß in der Hauptsache dem Berichte Kuropatkins an den Zaren gefolgt. Die japanische Darstellung hebt eine Reihe verzweifelter kleiner Gefechte hervor, aus denen sich ergibt, daß die japanischen Vorposten mit großer Ausdauer ihre Stellungen behaupteten, indem sie Verstärkungen abwarteten und mit diesen dann gemeinschaftlich zum Gegenangriff schritten. So hielt z. B. die bei Hsiatatang aufgestellte Vorpostenkompagnie, obgleich sie von weit überlegenen Streitkräften angegriffen wurde, ihre Position den ganzen Tag über. Der Angriff war morgens 8 Uhr durch ein russisches Infanteriebataillon und eine Reiterschwadron erfolgt, und durch herangezogene Verstärkungen war die Infanterie bis auf ein Regiment angewachsen. Trotzdem hielt die Kompagnie Japaner hartnäckig stand. Alle Offiziere mit den meisten Mannschaften wurden getötet oder verwundet, aber die bereits Verwundeten kämpften weiter, bis Hilfe erschien und die Russen weichen mußten.

In der Nacht zum 17. war es im Motienpaß zu einem Handgemenge gekommen. Eine kleine japanische Abteilung hielt den Paß auf der Liaujang-Seite besetzt, und die Russen beabsichtigten, diese Abteilung gefangen zu nehmen oder niederzumachen. Die Abteilung bildete den am weitesten vorgeschobenen japanischen Posten, und da sie wußte, daß der Feind in beträchtlicher Stärke vor ihr stand, beobachtete sie die strengsten Vorsichtsmaßregeln, um sich gegen eine Überraschung zu sichern. Ungefähr 180 Meter von dem Hause entfernt, wo die Abteilung ihren Stützpunkt hatte, stand abseits der Landstraße eine Schildwache. In der frühen Morgendämmerung, als ein schwerer grauer Nebel alles umhüllte und die Dinge selbst auf kurze Entfernung unsichtbar machte, hörte die japanische Schildwache den gleichmäßigen Schritt marschierender Soldaten auf der Landstraße näherkommen. Die Schildwache glaubte, Japaner vor sich zu haben, und blieb ruhig. Bald jedoch entdeckte der Soldat, daß es Russen waren, und zwar, wie sich später herausstellte, ein Bataillon vom 10. Ostsibirischen Regiment, das bei Kiulienscheng so tapfer kämpfte. Der Anruf „Tomare, Tare Da!“ (Halt! wer da?) waren die letzten Worte, die der Wachtposten noch rufen konnte. Ein russischer Soldat

stand schon vor ihm und nahm ihn im nächsten Augenblick aufs Bajonett. Die japanischen Soldaten im Hause hörten jedoch seinen Anruf, und als keine Antwort erfolgte, vermuteten sie eine Überraschung, griffen




Die Schlacht am Motienpaß.

zu ihren Gewehren und stürzten aus dem Hause, das sie bereits von den Russen umringt fanden. Im halben Licht des aufdämmernden Morgens fand ein verzweifelter Nahkampf zwischen Russen und Japanern statt, in welchem Gewehrkolben und aufgepflanzte Bajonette furchtbare Arbeit taten. Die Japaner, die nur 36 Mann zählten,

kämpften mit ihrer wilden Tapferkeit. Fast der dritte Teil von ihnen war bereits gefallen, ehe die übrigen den Platz räumten und sich kämpfend auf die nächste japanische Abteilung zurückzogen. Die Russen drängten in scharfer Verfolgung hinter ihnen her, bis die Japaner durch zwei Kompagnien verstärkt wurden und nun ihrerseits zum Angriff vorgingen. Ein neues Handgemenge entstand jetzt. Die japanischen Offiziere stürzten sich, die Gebote der Klugheit völlig außer acht lassend, mit ihren zweiseitigen Schwertern in den Kampf. Ein japanischer Feldwebel köpfte mit einem Streich einen russischen Leutnant vollständig. Noch einen zweiten Russen schlug er nieder, aber im nächsten Augenblick gruben sich ein halbes Dutzend Bajonette in seine Brust. Als man seine Leiche nachher herausholte, wies sie 14 Bajonettwunden auf. Mit wilder Wut ging der Kampf um die wenigen Fußbreit Boden im Passe weiter. Eine Zeitlang war das Gewirr so groß, daß Feuerwaffen nicht gebraucht werden konnten, da jeder fürchten mußte, seine eigenen Landsleute zu treffen. Schließlich wurden jedoch die Russen zurückgeschlagen. Die Japaner hatten 18 Tote und 30 Verwundete, die Russen 35 Tote und 44 Verwundete. . .

Der 17. Juli brachte für Kuroki einen glänzenden Sieg. Seine Kavallerie streifte bis in die Nähe von Mukden. Die feindliche Armee wurde auf ihrem Rückzuge nach Thawuan durch 7 Bataillone mit 4 Geschützen gedeckt, die auf den dortigen Höhen Stellung genommen hatten. Die Rekognoszierung kostete den Russen 2000 Mann, die Japaner büßten 800 Mann ein. Auf russischer Seite war von den aus Europa herangezogenen Truppen ein Teil des 10. Armeekorps am Kampfe beteiligt gewesen.

Schon am 18. Juli begann General Kuroki den weiteren Vormarsch und folgte den Russen den Tschifluß (Taitsi) entlang. Er war ihnen so hart auf den Fersen, daß seine Vortruppen der feindlichen Nachhut zu nahe kamen, die mit 2 Bataillonen und 8 Geschützen plötzlich Kehrt machte und durch ein heftiges Feuer den Japanern schwere Verluste zufügte.

Bei Sihujan (Hsihoyeng) an der Straße nach Liaujang hatten die Russen auf den Anhöhen, welche den Paß und Abhang nach Osten beherrschten, eine starke Verteidigungsstellung eingenommen, gegen

welche Kuroki in der Frühe des 19. Juli vorrücken ließ. Es entbrannte ein Artilleriekampf, der auf beiden Seiten mit gleicher Heftigkeit geführt wurde. Nach mörderischem Kampfe drang gegen 5 Uhr nachmittags Kuroki auf die Höhen von Sihujan vor, während ein Teil seiner Truppen, der im Laufe des Tages einen steilen Bergpaß überschritten hatte, dem rechten Flügel der Russen den Rückzug verlegte. Um 8 Uhr abends befand sich Sihujan mit den umliegenden Höhen in den Händen der Japaner. Die geschlagene Armee floh in der Richtung auf Anping, das nur 20 Kilometer von Liaujang entfernt ist. Die von der Hauptmacht abgeschnittene Abteilung wurde gänzlich aufgerieben. Einen erschütternden Anblick boten die verlassenen Positionen inmitten der Schönheit des Sommerabends. An den Büschen wiegten sich prächtige Blüten und neigten die blütenschweren Häupter. Doch unmittelbar daneben hatte der Tod seine blutige Ernte gehalten, da lagen die Körper in Leichenstarre, vor allem Russen, von den japanischen Artilleriegeschossen zerrissen. Es waren 131 Mann auf dem Kampfplatz zurückgeblieben, während der Gesamtverlust 1000 Mann überstieg und der japanische Verlust die Hälfte dieser Ziffer erreichte.

Durch die mehrtägigen Kämpfe hatte sich Kuroki günstigere strategische Linien zum Vormarsch gesichert. Von Lienschankwan aus zieht sich ein langgestrecktes Tal hin, das sich dann zu einer sehr steil aufsteigenden Höhe von 1500 Fuß erhebt und den Motienling-Paß bildet. Dieser teilt sich in seinen Hauptzügen nach Norden und Nordwesten. Dahinter liegen Liaujang und Mukden. Auf beiden Straßen waren den Russen die vorteilhaftesten Verteidigungsstellungen entrissen worden . . .

Ehe wir dem weiteren Vordringen der siegreichen Japaner folgen, wollen wir, um unser Ohr von dem Donner der Schlachten ausruhen zu lassen, in das große Kriegsdrama einige kleine Zwischenakte einflechten.

Etwa 90 Kilometer südwärts von Liaujang befindet sich die Eisenbahnstation Taschitschiao. Hierher war von Liaujang der Stab einer russischen Division mit dem Divisionslazarett verlegt worden, um den kämpfenden Armeen näher zu sein. „Die barmherzigen Schwestern

sind fast sämtlich Frauen der in der Front fechtenden Offiziere," schrieb von dort ein russischer Berichterstatter. „Am Abend kann man sie sehen, wie sie nach den Mühen der erstickend heißen Tage Feierstunde machen und an der Treppe ihrer kleinen, weiß getünchten Häuser ihren Tee trinken. Dürftig und ärmlich genug ist ihre jetzige Häuslichkeit; und doch sehnt sich keine von diesen Regimentsdamen, verwöhnten Institutszöglingen und Petersburger Baronessen nach dem früheren Komfort zurück.

„Gritzko, wärmen Sie den Samowar auf, es ist ein Gast da!" so ruft eine dem Offiziersburschen zu. Sie trägt das Ordensgewand, das graue Kleid und das Umschlagetuch aus schneeweißem Linnen, das Hals und Kopf verhüllt. Der Gast, der eben vom Pferde steigt, ist mit Staub bedeckt, sein Anzug beschmutzt und abgenutzt. „Guten Tag! Wie geht es meinem Mann?" — „Es fehlt ihm gottlob nichts; er ist gegenwärtig auf Vorposten." — „O mein Gott!" . . . und beide schwiegen . . . Dem müden, sonnverbrannten Ankömmling mochte es wohl höchst behaglich scheinen, statt in einem chinesischen Dorf hier zu sitzen, einer jungen, liebenswürdigen Dame gegenüber, deren rosiges Gesicht mit den blonden, aus dem Umschlagetuch eigensinnig hervorquellenden Löckchen ihn an seine Lieben in der Heimat erinnert. Die Krankenschwester aber fühlte sich offenbar aufs neue von der Angst um ihr Teuerstes gequält, das sie nun wiederum in höchster Gefahr wußte. Sie kannte das; war sie mit dem Lazarett doch schon selbst dem Granatfeuer ausgesetzt gewesen, und jetzt konnte sie täglich sehen, wie man immer und immer wieder Tote und Verwundete ins Bahnhofsgebäude trug. Ihres Mannes Hauptmann und sein Regimentskommandeur waren auch darunter gewesen. Mochten viel oder wenig Bahnzüge kommen, die Verwundeten fehlten nie. Ein gräßliches Bild, wenn auch ihr Mann eine ganze Nacht hindurch vor Schmerzen stöhnen und dann am Morgen sterben müßte, wie sie dies unlängst in einem Krankenzimmer erlebt! Sie fühlt: der unselige Krieg zerrüttet ihre Nerven, er erstickt und tötet all ihr junges Glück. „Versprechen Sie mir, mich zu benachrichtigen, wenn mein Mann verwundet wird oder gestorben ist! Es wird mir leichter sein, wenn ich die Wahrheit weiß. Ich habe den Gedanken zu fassen ver-

sucht, daß er oder mein Bruder in diesem Kriege fallen wird, der so viele Opfer fordert."

Zum Häuschen trat nun noch eine andere Schwester, eine zierliche, schlanke Figur mit weißem Kopftuch und weißer Schürze. Sie hatte ein feingeschnittenes, hübsches Gesicht mit großen, strahlenden Augen. „Nun, haben Sie meinen Mann gesehen?" beeilt sie sich gleichfalls zu fragen, indem sie mit kummervollem Blick auf der kleinen Treppe Platz nimmt. — „Jawohl, vor drei Tagen habe ich ihn getroffen," antwortete der Gast. — „Wie geht es ihm?" — „Ja — es fehlt ihm nichts." Dieser flotte Offizier begreift, er kann nicht alles sagen, was er weiß, und er muß der in stillen Schmerz versunkenen Schwester berichten, wie ihr Mann aussieht, was er spricht und treibt, ißt und trinkt. — „Und wie geht es Ihnen?" fragt der Offizier, indem er aus den kleinen schmalen Händen ein Glas Tee entgegennimmt. — „Wir leben von einem Augenblick zum anderen. Wenn unsere Männer uns besuchen und wir sehen sie gesund vor uns, dann freuen wir uns über unser Glück — bis zum Wahnsinn. Aber — morgen sausen wieder die japanischen Granaten und pfeifen ihre Kugeln! Bald wird jedoch die Stunde schlagen, wo wir sie zu Boden werfen!" — „Bald wird der Sieg unser sein," antwortete der Offizier; er sprach nur das Wörtchen „bald" so sonderbar gedehnt . . . Beim Tee wurde der Gast gesprächig; er erzählte den Damen, wie die Kosaken in dunkler Nacht einen japanischen Transport überfielen, wie die Trainpferde stürzten und die Trainsoldaten gefangen genommen wurden. Dann schilderte er das Bravourstückchen eines Osseten, der sich in ein von den Japanern besetztes Dorf schlich und bei einem chinesischen Mütterchen sich versteckte. Als er sich erkannt sah, warf er sich auf ein Pferd und sprengte davon. Dann schlug er einer ganzen japanischen Schwadron, die sich zu seiner Verfolgung aufmachte, ein Schnippchen, indem er sein Pferd laufen ließ und auf einen Baum kletterte, unter dem die Japaner vorbeijagten. — Auch die Schwestern sprachen von ihrer Tätigkeit. „Der Krieg hat übrigens," so meinte die jüngere, schlanke der beiden, „doch eine Seite, die veredelnd wirkt: die Menschen treten ihrem Gott näher. Würden wir im Frieden uns so aneinander schließen, uns so hilfreich einander

annehmen? Wären wir den Gefühlen des Mitleids und der Aufopferung ebenso zugänglich? Es ist wie ein Feuer, das durch seine Flammen reinigt. Wer, wie wir, sieht, daß das Leben nicht einen Deut wert ist, der wird es erst richtig anwenden. Hunderte von Verwundeten gehen durch unsere Hände: wir üben an ihnen die Menschenliebe und lernen die Achtung vor dem niederen Volke; so können wir manche Schuld ausgleichen . . ."

Bald sollte die Stunde schlagen, wo auch diese Stätte barmherzigen Waltens und Wirkens von dem Toben des mörderischen Kampfes erreicht wurde. Ob die vornehmen Damen ihre Gatten jemals wiedergesehen haben? Ob der flotte Offizier der feindlichen Kugel entging? . . .

Die gefürchtete Regenzeit, von welcher die Mandschurei heimgesucht wird, blieb nicht aus, doch die Tage, wo des Himmels Schleusen sich auftaten, wechselten mit andern ab, an denen die Sonne ihre heißesten Gluten herabsandte. Wie toll sie es trieb, davon hat uns Nemirowitsch Dantschenko im vorigen Kapitel einen deutlichen Begriff beigebracht. Wir wollen uns das kriegerische Treiben bei strömendem Regen betrachten. Weite Ebenen verwandelten sich in Seen, aus denen die russischen Biwaks wie Inseln hervorragten; die Zelte boten keinen Schutz mehr und die Soldaten wurden bis auf die Haut durchnäßt. Die Beschwerden eines Marsches bei solchem Wetter veranschaulicht ein englischer Berichterstatter, welcher den Feldzug auf russischer Seite mitmachte, in folgender Weise: „Wer noch niemals einen mandschurischen Weg während und unmittelbar nach einem heftigen Regenfall gesehen hat, kann sich unmöglich eine Vorstellung von dem Zustand eines solchen Weges machen. An den meisten Stellen gleicht der Weg einem morastigen Flusse, der an steilen Stellen sogar starke Bewegung hat. An anderen Punkten, wo die Wasser von den höher gelegenen Stellen in den tiefer gelegenen Weg einströmen, bilden sich Schlammteiche, die den Pferden buchstäblich bis zum Bauche reichen. Sobald der Regen aufhört, saugt der Tonboden das Wasser unglaublich schnell auf. Der Weg verliert dann zwar die Ähnlichkeit mit einem Flusse, aber er wird noch schwerer passierbar, denn der schlüpfrige, teigige Lehmniederschlag

bedeckt verräterisch die Löcher im Boden, in welche die Wagenräder einbrechen, um wie in einer eisernen Falle festgehalten zu werden. Dieser Ton hängt in formlosen Klumpen an den Füßen der Menschen und an den Hufen der Pferde. Er ist geschmeidig wie Seife und klebrig wie Öl. An abschüssigen Stellen, und deren gibt es viele, bildet er eine Rutschbahn, auf der die Transporttiere einfach herunterrutschen, während die Karren und Wagen ihnen erbarmungslos die Hinterbeine zerschlagen. Der Schlamm umgibt Menschen und Tiere. Solange der Regen fällt, kann sich der Schlamm nicht an den Reisenden anklammern, denn dieser ununterbrochen niedergehende lauwarme Sommerregen der Mandschurei, mit seiner schweren erstickenden Atmosphäre und dem bleigrauen, tiefhängenden Himmel durchtränkt die Kleidung so, daß kein Regenmantel und kein wasserdichter Stoff von irgend welcher Wirkung ist. Während der Pausen zwischen den Regengüssen bleiben aber die Schlammteile an den Stellen hängen, die sie treffen. Kopf und Schultern sind gesprenkelt, aber tiefer unterhalb sind Reiter und Fußgänger mit einer dicken Schicht von lehmigem Schlamm überzogen, die sich, wenn die Sonne einige Zeit geschienen hat, wie ein Gipsüberzug ablösen läßt. Es ist in der Tat während des Regens oft schwierig zu unterscheiden, ob die Flüsse Wege oder die Wege Flüsse sind. Ein Wasserlauf kann in wenigen Minuten so anschwellen, daß er nur schwimmend passiert werden kann. Während dieses plötzlichen Anwachsens wird die Strömung aber oft so stark, daß die kleineren und schwächeren Zugtiere einfach umgeworfen werden. . . .

Das Gewehr hoch über dem Kopf haltend, sucht der russische Soldat seinen Weg durch solche Morastflüsse. Bald flucht er, bald singt er. Die Chinesen an den Wagen sind so hoch auf die Ladung heraufgekrochen wie eben möglich. Sie haben mächtige Schirme aufgespannt und schwenken ihre langen Peitschen, während sie durch schrilles Geschrei die Zugtiere anspornen. Plötzlich hört man einen Schrei, der weder Russisch noch Chinesisch ist. Ein Maultier ist gefallen und macht krampfhafte Versuche, sich über Wasser zu halten. Bei dem Versuch, das Tier zu retten, wird ein Chinese von der Strömung ergriffen. Wir sehen seinen Strohhut und seinen Schirm weg-

ſchwimmen, und wir ſehen ihn ſelbſt in ſeinem blauen Kleide folgen. In ſeiner Todesangſt zappelt er verzweifelt mit Armen und Beinen. Einige ruſſiſche Soldaten eilen dem Ertrinkenden zu Hilfe und fiſchen ihn endlich auf; er iſt bewußtlos, aber er lebt noch. Unterdeſſen ſind andere Soldaten bemüht, die gefallenen Tiere auf die Beine zu bringen, und während der ganzen Zeit rauſcht erbarmungslos der lauwarme, ununterbrochene dichte Regen herab. Auf der anderen Seite des Waſſerlaufes erwarten uns neue Qualen. Soldaten, Pferde, Wagenräder müſſen ſich durch eine Schlammaſſe von zwei Fuß oder mehr Tiefe ihren Weg bahnen. Keiner von uns hat auch nur einen einzigen trockenen Faden auf dem Leib, und nirgends iſt eine trockene Stelle, wo alle dieſe müden Leute und Tiere eine kurze Ruhe finden könnten.

Vorwärts ſchleppen wir uns, langſam und ſchwerfällig, in der Hoffnung, auf ein Dorf zu ſtoßen, aber es dauert lange, viel zu lange, bis wir endlich zwei oder drei kleine Häuſer entdecken. Ohne Umſtände nehmen wir Beſitz davon, und fangen an, unſeren Proviant auszupacken. Faſt alles verdorben! Das Brot iſt eine klebrige Maſſe, der Tee eine widerliche, ſchwarze, ſchlüpfrige Subſtanz, und das Fleiſch iſt mit Schlamm überzogen. Wir überreden die Chineſen, uns einige Eier und etwas Bohnenmehlſuppe zu verkaufen. Es iſt alles, was ſie haben. Nach dem Eſſen kommt ein Gefühl über uns, als hätten wir ordentlich geſchlemmt. Einer ſchlägt ein kurzes Nachmittagsſchläfchen vor, aber der Oberſt will nichts davon hören, denn wenn wir jetzt ſchwach werden, erreichen wir bis zum Abend unſer Ziel nicht." . . .

Wie es zur Regenzeit im Lager von Liaujang ausſah, führt uns ein ruſſiſcher Bericht vor Augen: „Dem Tempel des Lja-Miao gegenüber, in welchem die Kriegskorreſpondenten ihr Quartier haben, liegt ein Hohlweg, auf deſſen Sohle ſich ein kleiner, faſt völlig ausgetrockneter Waſſerlauf hinzieht. Es hat zwei Tage ununterbrochen geregnet, und als ich heute mein Haus verließ, traute ich meinen Augen nicht; ein mächtiger Fluß ſchoß durch den ehemaligen Hohlweg und ſchäumte faſt über die Ränder hinüber. Die breite Straße, die ſich durch das ruſſiſche Lager zieht, iſt auf 1½ km ein Moraſt ge-

worden, doch es wäre vergeblich, nach Wasser auszuspähen: Es ist eine klebrige, gelbe Masse aus aufgeweichtem Lehm, in der Menschen und Pferde bis ans Knie, die Wagen bis über die Achsen einsinken. Ein Rikschazieher, der so kühn war, die Beförderung meiner Person zu übernehmen, schleppt mühsam sein zweirädriges Gefährt durch den Schlamm und bleibt atemlos alle 10—12 Schritte stehen. Wir überholen einen Artillerietransport, der verzweifelt und ratlos trotz der schweren russischen Pferde stecken geblieben ist. Soeben ist eines der Pferde des vordersten Sechsgespanns gestürzt und sucht vergeblich in dem klebrigen Brei wieder hochzukommen. Ein Kosak steht daneben und hält es am Halse, damit es nicht im Schlamm erstickt. Das Wasser bildet auf den Plantüchern große Teiche, trotzdem haben sich die Soldaten, die in ihren durchnäßten Mänteln klappern, darauf gesetzt und drängen sich dicht aneinander; von ihren Mänteln ebenso wie von den Pferden steigt in Rauchwolken das verdunstende Wasser auf.

„Ist es nicht schön hier?" wandte ich mich an den Feuerwerker, der sich soeben von dem gefallenen Pferde nach mir herumgedreht hatte. „Nein, und durchkommen müssen wir. Was sollen aber auch unsere schweren Pferde in diesen Morästen der Mandschurei? Seit Mukden sind uns nicht weniger als sechs gefallen. Es wäre besser, man spannte Schweine davor," schimpfte er vor sich hin und versetzte seinem schweren Transbaikalier einen Hieb, daß dieser einen mächtigen Satz machte und eine Flut von Schlammtropfen auf mich niederprasselte. Vorsichtig zog ich mit meinem Rikschaführer an dem Transportführer vorbei, lavierend und suchend, daß ich nicht irgendwo in einem Loch umkippte. Kurz darauf begegneten wir zwei barmherzigen Schwestern in Gummimänteln und hohen Wasserstiefeln. Das „Gelee" reichte ihnen fast bis an die Knie, doch ohne sich darum zu kümmern, stampften sie tapfer weiter, die durchnäßten, kotbespritzten Kleider aufgerafft. Ein chinesischer Karren taucht vor uns auf. In die Gabeldeichsel ist ein riesiges Maultier eingespannt, an den Seiten ziehen zwei Pferde und drei Esel. Zum offenbaren Ärger des chinesischen Kutschers, der grimmig unter seinem komischen Strohhut hervorlugt und von Zeit zu Zeit einen Zug aus seiner

Pfeife tut, haben sich einige russische Schützen auf seinem Wagen eingerichtet.

Der Wagen hält und offenbar ist der Chinese bemüht, den Soldaten klar zu machen, daß die Last zu schwer ist und sie nicht weiterfahren können. Doch die biedern Schützen achten nicht auf seine Beteuerungen, klopfen ihm freundlich auf die Schulter und fordern ihn in dem wunderbaren Kauderwelsch, das sich im Laufe des Feldzuges in der Armee ausgebildet hat, auf, mit seinem originellen Sechsgespann es wieder zu versuchen: „Lieber Freund, du bist ein guter Kerl, fahre uns noch ein Stückchen vorwärts!" Der Mann fühlte sich geschmeichelt, knallte gewaltig mit seiner Peitsche, kräftig legten sich Pferde, Esel und das Maultier ins Geschirr, aber o weh, die riesigen, eisenbeschlagenen Räder rührten sich nicht einen Zentimeter vorwärts. Die Schützen sahen endlich ein, daß es vollkommen unmöglich war, die „Equipage" weiter zu benutzen; lachend und scherzend sprangen sie in den Schlamm, daß dieser hoch aufspritzte, und gingen zu Fuß weiter. Der mit einem Male erleichterte Wagen keuchte langsam hinter ihnen her. Dann kamen wir noch an einer Sotnie Kosaken vorbei. Natürlich verfehlten auch ihre Pferde nicht, mir ihren Gruß in Gestalt von einem schlammigen Sprühregen herüberzusenden. Da es trotz des Regens sehr heiß war, war die Luft sehr nebelig. Plötzlich jagten Reiter in schwarzen Mänteln, die Kapuzen hoch über den Kopf gezogen, quer über meinen Weg. Zunächst fielen mir ihre anscheinend englischen Pferde auf, dann ihr eigentümlicher Sitz und ihre kleinen Figuren. Im Nu jedoch waren sie schon wieder in östlicher Richtung im Nebel verschwunden. Ich zerbrach mir den Kopf, wer das gewesen sein konnte. So große Pferde hatten nur die Primorsk-Dragoner, die standen aber doch weit im Süden, beim General Samsonow. Einige Herren aus Kuropatkins Gefolge ritten zwar auch solche Pferde, dazu paßte aber wieder der Sitz mit den nach vorn gestreckten Beinen nicht. Sollten es am Ende Japaner gewesen sein? Natürlich, dafür sprachen ja auch ihre kleinen Gestalten. Es war sehr leicht möglich, daß unser bis zur Tollkühnheit unternehmender Gegner, im Vertrauen auf die bekannte russische Sorglosigkeit, sich unter dem Schutze des Regens

herangewagt hatte. Meine Vermutungen wurden am Abend bestätigt, da eine Offizierpatrouille in nächster Nähe von Liaujang ebenfalls die vier Japaner gesehen hatte."

Ein überaus hartes Leben hatten die Vorposten. Oft genug warteten die Russen vergebens auf die Ankunft frischer Lebensmittel, und wenn sie endlich eintrafen, hatte die Armee bereits ihre Stellung gewechselt. Das Brot war dann verschimmelt, und da die Zersetzung Gifte erzeugte, mußten ganze Ladungen verbrannt werden. Dann mußte man mit den elenden Lebensmitteln fürlieb nehmen, die nur mit großer Mühe von den chinesischen Bauern zu erlangen waren, denn sobald russische Truppen nahten, versteckten sie alles Eßbare. Die halb verhungerten Soldaten, schreibt ein französischer Kriegskorrespondent, stopften sich mit großen grünen Gurken voll und schlürften auf dem Bauche liegend, das faulige Wasser der Sümpfe, auf dem ein grüner Schaum schwimmt, in dem es von ekelhaften Tieren wimmelt. Nahrungsmittel und Getränke verpestet; die Dysenterie wütet! Keine Nahrung für die Pferde; abgemagert, verschlingen sie die Rohrstengel, aus denen die Zäune und die Dächer der elenden chinesischen Hütten gemacht sind. Keine Ruhe; die nächtlichen Alarmierungen, die Pferde zwei oder dreimal gesattelt und wieder abgesattelt; das unvermutete Zusammentreffen der Plänkler der beiden Heere; der Tod so vieler Jünglinge, die am Saume eines Wäldchens oder in einer Dorfstraße fallen, wie angeschossene Wölfe; die niederdrückende Melancholie der meilenweit sich dehnenden Felder, wenn der Regen fällt, fällt und immer wieder fällt, wenn die schützenden Zelte von Schlammwogen überflutet werden, die, zurücktretend, ganze Haufen von Schmutz und Fäulnisstoffen dalassen. Aber nicht alles ist traurig bei den Vorposten, man kennt dort Not und Hunger, aber zuweilen ißt man dort sehr gut, und manchmal amüsiert man sich sogar. Am 14. Juli gab es z. B. bei den Vorposten des I. Korps, vielleicht 4000 Meter von der am nächsten stehenden Schildwache des Feindes entfernt, ein Militärkonzert. Am Fuße eines alten koreanischen Turmes blies die Militärmusik drauf los, und die „schneidigen" Klänge schallten durch die Stille der mandschurischen Ebene, auf welcher der Tod Ernte hält. Die Japaner hörten sicher-

lich die Klänge der ruſſiſchen Militärmuſik. Eine Gemeinſamkeit des Lebens, eine Solidarität in der Feindſchaft, ein ſtändiger Austauſch von Beziehungen bildet ſich notwendigerweiſe zwiſchen den Vorpoſten der beiden Heere. Dieſe kecke ruſſiſche Muſik — die japaniſchen Schildwachen hören ſie und ſprechen davon. — Dieſer ruſſiſche Zug, der langſam in der Ebene vorwärtskriecht, um die vorgeſchobenen Korps des Heeres mit Lebensmitteln zu verſorgen — die japaniſchen Kanoniere erſpähen ihn, lauern, ob er ihnen nahe genug kommen wird, um ihm einige Granaten in die Flanken zu jagen. Bei ihren unaufhörlichen Scharmützeln machen ſich Ruſſen und Japaner fortwährend kleine Poſitionen ſtreitig: bald nimmt ſie der eine, bald der andere. Man beſichtigt die Orte, die der Feind noch einige Augenblicke vorher beſetzt gehalten hat; ſeine Lagerfeuer rauchen noch; man unterſucht die Säcke, das Gepäck, das er auf dem Platz zurücklaſſen mußte, man findet dort tauſend überraſchende Dinge. „Man behauptete," ſagen die ruſſiſchen Soldaten, „daß die Japaner nur Reis eſſen. Wie kommt es aber, daß man im Torniſter aller gefallenen, verwundeten oder gefangen genommenen Japaner einen kleinen Vorrat von Büchſenfleiſch und ein Stück Brot findet? Und wie hat man ſie mit allen für den Feldzug notwendigen Dingen ausgerüſtet! Jeder Soldat hat ein feinmaſchiges grünes Netz, in das er vor dem Schlafengehen ſeinen Kopf hineinſteckt. So kann er ruhen, ohne von den Stechmücken und von den Fliegen allzu ſehr beläſtigt zu werden."

Die zahlreichen Schwärme von Fliegen, Mücken und ähnlichen Inſekten, wie ſie in der Mandſchurei während der warmen Jahreszeit vorkommen, bildeten in der Tat eine furchtbare Plage für Menſch und Tier. Weder bei Tag noch bei Nacht hat man vor ihren Anfällen Ruhe, ſie verleiden einem das Eſſen, Schlafen, kurz jede Erholung. In manchen Gebieten iſt die Exiſtenz von Menſchen und Tieren ſo gut wie ausgeſchloſſen. Die Luft iſt da von den genannten Inſekten derart angefüllt, daß man den Eindruck hat, als ob ſich eine große, die ganze Gegend bedeckende Staubwolke ſtändig oberhalb des Bodens erhöbe. Um exiſtieren zu können, umgeben ſich die Truppen ſtets mit Lagerfeuern aus übelriechenden Düngerhaufen, womit ſie

sich wenigstens zur Not vor diesem zudringlichen, nimmermüden Feinde schützen. Entfernt man sich auch nur wenige Schritte von diesen Feuern, so ist die Benützung eines dichten Netzschleiers unentbehrlich, will man nicht vor Schmerz, Übelkeiten oder nervöser Aufregung krank zusammenbrechen. Denn diese Insekten dringen überall ein, in die Augen, Ohren, die Nase und den Mund. Selbst Pferde drängen instinktiv zu den rauchenden Lagerfeuern und gehen oft infolge der Überfälle der Insekten zugrunde. Die notwendige Benützung der Netze bringt andererseits viele Unbequemlichkeiten mit sich. Diese Netze verursachen ein starkes Schwitzen des darin eingehüllten Kopfes, das Atmen wird auch behindert, und die Folge davon sind heftige Kopfschmerzen. Das beste Mittel gegen dieses Ungemach war noch ein etwa eine Elle langer, dreiviertel Ellen breiter Sack aus Tüll, welchen man so über den Kopf gezogen trug, daß der runde Boden dieses Sackes auf der Kappe auflag, während das offene Ende bis über die Brust herabhing."

Für die zum Vorpostendienst kommandierten russischen Offiziere war es eine wahrhafte Erholung, wenn sie abgelöst wurden und nach dem Hauptquartier zurückkehren konnten. Der Petersburger Offiziersverein versah dieses mit allerlei Vorräten aus seinen Magazinen. Wenn ein solcher Warentransport in Liaujang eingetroffen war, drängte sich stets eine große Menge Menschen vor dem Gebäude, worin sich die Niederlage befand. Da waren Kisten aufgetürmt, welche Gummimäntel, Konservenbüchsen, Kleider, Wäsche und in Stroh verpackte Flaschen enthielten. Hunderte von Händen streckten sich nach dem Ladentische aus.

„Briefpapier und Zigaretten!" verlangt ein General.

„Mir Tee und Zucker!" ruft ein Leutnant.

„Haben Sie etwas mit, worin Sie den Zucker unterbringen können?" fragt der Verkäufer. „Tüten haben wir nicht!"

„Warten Sie, ich kaufe mir gleich einen Kissenüberzug, da können wir den Zucker hineintun!" antwortet der erfinderische Leutnant.

Leidlicher Wein, gute Konserven, entsetzliche Zigaretten, Zucker und Tee, alles wandert in den Überzug, den der treue Djenschtschik

(Burſche) an der Treppe des Magazins auf den Sattel ſeines Pferdes ſchnallt.

„Ich begegnete Offizieren," erzählt ein Petersburger Journaliſt, der eben auch ſeine Einkäufe gemacht hatte, „die neugekauftes Zaumzeug in der Hand tragen, aufdringlich bieten chineſiſche Träger ihre Dienſte an, werden aber mit einem energiſchen ‚Weg, gelber Lümmel' von den Burſchen fortgejagt."

Das Eintreffen des Transportes war ein Ereignis in Liaujang. Die Offiziere, die auf Vorpoſten alle Entbehrungen hatten durchkoſten müſſen, wochenlang in Zelten oder ſchmutzigen, chineſiſchen Fanſen genächtigt und kaum Gelegenheit gehabt hatten, die Wäſche zu wechſeln, konnten alles friſch haben: Kleider, Hemden, Fleiſch- und Gemüſekonſerven und ſogar eingemachte Ananas. Die Sachen waren gut und billig, beſſer und billiger als in den Läden Liaujangs. Viele Offiziere hatten keine Gummimäntel, überhaupt erwies ſich oft unſere aus Rußland mitgebrachte Ausrüſtung als unpraktiſch und unzulänglich. Das Klima und die Verhältniſſe in der Mandſchurei ſtellten ganz andere Anforderungen: Graue Uniformen, graue Mützen mit Nackenſchutz, hohe, waſſerdichte Stiefeln, deren Schäfte bei Regenwetter heruntergeklappt werden können, leicht transportable Traglaſten für Pferde, lange, waſſerdichte Umhänge, elektriſche Taſchenlaternen, Revolverkarabiner uſw. Auf dem Wege nach meinem Quartiere traf ich eine barmherzige Schweſter, die ſoeben aus Rußland angekommen war. Ich erkannte die alte Dame, die unter ihrer Haube mit dem Roten Kreuz bei der drückenden Hitze beinahe umkam, kaum wieder.

Unterwegs geſellte ſich ein junger Leutnant mit zartem Teint und großen mädchenhaften Augen zu uns, dem man gar nicht anſah, daß er ſeit Ende Mai faſt täglich im Feuer geweſen war. Er erzählte verſchiedenes aus ſeinen Erlebniſſen.

„Wenn jemand ſterben ſoll, ſo kann er ſeinem Schickſal nicht entgehen . . . Am 21. Juli ritt ich mit Kapitän Kaukin vom 1. Oſtſibiriſchen Schützenregiment vor, um die feindlichen Stellungen zu erkunden. Koſaken, die uns begegneten, fragten wir, ob ſie etwas vom Feinde in der Nähe geſehen hätten — ſie antworteten nein,

weiter vorwärts stände ein Kosakenposten. Wir hatten eben einen kleinen Hügel erstiegen, als eine Salve auf uns abgegeben wurde. Kaukin stürzte vom Pferde, eine Kugel hatte ihm den Schädel zerschmettert. Kaukin wurde, noch lebend, zurückgetragen, war aber tot, als er auf dem Verbandplatz eintraf. Jeden Tag wird jetzt heftig bei den Vorposten geschossen, die Japaner überschütten uns förmlich mit Schrapnells. Vor kurzem haben wir auch einen japanischen Spion erwischt, es war ein Generalstabsoffizier. Ich lag mit meiner Feldwache im Gebüsch versteckt, plötzlich sehe ich, wie sich der Gauljan vor mir bewegt und ein Mann gebückt hindurchschleicht. Ich schickte einen Unteroffizier mit 3 Mann ab, um ihm den Weg zu verlegen; der Unteroffizier packte ihn ins Genick, die Soldaten fesselten ihn und brachten ihn zurück. Er sah vollkommen aus wie ein chinesischer Bonse, nur war er glatt rasiert und trug keinen Zopf. Zwei Chinesen, die herbeigeholt wurden, schwuren anfangs, es wäre ihr Bonse. Als wir ihnen die Faust zeigten, gestanden sie, daß der Mann kein Wort Chinesisch verstand. Er wurde zum Baron Stakelberg geschickt, wo er sich als japanischer Offizier zu erkennen gab.

„Natürlich ist er erschossen worden?"

„Wahrscheinlich — ich weiß es nicht. Aber tollkühne Gegner sind die Japaner, das muß man ihnen lassen. Gestern hatte sich einer nachts in eine Batterie hineingeschlichen und auf den Posten geschossen, ohne zu treffen. Im Nu war er wieder verschwunden und alles Suchen nach ihm blieb vergebens." . . .

# Fünfzehntes Kapitel.

Japaniſche Strategie. — Feld- und Gebirgs-Artillerie. — Verhältnis zwiſchen dem japaniſchen Offizier und dem Gemeinen. — Artilleriekampf bei Taſchiſchiao am 23. Juli. — Kampf in der Nacht. — Siegreiche Gefechte des Generals Nodzu. — Flucht der ruſſiſchen Einwohner aus der Hafenſtadt Jnkou. — Eine Szene in Niutſchwang. — Die Kämpfe Kurokis bei Jnſchuliangſu und Jangtſuling. — Wilde Mordgier. — General Kellers Tod. — Heimkehr im Sarge. — Haitſcheng von den Ruſſen aufgegeben. — Rückblick.

Der Geiſt der japaniſchen Truppen, ihr Mut und ihre Tapferkeit kann jedem Heere zum Vorbilde dienen; ſie ſelbſt haben aber auch ein Vorbild gehabt und dieſem mit großartigem Erfolge nachgeſtrebt, — und dieſes iſt die deutſche Armee geweſen. Viele japaniſche Offiziere, die heute wichtige Kommandantenſtellen bekleiden, ſind auf deutſchen Kriegsſchulen und im praktiſchen deutſchen Heeresdienſt ausgebildet worden, und ſo kann man die japaniſchen Siege eine neue Probe auf die Durchbildung und Tüchtigkeit der deutſchen Armee nennen. Jn ähnlichem Sinne hat ſich General Kuroki nach ſeinem glänzenden Siege am Jalu ſelbſt ausgeſprochen. Jn der Truppenführung, beim Feuern mit Zielen, beim Aufklärungsdienſt, kurz in der ganzen Taktik hat ſich das japaniſche Heer als das getreue Abbild des deutſchen erwieſen. Selbſtverſtändlich hat die Kriegsführung der Japaner auch ihre beſonderen charakteriſtiſchen Züge, wie dies die nationale Eigenart und die Beſchaffenheit des Landes, in welchem der Krieg ſich abſpielt, naturgemäß mit ſich bringt.

Ein Hauptgrundſatz der Japaner iſt es, bei den Märſchen Schluchten und Täler zu vermeiden und hauptſächlich Gebirgspfade zu benutzen. Die Vorteile ſind augenfällig: Man braucht niemals Flüſſe zu überſchreiten, vermeidet die Gefahr, umgangen oder überfallen zu werden, und dem Gegner bleibt die Marſchrichtung verborgen. Jm allgemeinen marſchieren die Japaner ſehr langſam, was ſich daraus erklärt, daß ſie nicht an das Schuhwerk gewöhnt ſind, möglichſt vor-

sichtig vorgehen und ihre Leute nicht ermüden wollen. Der Truppe voran bewegen sich Chinesen, welche jeden Busch absuchen und dabei mit der größten Vorsicht verfahren, da sie für jede Pflichtvergessenheit zu gewärtigen haben, in die bessere Welt hinüberzuwandern. Die Bagage ist meist sehr weit rückwärts und wird, wie uns bereits bekannt ist, gewöhnlich durch Kulis auf Maulesseln befördert. Als Kulis dienen Koreaner und Chinesen. Der Soldat trägt auf dem Marsche möglichst wenig, — Gewehr, Patronen, Feldflasche mit Wasser und gepreßten Reis. Es werden oft kurze Rasten gemacht.

Die Japaner geben den Biwaks den Vorzug und quartieren sich nur selten in Städten und Dörfern ein. Sie vermeiden Biwakplätze an den Hauptstraßen und ziehen versteckt liegende Orte im Gebirge vor. Von diesem Grundsatze weichen sie nur bei der Besetzung von Pässen ab, wo sie an der Hauptstraße bleiben. Der Armee folgen eine Menge Frauen, die das Essen zu kochen haben und sich mit der Pflege der Verwundeten befassen. Die Japaner zünden keine Feuer an, sondern sitzen lieber die ganze Nacht im Dunkeln. Die Biwaks werden außerordentlich stark gesichert durch Infanterie- und Kavalleriepoſten, welche schachbrettartig vorgeschoben werden.

All Erkundungen und Patrouillen sind auf der Spionage begründet. Chinesen, wenn auch nur drei Mann, werden jeder Patrouille vorausgeschickt. Bei der Annäherung an einen starken Gegner geht eine dichte Kette chinesischer Spione, die sehr gut bezahlt werden, der Truppe voraus und verteilt sich nachher auf die Flügel, um jede Bewegung der Russen zu beobachten.

Nähert sich eine japanische Abteilung einer Stellung, die besetzt werden soll, so werden eingeborene Chinesen, die das Gelände genau kennen, vorausgeschickt, um Nachrichten hierüber zu sammeln. Erst wenn sich der Führer der Abteilung überzeugt hat, daß nichts Verdächtiges in der Nähe ist, werden die Hauptkräfte herangezogen. Unverzüglich beginnt man mit dem Ausheben der Schützengräben, die von den Japanern äußerst sorgfältig und mit großer Sachkenntnis hergerichtet werden. Dann werden die Entfernungen nach besonders erkennbaren Geländegegenständen in der Front und auf den Flanken festgelegt. Die ganze Verteidigungszone wird auf vorher vorberei-

teten Täfelchen in Quadrate eingeteilt, in diese Quadrate werden Nummern eingetragen, welche die Visierhöhe angeben. Diese Täfelchen werden in der Stellung an einer für Offiziere und Mannschaften weit sichtbaren Stelle aufgestellt und den Leuten erklärt, so daß für den Fall, daß die Führer getötet werden, die Leute genau über das zu wählende Visier unterrichtet sind. Gleichzeitig heben Pioniere im Rücken Verbindungsgräben aus, verbessern Wege, schlagen Brücken, legen Telephonleitungen und richten auf den Bergen Signalstationen zur Verbindung mit den Vorposten ein. Der Signaldienst wird durch Heliographen, Leuchtfeuer, Rauch, Laternen und Winkflaggen ausgeübt. Als Signalisten für die letzten vier genannten Arten werden Chinesen verwandt, die mit Revolvern ausgerüstet sind und monatliche Löhnung erhalten. An der Anmarschstraße des Gegners werden Truppen in den Hinterhalt gelegt, was mit großer Geschicklichkeit ausgeführt wird. Jeder Hinterhalt besteht aus zwei Teilen, dem sogenannten „Thoorps" und den Hauptkräften. Das Thoorps besteht nur aus wenigen Schützen, die den Gegner ruhig vorbeimarschieren lassen und sich auf keinen Fall verraten dürfen. Die russische Patrouille reitet ruhig vorbei und stößt auf die Hauptkräfte, von denen sie mit Salven, die nachher in Schützenfeuer übergehen, empfangen wird. Sucht die Patrouille in ihrer Verwirrung durch eiligen Rückzug zu entkommen, so wird sie von den Mannschaften, die sie vorher haben passieren lassen, mit erneutem Feuer empfangen. In der Schlacht greifen die Japaner meist nur mit überlegenen Kräften an und niemals ohne genügende Vorbereitung durch Artillerie. Untrügliche Anzeichen eines beabsichtigten Angriffes der Japaner sind es, wenn bedeutende Mengen chinesischer Spione auf allen benachbarten Bergen erscheinen, wenn alle an der Marschstraße belegene Dörfer und einzelne Häuser durch die Einwohner verlassen werden und die Chinesen auf den benachbarten Höhen Signalstationen errichten. Den Schwerpunkt der Schlacht selbst legen die Japaner hauptsächlich auf das Artilleriefeuer. Nicht selten wenden die japanischen Batterien Strichfeuer an und beschießen unsichtbare Ziele, indem sie einen großen Raum unter Feuer nehmen. Mit Hilfe des Signaldienstes wird eine Gabel gebildet, dann gehen sie zum Salven-

feuer über, indem sie zunächst die russische Artillerie niederkämpfen und dann die Infanterie unter Feuer nehmen. Die Japaner versuchen möglichst nahe an die feindlichen Batterien heranzukommen, da ihre Gebirgsgeschütze nicht so weit reichen wie die russischen Schnellfeuerbatterien. Die Japaner greifen niemals an, ohne eine Umfassung der Flanken zu versuchen. Die Verfolgung nach der Schlacht ist immer wenig energisch, da die Leute meistens übermüdet sind, auch ist äußerste Vorsicht ein vor allem charakteristischer Zug der japanischen Taktik.

In geradezu hervorragender Weise verstehen es die Japaner, das Gelände auszunutzen. Nicht nur die Reserven sind in den Schlachten unsichtbar, sondern nicht einmal die Sprünge der Schützenlinien sind zu erkennen. Sie sind scheinbar vom Erdboden verschlungen, und in einzelnen Fällen haben sie sich 10 und 20 Kilometer weit in dieser Weise fortbewegt. In allen Schlachten haben die Japaner ihre Flanken besonders gut beobachten lassen, was bei dem gebirgigen Gelände zur Vermeidung von Umfassungen auch unbedingt notwendig ist. Daher haben sie stets ihre Reserven auf den Flügeln, um selbst nicht umfaßt zu werden, und anderseits umfassend vorgehen zu können. Ungern werden die Reserven in die Schlachtlinie geworfen, nur wenn es das Gelände erfordert, werden sie gedeckt herangezogen. Die Deckung verstehen die Japaner in vollendeter Weise auszunutzen. Treten die Reserven ins Feuer, so wenden sie nur Salven an, teils wegen des moralischen Einflusses auf ihre eigenen Truppen, teils um die Russen über ihre wirkliche Stärke zu täuschen. Den Kampf mit dem Bajonett vermeiden sie, da sie die Überlegenheit der Russen fürchten. Sie machen den mit dem Bajonett vorgehenden russischen Regimentern Platz und lassen sie durch das Salvenfeuer der Reserven empfangen. Die japanische Feldartillerie leidet, wie die Reiterei, an dem ungenügenden Pferdematerial. Die Regierung hat es versäumt, beizeiten amerikanische oder australische Pferde, die sich für das Klima am besten eignen, einzuführen, und ebensowenig ist etwas für die Hebung der Pferdeaufzucht getan worden, die allerdings in dem Lande selbst mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde. So ist denn das Material

zur Bespannung sowohl der fahrenden wie der Gebirgsbatterien lediglich auf Einstellung von Ponnies angewiesen, die zu klein und namentlich während der Regenzeit, wo große Anforderungen an die Zugkraft gestellt werden müssen, zu leicht sind.

Die fahrenden wie die Gebirgsbatterien sind zu je drei abteilungsweise zusammengestellt, je zwei Abteilungen bilden ein Regiment, die höchste der Division zugeteilte Artilleriemasse. Die Japaner besitzen aber nicht nur je ein Regiment für die Garden und für die zwölf Liniendivisionen, sondern sie verfügen noch über zwei Brigaden Feldartillerie, die aus je drei Regimentern zusammengesetzt sind, die im Frieden in Tokio in Garnison lagen und mit Eintritt der Mobilmachung als Artilleriereserven auf die Armee verteilt worden sind. Es ergeben sich also im ganzen 19 Regimenter oder 38 Abteilungen mit 114 Batterien und 684 Geschützen.

Die Geschütze sind keine Schnellfeuergeschütze, sondern werden bei Rücklauf durch gewöhnliche, von unten gegen das Rad wirkende Bremsen gehemmt und besitzen sämtlich, gleichviel ob fahrende oder Gebirgsartillerie, das Einheitskaliber von 7,5 Zentimeter, so daß der Munitionsversorgung keine Schwierigkeiten erwachsen. Als Schußweiten werden für Feldgeschütze 6200 Meter, für Gebirgsgeschütze 4800 Meter angegeben.

Auf die Auswahl der für die Feldartillerie auszuhebenden Mannschaften legt man in Japan besonderen Wert; man nimmt durchschnittlich nur größere, körperlich besser entwickelte Leute als für die Infanterie. Die Kanoniere, von denen je fünf zu einem Geschütz gehören, tragen ihre gesamte Ausrüstung im Tornister auf dem Rücken; die Tornister sind also nicht, wie bei der deutschen Artillerie, am Geschütz untergebracht. Bei schnelleren Gangarten sitzt nur ein Teil der Bedienungsmannschaften auf, der andere Teil muß so gut wie möglich versuchen, nachzukommen. Zu dieser Einrichtung ist man jedenfalls durch das schlechte Pferdematerial gezwungen gewesen, das nicht über Gebühr belastet werden darf.

Die Gebirgsartillerie verdankt ihre Entstehung bekanntlich der Notwendigkeit, auch in Gebirgsgegenden, die für fahrende Artillerie unzugänglich sind, diese wirkungsvolle Waffe verwenden zu können.

Durch die Fortschritte der Technik ist es gelungen, auch ein verhältnismäßig großes Kaliber als Gebirgsgeschütz nutzbar zu machen. Maßgebend für das Kaliber ist die Schwere des Geschützrohres. Rohr und Lafette werden getrennt auf Pferden fortgeschafft und vor ihrem Gebrauch zusammengesetzt. Der Transport des Rohres geschieht durch ein Pferd; für die Lafette sind mehrere Pferde erforderlich.

Ein großer Teil der japanischen Artillerie ist mit Gebirgsgeschützen ausgerüstet, deren Anwendung in allen Armeen die gleiche ist. Die Batterie besteht aus 8 Geschützen; jedes Geschütz wird auf 4 Packpferden untergebracht. Die Munition der Batterie ist zu je 6 Schuß in einem Kasten verladen. Ein Pferd trägt 2 Munitionskasten, so daß z. B. für 128 Munitionskasten mit 768 Schuß 64 Packpferde erforderlich sind. Eine zusammenlegbare Reservelafette ist auf 3 Packpferden untergebracht; die Schmiede mit den Werkzeugen erfordert 17, die Bagage und der Proviant 54 Packpferde. Jedes Packpferd hat einen Mann als Führer. Jedes Geschütz hat zur Bedienung 6 Mann, zur Bedienung der Munitionskasten gehört zu je 4 Packpferden noch ein Mann. Die Batterie besteht demnach unter Hinzurechnung von Reservemannschaften und Reservepferden aus rund 300 Mann und 200 Pferden. Für den Munitionsersatz sind außerdem noch besondere Gebirgs-Munitionsparks nötig, bei denen die Munition ebenfalls in Kasten auf Packpferden untergebracht ist. Ein Gebirgsmunitionspark hat 192 Munitionskasten zu je 6 Schuß auf 96 Packpferden.

Gegenüber der zahlreichen japanischen Gebirgsartillerie kommen die wenigen russischen Batterien kaum in Betracht, und den Japanern ist dadurch beim Kampf im Gebirge von vornherein eine Überlegenheit gesichert. Eine einzige Batterie, ja, sogar ein einzelnes Geschütz, in Engpässen oder auf steilen Hängen aufgestellt, kann die Benutzung der Wege schon auf weite Entfernungen unmöglich machen, wo von einer Wirkung des Gewehres gar nicht die Rede sein kann.

Was das Verhältnis zwischen dem japanischen Offizier und dem gemeinen Soldaten betrifft, so stehen beide sich viel näher als dies in europäischen Armeen der Fall zu sein pflegt. Zumeist stammt

in Japan der Offizier aus denſelben Kreiſen wie der Soldat. Selbſt arme Bauernfamilien laſſen ihre Söhne die Kadettenſchule beſuchen. Auch die gleiche Lebensweiſe wirkt ausgleichend auf die verſchiedene Stellung. Reis und Fiſche, dazu die unvermeidliche Bohnenſauce, eine Taſſe Tee — das iſt der Küchenzettel des Offiziers wie des Unteroffiziers und des Gemeinen.

Als der japaniſche Prinz Kitaſhirakawa zur Armee abging und im beſonderen Raum auf einer Bahnſtation ſein Mahl einnehmen ſollte, war der ihn begleitende höhere Offizier ſehr erſtaunt, ihn plötzlich mitten unter den gemeinen Soldaten nach japaniſcher Weiſe hocken zu finden, mit denen er gemeinſam aus demſelben Napfe ſeinen Reis und Fiſch mit den Eßſtäbchen herausfiſchte. Das Volk kennt keinen Unterſchied zwiſchen einem kommandierenden General und einem gemeinen Soldaten, die beide ihren Mut durch eine tapfere Tat vor dem Feinde beweiſen. Bei dieſem Verhältnis iſt es kein Wunder, daß der japaniſche Soldat ſeinen Leutnant und Hauptmann liebt und verehrt und für ihn ſein Leben zum Opfer bringt. Ein Beiſpiel aus der Schlacht bei Kintſchau möge das beweiſen: Ein Oberſt war am Auge verwundet, ein Leutnant zu ſeiner Seite bereits gefallen, als er ihn ſtützen wollte. Zwei Leute des Regiments hatten das kaum geſehen, als ſie herzu eilten, den Oberſten trotz ſeines Widerſtrebens mit ihren eigenen Leibern deckten, ihn etwas zurückführten und in aller Ruhe mitten im feindlichen Kugelregen vor ihm eine kleine Steinmauer zum Schutze aufrichteten.

Es gibt nichts, was der Offizier von ſeinen Leuten nicht verlangen könnte. Und dieſe freiwillige Aufopferungsfähigkeit macht den japaniſchen Soldaten vorzüglich geeignet zum Aufklärungsdienſt. Unerſchrocken, ſeiner Aufgabe mit Ernſt hingegeben, handelt er, auf ſich allein angewieſen, ebenſo gewiſſenhaft, als ſtände er im Gliede vor den Augen ſeines Vorgeſetzten. Ein Lob aus deſſen Munde kann den Soldaten zu Tränen bringen; wenn es gar aus dem Munde ſeines Kaiſers kommt, ſo bewahrt er dies Wort wie ein Heiligtum, das er anbetet. In ſolchem Rufe ſteht Admiral Togo, daß noch keiner ſeiner Untergebenen, der irgend etwas verſehen hatte, ſeine Admirals-kabine verlaſſen hat, ohne als ein gebeſſerter Menſch aus ihr her-

ausgekommen zu sein: nicht durch Schelten und Poltern und Anschnauzen, sondern durch die Güte seines Wesens, der niemand widerstehen kann, erreicht er solche Erfolge. Hierzu kommt noch, daß der Offizier die Tat eines Untergebenen uneigennützig anerkennt, auch berechtigt ist, ihm einen Lobebrief auszustellen, der dem Kaiser vorgelegt wird.

Mit welcher Bereitwilligkeit auch die Reserven in Kampf und Tod gingen, zeigte sich in Tokio. Während die dortigen Reservelente auf den Befehl zum Abmarsch warteten, geschah es nicht ein einziges Mal, daß einer von ihnen sich krank meldete. Die sich krank fühlenden Mannschaften hatten sich heimlich Medizin gekauft, um sich selbst zu kurieren und ja nicht etwa als untauglich zurückbleiben zu müssen.

Bei den Russen besteht noch die alte Überlieferung, daß jeder Kommandeur an der Spitze seiner Truppen in den Kampf geht und vor ihnen her reitet. An ihren weißen Röcken sind diese Offiziere weithin kenntlich und daher auch leicht dem feindlichen Geschoß ausgesetzt. Dagegen haben die Russen selten einen japanischen Offizier herauszufinden vermocht, weil seine dunkle Uniform ebenso einfach wie die der Gemeinen ist. Die japanischen Generale und ihre Stabsoffiziere halten sich fast immer weit hinter der Gefechtslinie, von wo aus sie die Schlachten durch Telephon und Telegraph leiten. Noch nie wurde in einem modernen Kriege die Elektrizität so voll ausgenutzt, wie durch die Japaner. Jeder japanische Brigadegeneral ist durch Telephon und Telegraph mit seinem Divisionskommandeur verbunden und die Divisionskommandeure wieder mit den Korpskommandeuren. Die Schnelligkeit, mit der diese telephonischen Verbindungen hergestellt werden, ist ganz erstaunlich. An irgend einer Stelle der Front z. B. ist Gewehrfeuer hörbar. Sofort werden Genieſoldaten dorthin entsandt. Sie führen mit sich eine Reihe Ponnies, die zugespitzte, leichte Bambuspfähle tragen; hinter ihnen in kurzer Entfernung folgt eine zweite Abteilung, die ganz dünne Telephondrähte trägt. Die Bambuspfähle sind im Nu eingerammt, ebenso schnell sind die Drähte befestigt und in voller Marschgeschwindigkeit ist telephonische Verbindung nach jeder beliebigen Richtung hin hergestellt. Die japanischen Generale kennen den Ehrgeiz nicht,

und fast immer ist den Kriegskorrespondenten streng untersagt, in ihren Depeschen die Namen der Generale, die sich irgendwie auszeichneten, zu erwähnen, da hierdurch höchstens die Russen Auskunft darüber erhalten können, mit welchen Truppen sie zu tun haben.

Kuroki ist ein außerordentlich ruhiger, vornehmer Mann ohne alle Prätensionen. Er ist sehr ähnlich dem großen Schweiger Moltke, und wie er sind fast alle japanischen Generale. Sogar die Mannschaften!

Die Russen haben Militärkapellen, die abends oder auf dem Marsche oder während der Schlacht spielen, und oft schallen Lieder aus dem russischen Lager herüber zu den japanischen Vorposten. Die japanische Armee singt nicht und musiziert nicht. Die Infanterie hat Hörner, die in Friedenszeiten auf dem Marsch geblasen werden, aber während des ganzen Krieges war nicht einmal der Ton eines Hornes an der Front zu hören. Der japanische Soldat hört keine Musik. Er marschiert und kämpft schweigend, nur im Moment des Sieges und des Sturmangriffes macht sein Enthusiasmus sich Luft in dem aufregenden „Bansai"-Ruf. Keine Musik, kein Wein, keine Frauen, das ist das Bemerkenswerte des japanischen Soldaten. Die Cafés mit geschminkten Sängerinnen, die sich in russischen Heerlagern finden, kennt die japanische Armee nicht. Das einzige Vergnügen des japanischen Soldaten und Offiziers sind gelegentlich Zigaretten und Tee, Fächer, Briefe schreiben und Zeitungen lesen, ihre ganze Leidenschaft aber ist das Fischen! Von Kuroki bis zum kleinen Kuli, der hinter dem Pferde seines Herrn hertrottet, ist jeder einzelne ein leidenschaftlicher Angler; und wer die knabenhaften Gestalten mit den sanften freundlichen Augen sieht, wie sie stundenlang mit ihrer Angelschnur an den Flüssen sitzen und warten, daß ihnen vielleicht ein Fischchen an den Wurm geht, der begreift nicht, daß das dieselben Leute sind, die die furchtbarsten Feuerschlünde stürmen und die gefürchteten Kosaken als Gefangene mitbringen. Keine Beschreibung des japanischen Soldaten aber wäre vollständig, die nicht seine Höflichkeit und Ehrlichkeit hervorhebt. Man kann seine Effekten unverschlossen im Zelt liegen lassen, es wird nicht das Geringste gestohlen, nicht einmal Tabak oder Lebensmittel. . . .

Wie man sich erinnert, führte General Oku den linken Flügel der drei japanischen Armeen. Nach den Kämpfen vom 5.—9. Juli, die mit der Einnahme von Kaiping geendet hatten, war er weiter vorgerückt und 10 Kilometer vor Taschitschiao fand er am 23. Juli den Feind in stark befestigter Artilleriestellung. Er hatte das erste und das vierte sibirische Armeekorps unter den Generalen Stackelberg und Sarubajew vor sich. Beide Korps zählten 47 Bataillone und 123 Geschütze und standen unter Sarubajews Oberbefehl. Die russische Verteidigungslinie dehnte sich zwischen der Bahn nach Kaiping und der Straße nach Tanschi in einer Länge von 12 Kilometern aus und legten sich der japanischen Stellung breit vor. Die russischen Batterien waren hinter Hügeln aufgestellt und durch den hohen Pflanzenwuchs vortrefflich maskiert. Der halbrunde Platz für jedes Geschütz und die tiefen Schachte zu beiden Seiten desselben für die Bedienungsmannschaften waren zum Teil in den Fels hineingesprengt, denn die Russen hatten schon lange vorher an dieser Verteidigungsstellung gearbeitet. Auch die Japaner postierten ihre Geschütze hinter Bergabhängen, die auf 4 bis 5 Kilometer Entfernung dem Feinde zugekehrt waren.

Ein Blick von der Höhe auf das Schlachtfeld bot ein herrliches Panorama. Nach Westen zu war wie ein schmales silbernes Band der Ozean sichtbar. Im Mittelgrunde breitete sich eine unendliche grüne Ebene mit Dörfern und Baumreihen aus; im Osten und Süden erhob sich im mächtigen Halbrunde das Gebirge bläulich und violett in seltsam gezackten Formen. In dieser schönen friedlichen Natur entwickelte sich ein furchtbarer Geschützkampf, der volle 13 Stunden anhielt.

„Das Artilleriefeuer war entsetzlich und erfüllte die Luft mit furchtbarem Getöse", erzählt ein Augenzeuge. „Man hörte das dumpfe Donnern der Geschütze und das scharfe Pfeifen der Schrapnells, untermischt mit den betäubenden Explosionen der Granaten. Die Schrapnells flogen hinüber und herüber wie gewaltige weiße Vögel mit ausgebreiteten Schwingen. Die Granaten wühlten beim Aufschlagen hohe Staubsäulen auf, und durch Staub und Dampf flogen die todbringenden Metallsplitter umher. Die russische In-

fanterie, die erst später in das Gefecht eingriff, war hinter Höhen gut geborgen; auf einen der Hügel richteten jedoch die Japaner zeitweise eine solche Kanonade, daß die Soldaten sich niederwerfen mußten, um von den Splittern der krepierenden Geschosse nicht getroffen zu werden. Der ganze Hügel schien in einen Vulkan mit zahlreichen Kratern verwandelt und bot ein Bild, von dessen schauerlicher Großartigkeit man sich nur schwer einen Begriff machen kann." Eine russische Batterie auf dem linken Flügel stand hinter einer flachen Geländewelle in einem Gauljanfelde (Riesenhirse) und konnte von den Japanern den ganzen Tag nicht entdeckt werden, trotzdem sie selbst unausgesetzt feuerte. Die Batterie hatte daher auch nur geringe Verluste und viel mehr als durch die japanischen Geschosse litt die Bedienungsmannschaft unter dem glühenden Sonnenbrand. Es war fast gänzlich windstill, die Sonnenstrahlen brannten von dem nackten Fels ab, der die Hitze nur noch glühender zurückstrahlte; der harte Lehmboden barst; die belaubten Bäume boten ebensowenig Schatten als die niedrigen chinesischen Dörfer.

Hinter den Dörfern ruhten die russischen Reserven zum großen Teil unter Zelten; die Küchenwagen der Truppen dampften und waren in eifriger Arbeit, den Ermüdeten und Hungrigen das Mahl zu bereiten. Fliegende Kolonnen des Roten Kreuzes eilten dem Schlachtfelde zu; Verwundete wurden auf Tragbahren gebracht. Artilleriekolonnen standen bereit; aus den flachen Brunnen holten die Mannschaften schlechtes Wasser. Soldaten trieben Viehherden vor sich her und benutzten die Schlachttiere gleichzeitig zum Reiten oder hatten ihnen ihr Gepäck aufgeladen. Einige Soldaten waren nur mit Hemd und Hose bekleidet und schützten sich mit dem chinesischen Strohhut gegen die glühenden Sonnenstrahlen.

Gegen 5 Uhr nachmittags ließ das japanische Feuer nach und schwieg endlich gänzlich, während die russischen Batterien den Kampf fortsetzten. Plötzlich trat die japanische Artillerie von Westen her in Tätigkeit und richtete ihr Feuer auf die Ebene hinter der russischen Position. Die japanischen Geschosse kamen den Batterien immer näher, und zwei chinesische Dörfer, die im Bereich des Kampfes lagen, wurden in Brand geschossen. In der beginnenden Dämme-

rung schienen die berstenden Schrapnells Tausende von Raketen zum Himmel emporzusenden. Das Brüllen der Geschütze übertönte das Geknatter des Infanteriegefechts, welches sich um diese Zeit entspann. Die japanische Infanterie ging gegen den linken Flügel der Russen vor und suchte deren Infanteriestellung zu nehmen. Viermal wurde der Angriff wiederholt aber vergebens. Zuletzt brach die russische Infanterie zu einem heftigen Gegenstoße vor. Ermattet von ihren Sturmversuchen, waren die japanischen Schützen dem Handgemenge nicht mehr gewachsen und mußten sich auf ihre Artillerielinie zurückziehen.

Die wilde Schönheit des Artilleriekampfes erreichte in der achten Abendstunde ihren Höhepunkt, dann wurde die Kanonade schwächer und verstummte endlich. Die Schlacht war unentschieden geblieben.

Die russische Artillerie hatte mit ihren Schnellfeuergeschützen an diesem Tage Außerordentliches geleistet und nicht weniger als 35 000 Schrapnells verschossen.

General Oku, der sich durch das russische Artilleriefeuer am Vordringen gehindert sah, wartete die Nacht ab und schritt dann zu einem neuen Angriff. Er warf seinen ganzen rechten Flügel auf die Russen, nahm ohne schweren Kampf ihre bisherige Stellung östlich und westlich von Taotingling und griff in der ersten Morgenstunde die neue Stellung an, welche der Feind eingenommen hatte. Bei Tagesanbruch wurden die Russen von den Höhen bei Schenschinschibung geworfen und auf ihrem Rückzuge nach Taschischiao verfolgt, welches die Sieger im Laufe des Tages besetzten. Trotzdem die beiderseitigen Armeen, und besonders die Russen, in wohlgedeckten Stellungen gekämpft hatten, waren die Verluste des 23. und 24. Juli doch ganz bedeutende. Die russischen Berichte gaben 2000 Mann an Toten und Verwundeten an; die Japaner dürften nicht viel dahinter zurückgeblieben sein.

Gleichzeitig mit der Armee Okus hatte sich die Takuschan-Armee unter General Nodzu, welche das Zentrum der gesamten japanischen Vorwärtsbewegung bildete, in Marsch gesetzt, und war nach siegreichen Gefechten im Pschanlingpaß auf den Straßen nach Simutschöng und Tantschi vorgedrungen. Dadurch sahen die Russen ihre

östliche Flanke zwischen den beiden genannten Orten bedroht, wodurch sich auch General Sarubajew veranlaßt gefunden hatte, Taschischiao aufzugeben und seinen Rückzug bis Haitscheng fortzusetzen.

Die Kämpfe des japanischen Zentrums unter Nodzu, und des linken Flügels unter Oku hatten zur unmittelbaren Vereinigung dieser beiden Armeen geführt und stellten sich als große Erfolge dar, würdig der Siege, welche Kuroki während der Tage vom 17. bis 24. Juli im Osten erfochten hatte. . . .

Eine der nächsten Folgen der Schlacht bei Taschischiao, wodurch dem General Oku die Ebene des Liaho freigelegt wurde, war die Aufgabe von Jnkou, der Hafenstadt des weiter nordwärts gelegenen Niutschwang. Jn früheren Zeiten lag Niutschwang, eine der ältesten mandschurischen Städte, am Meere, seitdem hat sich die nördliche Küste des Golfs von Liautung gehoben, wodurch die Mündung des Liaho immer weiter nach Süden vorrückte. Niutschwang verlor infolgedessen seine Bedeutung als Hafenstadt, und Jnkou, welches im Jahre 1836 ein armseliges Fischerdorf war, hat jetzt mit seinen 60 000 Einwohnern Niutschwang um 10 000 überflügelt. Jnkou selbst liegt heute bereits 15 Kilometer landeinwärts vom Meere.

Wie die Bevölkerung von Jnkou sich in der Nacht vom 24.—25. Juli zur Flucht vor den erwarteten Japanern rüstete, erzählt ein russischer Schriftsteller, der sich gerade dort aufhielt, sehr ausführlich. Seiner Schilderung sei folgendes entnommen: „Jedermann stand unter dem Eindruck, daß die Entscheidungsstunde nahe. Von den Vorposten her hörte man das Schießen. Jn Jnkou schlief man nicht. Und selbst wenn jemand, ermüdet von den Anstrengungen des Tages, auf der bloßen Erde einschlummerte, so war dies doch kein eigentlicher Schlaf. Bald glaubte er die weißen Wölkchen des Schrapnells zu sehen, bald den Donner der Geschütze zu hören. Nein, zum Schlafen kam man in jener Nacht in Jnkou nicht.

Die Häuser waren hell erleuchtet, aber ihre Besitzer standen auf den Straßen. Vor dem Gebäude des Polizeimeisters hielten vier große, mit Mauleseln und Pferden bespannte Gefährte. Die Polizeibeamten und die Soldaten des Regiments Ssemipalatinsk beluden

sie in Eile bei dem matten Licht des Mondes mit den Akten und den Habseligkeiten der Polizei. Einige bleiche und aufgeregte Frauen mit schwarzen Spitzentüchern rannten auf dem Platze hin und her und wandten sich bald an den Polizeimeister, bald an dessen Gehilfen mit allen möglichen Fragen und Bitten. An der Post lud man auf vier dort haltende Wagen die Ledersäcke mit der Korrespondenz,

Nach der Schlacht von Taschischiao.

die Tische, Bücher und — die Akten in blauen Einbänden. Alle waren düster, schweigsam und sorgenvoll. Den Russen, die drei, vier Jahre in Inkou lebten, und sich nach und nach dort eingerichtet hatten, indem sie sich mit viel Mühe alles aus Tschifu, Schanghai oder Tientsin kommen ließen, wurde es schwer, dies mit so vielen Erinnerungen Verknüpfte im Stiche lassen zu sollen.

In fast jeder Wohnung dieselbe Szene. Der Koffer ist geöffnet, und der Hausherr steht nachdenklich davor und weiß nicht, was er

am eheſten mit ſich nehmen ſoll. Wie ſollte man die großen, ſchön ausgeführten Bilder von Frau und Mutter, die in ſchönen Rahmen an der Wand hängen, zurücklaſſen? Aber wie will man ſie verpacken? Oder das Pianino und die Sammlung chineſiſcher Götzenbilder! So weiß der Hausherr nicht, was er einpacken ſoll. Und auf dem Hofe ſind ſie ſchon mit dem Aufladen fertig. Der Zug wird nicht warten: man muß ſich beeilen. Und nun fliegt alles durcheinander in den offenen Rachen des Koffers: Kleider und Schuhe, Rahmen und Leuchter, Kiſſen, Tiſchgerät, was ihm gerade unter die Hände gerät. Und das übrige — nun das verbleibt den Japanern.

Einige ausländiſche Familien, ſo der franzöſiſche Konſul, boten gaſtfrei ihre Häuſer zur Unterbringung der Sachen der Ruſſen bis zur Beendigung des Krieges an. Die ganze Nacht trug man durch die Straßen alles mögliche Hausgerät zu ihnen hin, und wer ſeine Sachen nicht fortſchaffen konnte, der warf, als er forteilte, einen wehmutsvollen Abſchiedsblick auf ſein zerſtörtes Neſt, und die Tränen kamen ihm in die Augen. Wann wird er zurückkehren und was wird er dann von alledem wiederfinden?

Am Hafendamme drängten ſich die Ruſſen auf dem Dampfkutter zuſammen und beeilten ſich, auch ihre Sachen dorthin zu ſchaffen, um ſo ſchnell als möglich nach dem Oſtbahnhof zu gelangen.

Der ruſſiſche Gradonatſchalnik (Stadthauptmann), ſein Sekretär und der Direktor des Dſchunken-Zollamts bleiben bis zum Eintreffen der Japaner in der Stadt, um dann über Tientſin in die Heimat zurückzukehren. Sie befinden ſich auch am Hafen, der ſo voll des unruhigen, ungewohnten Lebens iſt. Etwa um 1 Uhr nachts ſtieß der Kutter mit den Ruſſen vom Kai ab, um ſie ſtromaufwärts nach dem Bahnhof der oſtchineſiſchen Eiſenbahn zu bringen. Dort herrſchte ebenfalls ein lärmendes Treiben. Soweit es nur irgend möglich war, packte man alles in die Waggons und auf die unbedeckten Güterwagen. Das übrige trug man zuſammen, machte große Scheiterhaufen von Stroh, Heu und Ölkuchen, um alles bei Tagesanbruch zu verbrennen. Endlich war der Zug von der lärmenden Menſchenmaſſe faſt überfüllt; das letzte Signal wurde gegeben, noch einmal hörte man in Inkou und im Tale des Liaoho das Pfeifen einer

russischen Lokomotive — dann fuhr der Zug ab. Hierauf begann die Zerstörung der Bahnhofseinrichtungen. Mit Tagesanbruch loderten die Flammen der Vorräte und die Bahnhofsgebäude auf; große Rauchwolken stiegen zum Himmel.

Der Liaoho lag wie ein langer schwarzer Spiegel da, der auf seiner Oberfläche den Mond, die Gestirne und die Ankerlichter des einzigen Dampfschiffes widerspiegelte, das noch auf der Reede zurückgeblieben war.

Sobald der Tag anbrach, versammelte der Polizeimeister sein Kommando und setzte es nach dem Bahnhofe in Marsch, wo sich auch die Matrosen des Kanonenbootes Siwutsch und die noch in der Stadt zurückgebliebenen Polizeibeamten versammelt hatten. Das Kanonenboot selbst war schon einige Wochen vorher den Liaoho aufwärts geschafft worden. Um 7 Uhr morgens stiegen wir zu Pferde und ritten nach dem Osttore der Stadt. Hier blickten wir noch einmal zurück. Inkou lag bereits im Sonnenschein da; wie ein Silberstreifen glitzerte der stille Liaoho! Kein einziges Segel, keine Mastspitze war auf ihm sichtbar. Alle Dschunken waren schon am Tage vorher in See gegangen — nach Tschifu, nach Taku, nach Schanghai. Vom Balkon des Hauses des französischen Konsuls winkten uns die Damen zum Abschiede zu. Die Tränen traten dem Polizeimeister in die Augen. Die Erinnerungen der drei in Inkou verbrachten Jahre seines Lebens traten ihm vor die Seele und ergriffen ihn mächtig. Wo wird er nun im weiten, weiten Rußland sein Nest bauen, welche Stellung wird man ihm geben? Und wenn sein Leben auch nicht zerstört ist, so ist es doch für geraume Zeit aus dem ruhigen Geleise gebracht, und es wird lange dauern, ehe der durch den Krieg gestörte Dienstbetrieb wieder in neue Bahnen gebracht ist.

„Nun, vorwärts," sagte er zu mir. „Lebewohl Inkou!" Die Säule weißen Rauches, die sich über der brennenden Station erhob, zeigte uns, wo die russische Ansiedelung lag.

Auf allen Wegen und Fußsteigen sah man chinesische Flüchtlinge. Sie hatten einige von ihren Habseligkeiten mit denen anderer Familien zusammen auf Karren gepackt und verließen mit ihren Frauen und Kindern die von den Japanern besetzten Dörfer. Wie

ein breiter Strom flutete es auf allen Pfaden nach Norden. . . Die Flucht schien allgemein. . . .

Das waren die letzten Stunden der russischen Herrschaft in Jnkou. Mit diesem Platze hatten die Russen einen wichtigen Einfuhrhafen verloren, durch welchen ihnen Verpflegungs- und Kriegsmaterial verschiedener Art aus China und anderen Teilen Ostasiens zugeführt worden war, und das nicht nur für die Armee Kuropatkins, sondern auch für Port Arthur. Dafür hatten nun die Japaner eine neue Verbindung mit dem Meere und konnten auf diesem Wege von der Westseite her ihren linken Flügel mit Kriegsbedürfnissen versehen. . .

Nach der Besetzung von Jnkou ergriffen die Japaner am 28. Juli auch Besitz von Niutschwang. Die einziehenden Truppen bestanden aus einer Reiterschwadron und einer Abteilung Jnfanterie und gaben dem Kriegskorrespondenten eines großen Pariser Blattes Gelegenheit, zwischen Japanern und Russen folgenden Vergleich zu ziehen, der sehr zu Ungunsten der letzteren ausfällt:

„Jch hatte da die Überraschung, Soldaten zu sehen, die Kinderfiguren und Kindergesichter hatten und die mich an unsere ehemaligen Schülerbataillone erinnerten. Sie zogen aber in martialischer Haltung und mit großem Selbstbewußtsein vorüber. Mein Erstaunen wuchs noch, als ich mir vorstellte, daß diese kleinen Leute die Russen, die im allgemeinen wahre Riesen sind, in mehreren sehr harten Kämpfen geschlagen hatten. Da muß man ja zu der Überzeugung gelangen, daß ein Zusammenwirken gewisser Umstände und Bedingungen allein den Sieg herbeizuführen vermag: eine überlegene Ausbildung, ungeheurer Eifer, vollkommenes Zusammenhalten und patriotischer Enthusiasmus. Eine kleine Szene, der ich am selben Abend beiwohnte, hat mir außerdem zwischen diesen Truppen und ihren Führern eines jener tiefwurzelnden Zusammengehörigkeitsverhältnisse enthüllt, die so viele Erfolge erklären. Auf einem Platze hockten bei hellem Mondscheine mehrere japanische Soldaten nach orientalischer Weise, während die Gewehre zusammengestellt waren. Sie hörten aufmerksam einem Hauptmann zu, der vor ihnen stand und ihnen einen Vortrag hielt. Er sprach ihnen zweifellos von den

ernsten und erhabenen Pflichten des Krieges, und er sagte ihnen alles, was man denen sagen muß, die täglich dem Tode ins Antlitz schauen müssen. Kein Laut unterbrach diese erhebende Szene; dann endete der Offizier, da er sich bewußt war, daß er es mit Kindern, mit seinen Kindern zu tun hatte, wahrscheinlich mit einem Scherze, denn plötzlich lachten die gelben kleinen Krieger hell auf. Dieser Hauptmann muß sicher ein wackerer Mann sein und seine Soldaten tapfere Krieger.

Und jetzt sehe ich im Geiste die wieder, die noch vor kurzem hier waren. Ich sehe die russischen Offiziere wieder, stramme Kerle, so verschieden uniformiert und bewaffnet, daß man eine Phantasiearmee vor sich zu haben glaubte, mit Säbeln und Revolvern aller möglichen Modelle. Ich sehe sie immer wieder ohne ihre Truppen, niemals bei der Arbeit, aber stets atemlos dem Vergnügen nachjagen wie Leute, die des nächsten Tages nicht sicher sind. Ich sehe auch die Soldaten wieder, prächtige Bauern der russischen Ebenen und der sibirischen Steppen, gefügig, ergeben wie gute Hunde, und die so sehr verdienten, besser kommandiert zu werden; ich sehe sie immer wieder ohne ihre Führer, verlassen und zerstreut, dem Zufall preisgegeben, wie unglückliche Verirrte dahinschreitend; sie trugen ihre Flinten wie Sensen oder Hacken auf den Schultern, als ob sie nicht wüßten, wie sie sich der Waffen bedienen sollten. Jetzt begreife ich, daß es für Rußland notwendig war, diese grausame Prüfung über sich ergehen zu lassen, um Einkehr zu halten, mit glühendem Eisen den Krebs auszubrennen, der das Land auffrißt."

Der rechte Flügel der drei japanischen Armeen war inzwischen bis in die Gegend östlich Liaujang vormarschiert. Dort hatte am 31. Juli und 1. August Kuroki blutige Kämpfe gegen die Russen unter den Generalen Keller und Slutschewski zu bestehen. Zwei Schlachten zu gleicher Zeit mußte Kuroki schlagen, die eine bei Inschuliangsu, die andere bei Jangtsuling (Janselin), beide etwa 7 Stunden voneinander entfernt und in östlicher Richtung vom Motien-Paß liegend. Wie stets, befanden sich die Russen in längst vorbereiteten, gehörig verschanzten Verteidigungsstellungen auf Anhöhen. Bei Jangtsuling waren sie $2^1/_2$ Divisionen stark und hatten 4 Batterien. Am 31. Juli

mit Sonnenaufgang eröffnete die japaniſche Artillerie das Feuer, während die Infanterie erſt um ein Uhr in den Kampf eingriff. Die Japaner hatten große Schwierigkeiten zu überwinden, da ſie gegen ſchroffe Abhänge vorgehen mußten und keine günſtigen Stellungen für ihre Geſchütze fanden. Es war ein brennend heißer Tag, und die Truppen, die bei einer Hitze von 45 bis 48 Grad Celſius im Kampfgetümmel aushalten mußten, litten furchtbar. Die Stellungen der Ruſſen waren ſchon am Vormittag durch die Japaner erſchüttert. Auf dem äußerſten linken Flügel gab es ſogar eine Panik; ein Teil der oſtſibiriſchen Schützen begann auszureißen, als ſähen ſie ein, daß ſie doch nichts mehr helfen konnten. „Und wie liefen ſie!“ erzählt ein Augenzeuge. „Wie rannten die großen ſtarken Ruſſen vor den kleinen Japs! Nach guter alter Sitte wurden zuerſt die Gewehre und dann die Torniſter weggeworfen; hierauf kam der Rock an die Reihe, aber auch jetzt ging es den meiſten noch nicht ſchnell genug. Das Meſſer aus der Hoſentaſche und das Beinkleid aufgeſchlitzt! Alles in vollem Laufe . . . weiter im bloßen Hemd. An einer Kette um den Hals trug jeder mindeſtens ein Kreuz, viele zwei und drei, von Mutter, Gattin, Braut. Und wie ſie liefen, da heulten japaniſche Granaten hinter ihnen her und ſtreckten die armen Burſchen nieder.“

Im ganzen leiſteten die Ruſſen hartnäckigen Widerſtand, obwohl ſie bereits halb geſchlagen waren, und die Japaner mußten ihnen gegenüber während der Nacht in Schlachtſtellung biwakieren.

Auch auf dem anderen Gefechtsfelde, bei Inſchuliangſu, waren die Japaner in aller Morgenfrühe zum Angriff geſchritten, und auch hier verteidigten ſich die Ruſſen, die 2 Diviſionen zählten und über entſprechende Artillerie verfügten, in ſtark verſchanzten Stellungen. Doch erlitten ſie ſchwere Verluſte und ihre Reihen wankten. Südlich von Inſchuliangſu waren 3 Infanterieregimenter mit 4 Geſchützen zum Rückzuge gezwungen. Sie wurden von den Japanern umgangen und aus Entfernungen von 200 bis 1000 Meter in vernichtender Weiſe beſchoſſen. Bei dieſem Vorgange hatte ein ruſſiſches Bataillon einen Bajonettkampf zu beſtehen, den ein daran beteiligter Offizier wie folgt ſchildert:

„Das Geknatter dreier Salven wird vernommen. Ihre Bedeutung kennen wir nicht. Auf dem linken Flügel unserer Position wird ein Flaggensignal gegeben. Das ganze Bataillon befindet sich im Zustande höchster Spannung. Wieder ein Signal. Kein Zweifel: vorwärts! heißt es. Das Bataillon erhebt sich, noch wenige Augenblicke, und es stürmt im Laufschritt vor. Wir stürmen einen Berg hinauf. Schon hören wir Kugeln summen, das seltsame Geräusch wird mit jedem Moment stärker. Stumm und lautlos gehen wir vorwärts. Plötzlich ertönt ein Schrei: ein Gefreiter der zweiten Kompagnie ist verwundet — das erste Opfer. Wir steigen immer höher und höher, wie ein Alpdruck legt es sich auf die Seelen, enger drängen sich Mannschaften und Offiziere aneinander. Kurz vor dem Erreichen des Berggipfels machen wir auf einige Minuten Halt. Ein Kommando — und wieder geht es in wilder Hast vorwärts. Nun erreichen wir die Gipfel und sehen auf 30 bis 40 Schritt den Feind vor uns. Ein fürchterliches Feuer empfängt uns, das wir 5 bis 10 Sekunden erwidern. Jetzt wieder ein Kommando, und wie ein Mann wälzt sich das ganze Bataillon vorwärts. Noch wenige Sekunden, und in das Gestöhne der Verwundeten mengen sich laute Hurrarufe. Es ist unmöglich, die Schrecknisse eines Bajonettkampfes zu beschreiben. Hier verteidigt sich ein japanischer Offizier verzweifelt mit dem Säbel. Nun dringt das scharfe Bajonett in seine Brust, und röchelnd fällt er leblos zu Boden. Rings umher herzzerreißende Weherufe. Doch niemand kümmert sich um das in Strömen fließende Blut, um die Klagelaute der Sterbenden. Ein Teil der Japaner sucht in der Flucht Rettung und stürzt, bald fallend und dann wieder sich erhebend, den Berg hinab. Aber auch in der Flucht ist keine Rettung. Wir holen den ermatteten Feind ein und stechen und schlagen wie die Wahnsinnigen auf ihn los. Von einer grimmen, tierischen Wut ist alles erfaßt, tief dringen die Bajonette in die Leiber, schwer sausen die Kolbenschläge auf den Kopf. Oft wird in blinder Wut noch auf die Toten eingehauen, mechanisch sticht und schlägt man weiter, ohne Berechnung, ohne Überlegung, nur der augenblicklichen wilden Mordgier die Zügel schießen lassend. Zuweilen fährt das Bajonett durch den ganzen Körper und stößt knirschend an das Felsgeröll. Die

Bajonette verbiegen sich. Zuweilen sieht man, wie der Kämpfer verzweifelte Anstrengungen macht, das Bajonett aus dem Körper herauszuziehen. Ohne sich lange zu besinnen, läßt er die Waffe im Leibe stecken und ergreift das Gewehr des nächsten Toten und stürmt wieder vorwärts. Immer höher und höher türmen sich die Leichen — und schon glaubt man den Sieg errungen zu haben, sich etwas ausruhen zu können. Doch was ist das? Etwas Neues — ein Regen von Kartätschen, Granaten und Kugeln erfüllt plötzlich zischend, summend, pfeifend die Luft. Man glaubt die nächste Sekunde nicht mehr zu erleben. Die Reihen lichten sich immer mehr und mehr, bald hier, bald dort schlägt eine explodierende Granate klaffende Lücken. Hier fällt ein Offizier mit abgerissenem Kopfe lautlos zu Boden, dort wälzen sich in fürchterlich schwerem Todeskampf mehrere entsetzlich verstümmelte Soldaten, etwas weiter sieht man einen Offizier, wie er plötzlich hoch in die Luft springt und unmittelbar darauf mit einem geradezu tierischen Schmerzensschrei zusammenbricht. Das Gestöhn der Sterbenden und Verwundeten ist schon nicht mehr hörbar, es wird von dem Gewehrgeknatter und den Kommandorufen übertönt. Wohin das Auge auch blicken möge — überall Ströme von Blut, Todeszuckungen Verwundeter . . Leider war der Kampf ein ungleicher, das Bataillon schmilzt mehr und mehr zusammen, und todestraurig oder von dumpfer Gleichgültigkeit erfaßt, ermattet bis zum äußersten, tritt das kleine Häuflein der Überlebenden den Rückzug an, verfolgt von den Schrapnells und Granaten des Feindes. Und auf dem Rückwege stoßen wir auf die friedlich nebeneinander liegenden Leichen von Freund und Feind. Nur die Lage derselben verrät, daß etwas Entsetzliches vorgegangen ist. Manche halten noch im Tode die Waffen umklammert, und dazwischen das Gewimmer der Verwundeten, die herzzerreißenden Bitten um Hilfe, um einen Schluck Wasser, um einen Bissen Brot, um einen Fetzen Zeug — das entströmende Blut zu stillen. Dumpf, gleichgültig geht man an dem fremden Leid vorüber, so namenlos groß es ist; weiter, schnell weiter — der Feind und in seinem Gefolge der Tod ist ja auf den Fersen . . ."

Die Russen hielten einen Teil ihrer Batterien zurück und mit den

übrigen erzielten sie nur geringe Wirkung. Wiederholt wechselten einige Batterien die Stellung, andere gingen zurück, um auszuruhen und Kraft zum neuen Angriff zu sammeln. Die Japaner schossen rasch und präzis. Ihre Granaten barsten mit dem wohlbekannten betäubenden Schlage und sandten dann ihre Eisenhagelgarben kläglich heulend empor. „Die russischen Infanterieangriffe geschahen nur mit halber Kraft," läßt sich ein Augenzeuge vernehmen, „und langsam schoben sich die dichten russischen Kolonnen an die japanischen Stellungen heran; die Nipponartillerie paßte dabei sehr gut auf; wo sich eine russische Kolonne im Gelände zeigte, da wurde sie, wenn auch auf weite Entfernung und nur für kurze Augenblicke, unter Feuer genommen, was stets zu erheblichem Durcheinander und großem Geschrei bei den Russen führte. Immerhin entwickelten sich schließlich etwa 10—12 000 Mann zum Angriff, aber in der bekannten russischen Manier, schwerfällig, mit spärlichen Schützen und in ziemlich dicht geschlossenen Kolonnen.

Kaum zeigten sich die russischen Linien, so ging es drüben bei den Japanern los . . . Rrrr — Rrrrrr — Rrrrr — Rrrrrrrrr, ein kontinuierliches Prasseln des Infanteriefeuers, zwischendurch die dröhnenden Schläge der mit Verständnis gerade jetzt doppelt einsetzenden japanischen Artillerie. Aber was ist diese Musik gegen das feine scharfe Zischen der Infanteriegeschosse, die jetzt zu Hunderten und Tausenden zu uns herübersurren . . . tsch — tsch — tschtsch — tschtschtschtsch — so geht das unaufhörlich; großartig und hochinteressant! Zeigt sich eine Kolonne unvorsichtig im feindlichen Infanteriefeuer, so klatschen die Kugeln buchstäblich auf dem Menschenfleisch, man hört es ganz deutlich. Man irrt sich indes, wenn man denkt, daß einem in diesem ‚Milieu' bange wird. Vor dem Beginn der Aktion, solange man noch nicht recht weiß, geht es los oder geht es nicht los, fühlt man einige Bangigkeit; sobald es aber tüchtig knallt und das Gefecht im Gange ist, denkt man im allgemeinen nicht an die Gefahr. Dafür sind die Sinne ungemein geschärft. Der Mensch lebt im Kampfe nur durch Aug' und Ohr; man sieht und hört viel schärfer als im gewöhnlichen Leben, und die Zeit vergeht mit einer Schnelligkeit, von der man sich keinen Begriff macht;

man hat den Eindruck, das Gefecht habe eben erst begonnen; sieht man nach der Uhr, so ist man überrascht, daß es schon 3 bis 4 Stunden dauert. Zu diesem Hinausgehobensein über den engen Zeitbegriff tritt Gleichgültigkeit, man ‚pfeift' im Geist auf Vergangenheit und Zukunft und alle Nebenrücksichten." . .

Bis 1 Uhr mittags tobte die Schlacht am heftigsten. Als das Artilleriefeuer der Japaner nachzulassen begann, umritt General Keller mit seinem Gefolge, alle in den weißen auffallenden Röcken, die Positionen. In der Nähe eines Passes sagte man ihm, er gebe ein Ziel für den Feind ab und sei in Gefahr. Er beachtete jedoch diese Mahnung nicht, stieg vom Pferde und schritt zu Fuß die stark beschossene Stellung ab, unmittelbar dem feindlichen Feuer entgegen. Plötzlich stieg dort, wo er stand, eine Rauchwolke auf. Zwei Menschen sanken nieder. Es waren General Keller und Oberst Aronowski. Der letztere erhob sich sogleich wieder, ihn hatte nur der Luftdruck des Geschosses zu Boden geworfen, — Keller aber blieb liegen, er lebte nur noch zwei Minuten. Ein Schrapnell hatte ihn mit Splittern überschüttet. Der Körper des Toten zeigte sechsunddreißig Wunden . . .

Am nächsten Morgen, 1. August, erneuerten die Japaner ihre Angriffe. Schon um 8 Uhr hatten sie Jangtsuling genommen und die Russen von allen Höhen vertrieben. Der geschlagene Feind floh auf Pangheyen zu. Bei Inschuliangsu hielten sich die Russen bis nachmittags in ihren Stellungen, dann aber war auch hier ihre Niederlage entschieden, und schleunig nahmen sie ihren Rückzug in der Richtung nach Anping, nach Westen zu. Noch auf $6^1/_2$ Kilometer Wegs waren die Japaner hinter ihnen her.

In beiden Kämpfen belief sich der japanische Verlust auf fast 1000 Mann, worunter 40 Offiziere, der russische auf über 2000 Mann, 150 Gefangene nicht mitgerechnet. Viele Gewehre, Granaten und Zelte und 6 Feldgeschütze fielen den Siegern als Beute zu. Von den gefallenen Russen begruben die Japaner 700 mit den gebührenden militärischen Ehren.

General Graf Keller, der in diesen Kämpfen den Heldentod gefunden hatte, entstammte einer alten deutschen Familie. Sein Urgroßvater war zur Zeit Friedrichs des Großen Gesandter in Pe-

tersburg gewesen. Keller hatte seine Erziehung im Pagenkorps erhalten und war Kammerpage der Kaiserin Maria Alexandrowna. Im Alter von 25 Jahren begab er sich als Rittmeister nach Serbien, wo er sofort eine Brigade erhielt und diese zum Siege führte. Nach Beendigung des Krieges wurde er Oberst im russischen Generalstabe, und im Feldzuge gegen die Türkei kämpfte er im Schipka-Paß und dann im Stab Skobelews, dessen Stabschef damals Kuropatkin war. Als Kuropatkin verwundet wurde, ernannte Skobelew zu dessen Nachfolger den Grafen Keller, und in dem betreffenden Erlaß an die Offiziere hieß es: „Sollte ich morgen fallen, so gehorcht Keller! Er kennt meinen Plan!" Nach dem Feldzuge wurde Keller zum Flügeladjutanten Alexanders II. ernannt, später wurde er mit der Organisation der bulgarischen Armee betraut, worauf er, wieder nach Rußland zurückgekehrt, als Chef in die Mobilisationsabteilung des Generalstabs trat. Als Kuropatkin den Befehl über die Mandschurei-Armee übernahm, telegraphierte er dem Grafen Keller: „Treuer Waffengenosse, ich brauche Sie!" Am 2. Mai war ihm das Kommando über das 2. Sibirische Armeekorps übertragen worden.

„In unserem Passagierzug, der von Charbin nach Norden ging, war ein Güterwagen, der auf weißem Grunde das Rote Kreuz zeigte, angekoppelt," schrieb ein Kriegskorrespondent in der russischen Zeitung ‚Now. Wremja'. „In dem Wagen stand ein Sarg, in welchem einer unserer besten Führer im jetzigen Kriege ruhte — Graf Keller, dessen Leiche mit dem Zuge der russischen Heimat zugeführt wurde.

Vor kurzem noch hatte ich Graf Keller in seinem Zelte gesehen. Wie immer, elastischen leichten Schrittes, mit liebenswürdigem Lächeln, kam der General auf mich zu; keck hatte er die Mütze der Schützen der kaiserlichen Familie aufs Ohr gesetzt.

„Haben Sie sich etwas zu essen mitgebracht?", fragte er mich freundlich, „bei meiner Abteilung gibt es, wie Sie wissen, nur Tee und Zucker, wir bekommen bei den heftigen Regengüssen die Fourage nicht nach. Ich fürchte, Sie werden hier kaum etwas zu essen bekommen."

Heute nun fuhr ich wieder mit dem noch vor wenigen Tagen so

lebensfrohen Manne, der jetzt als stiller Gast in seinem Bretterhause lag; er hatte im fernen Osten alles, was sein Talent und seine Vaterlandsliebe ihm gebot, treu erfüllt, und wie er gelebt hatte, so war er auch gestorben — zusammen mit seinen Soldaten, die in ihm einen hervorragenden Führer verehrten, dessen Tod eine unersätzliche Lücke in unsere Reihen gerissen hat.

Im Zuge lernte ich einen jungen Offizier von der Kavalier-Garde kennen, Kellers Sohn, der die Leiche des Vaters in die Heimat, nach dem Gute Sjenniza, im Gouvernement Rjäsan, geleitete.

„Die ganze Ladung des Schrapnells hat meinen Vater getroffen, sogar der Zünder," erzählte er mir. „Sehen Sie, diese Berlocken pflegte er an einer goldenen Kette um den Hals zu tragen, einige davon sind sogar verbogen."

Gerührt betrachtete ich die Kette, die mit den Ahnenbildern des Geschlechts geschmückt war und die der General in seiner Todesstunde auf der Brust getragen.

„Beim Transport der Leiche hatte ich besondere Schwierigkeiten," fuhr der junge Offizier fort. „Sie wurde in einen chinesischen Zinksarg gelegt und mußte 36 Werst weit durch das Gebirge transportiert werden. Oft versperrten uns Kolonnen den Weg. Die Soldaten, die den Sarg trugen, auf dessen Deckel der goldene Ehrensäbel, die Orden und die Mütze der Schützen der kaiserlichen Familie lag, konnten sich oft der Tränen nicht erwehren. Schweigend erwiesen die Regimenter, die uns begegneten, ihre Ehrenbezeugung. Mein Vater war sehr beliebt."

Auf den Stationen stieg der junge Graf aus und sah nach dem Wagen; die meisten Passagiere wußten gar nicht, wer in dem Wagen ruhte. Die Soldaten lärmten und scherzten, in einigen Wagen wurde auch gesungen. Doch mir kam der Totenwagen nicht aus dem Sinn, der am Ende unseres Zuges folgte und seine traurigen Schatten auf den Weg warf. Wieder eilten meine Gedanken zurück, nach den grünen Hügeln, auf denen zwei weiße Zelte im hellen Sonnenschein erglänzten — die Wohnung des Grafen Keller während der letzten Tage seines Lebens." . . .

Von allen Seiten sahen sich die Russen nach Norden gedrängt, und dadurch war nun auch ihre Position um Haitscheng unhaltbar geworden, und diese letzte große Eisenbahnstation vor Liaujang mußte aufgegeben werden. Dort waren viele Kriegsgeräte aufgehäuft, welche der Kommandeur des Eisenbahnbataillons, Oberleutnant Spiridonow, retten wollte. Zu diesem Zwecke hatte er von der Bahnverwaltung jedoch nur drei Güterwagen erlangen können, und selbst diese unzureichenden Transportmittel waren ihm erst nach großen Schwierigkeiten bewilligt worden. Er fuhr nach Haitscheng und in seiner Begleitung begegnen wir wieder dem unermüdlichen russischen Kriegskorrespondenten Dantschenko, welcher in seinen Berichten mancherlei Fehler seiner Landsleute aufgedeckt hat und in dem folgenden bittere Klage über die Armee-Intendantur führt:

„Rechts und links von der Bahn sah man die müden, schweigsamen Soldaten marschieren und die Grabenränder voll von Müden und Zurückbleibenden. In dichten Scharen zogen die armen Soldaten nach Norden. Da liegt auch das dem Feinde überlassene Haitscheng. Wieviel Arbeit, wieviel Geld haben wir in diesen Ort hineingesteckt! Man schien darauf gerechnet zu haben, lange hier zu bleiben, und nun hieß es wieder: Zurück! In der Nähe der Bahnstation liegen zweihundert Pud (ein Pud = zirka $16^1/_3$ Kilogramm) Pulver, für welche uns die Japaner gedankt hätten, und ebenso für die riesigen Vorräte an Stacheldraht. Beides hätten die Japaner gegen uns verwerten können. Die Soldaten beginnen mit dem Aufladen, und Oberleutnant Spiridonow klagt, daß man ihm nur drei Wagen gegeben habe. Wären es zwanzig gewesen, hätte man alles fortschaffen können, und dabei stehen die leeren Güterwagen einige zwanzig Kilometer nördlich unbenutzt. Wozu soll man das Staatseigentum retten? lautete die Frage auf die dringenden Bitten des Oberleutnants. Brennt es ruhig nieder! Wie viele Millionen haben wir schon so verbrannt!

Mit einemmal werden unsere Wagen von bleichen, müden Soldaten wie im Sturm besetzt. „Was wollt ihr!" herrscht man sie an, aber sie kehren sich an keine Worte. Natürlich werden sie gewaltsam

entfernt. „Wir sind Kranke und können nicht mehr gehen," tönt es zurück. „Gut, dann wartet, bis wir geladen haben, und wenn noch Platz übrig bleibt, sollt ihr mitgenommen werden." Aber dieses Versprechen hilft nichts. Die Soldaten drängen in die Wagen, legen sich auf die Haufen von Stacheldraht und auf die Spaten nieder. Sie werden hinausgetrieben und kehren im nächsten Augenblick auf ihren Platz zurück.

Was soll mit dem Mehl geschehen? fragt eine Stimme; hier lagern 28 000 Pud. Die müssen verbrannt werden, lautet der Befehl. Nur noch zwanzig Minuten gebe ich euch Zeit zum Laden, dann wird Feuer angelegt. Mir krampft sich das Herz zusammen. Dort liegen Berge von Gerste, die allen so nötig war. Abgemagert waren unsere Pferde, weil man ihnen nichts gab, und nun sollen diese Vorräte, mit denen man viele Kavallerieregimenter hätte mästen können, sinnlos verbrannt werden? Ja, man kann sie doch nicht den Japanern überlassen! Das stimmt, aber alsdann hätte man schon vorher diese Eventualität in Betracht ziehen müssen und nicht mit den Rationen kargen! In der Ferne springen die ersten Flammen auf die Dächer der mächtigen Speicher, lecken gierig empor und scheinen uns mit roten Tüchern zu winken. Bald steht alles in Flammen, die ihr Vernichtungswerk gründlich besorgen. In einigen Stunden ist von allen Vorräten und all der aufgewandten Arbeit nicht viel mehr übrig als ein Haufen Asche und glimmende Kohlen, an denen sich unsere Feinde ihr Nachtmahl wärmen werden. . ."

In einer 180 Kilometer breiten Linie hatten die drei japanischen Armeen im Juni ihren Vormarsch nach Norden begonnen, und indem sie sich konzentrisch ihrem Ziele genähert, war diese Linie bis auf 100 Kilometer zusammengerückt. Mit mächtigen Schlägen hatten sie die sich in den Weg stellenden Russen von Position zu Position zurückgeworfen und endlich in ihre letzte, große Hauptstellung in und um Liaujang gedrängt.

Das alles bedeutete eine bewunderungswürdige Kampfesarbeit, vollbracht unter gewaltigen Hindernissen, wie solche sich aus den wegelosen Gebirgen, den Schwierigkeiten des Nachschubs und den Unbilden der zuletzt eingetretenen Regenzeit ergeben mußten.

In gesicherten Stellungen ließ nun Marschall Oyama sein vereinigtes Heer einen letzten Halt machen, und es trat ein längerer Stillstand ein, der allerdings dem General Kuropatkin Zeit ließ, seine Armee zusammenzuziehen, durch die aus Europa eintreffenden Truppen zu verstärken und die Befestigungen im Süden und Südosten von Liaujang, an denen schon Monate vorher gearbeitet worden war, noch weiter auszubauen.

Aber auch dem japanischen Feldmarschall diente diese Pause dazu, neu anlangende Ersatzmannschaften einzureihen, seine Munition und sonstigen Kriegsvorräte zu ergänzen, die Verbindung zwischen seinen drei Armeen noch fester zu knüpfen und in aller Stille die Vorbereitungen zu einem einheitlichen Angriff auf den Gegner zu treffen.

# Sechzehntes Kapitel.

Rußlands „freiwillige Flotte". — Ruſſiſche Hilfskreuzer im Roten Meere. — Internationales Seekriegsrecht. — Rußlands Entgegenkommen. — Weitere Schiffsbeſchlagnahmungen. — England übermittelt Rußlands Befehl. — Eine ſtarke Flotte tut not. — Die Bedeutung Port Arthurs für die Japaner. — Die Verteidigungswerke von Port Arthur. — Vormarſch der Japaner. — Der Sturm auf den Wolfsberg. — In Port Arthur. — Proviant und Spione. — Der Kampf auf dem Grünen Berge. — Das Freiwilligen-Korps in Port Arthur. — Graue Bluſen.

In Europa war man bisher den kriegeriſchen Ereigniſſen in Oſtaſien, dem gewaltigen Ringen zwiſchen Japan und Rußland, mit jener Ruhe und Behaglichkeit gefolgt, zu denen man ſich berechtigt fühlt, wenn man „weit vom Schuß" iſt und eine Gefahr irgendwelcher Art nicht in Ausſicht ſteht. Aus dieſer Ruhe ſollte jedoch ganz Europa durch einige raſch aufeinander folgende Ereigniſſe aufgeſchreckt werden. Im Roten Meer, alſo auf dem Wege, den der geſamte europäiſche Handel nach Oſtaſien nehmen muß, tauchten plötzlich ruſſiſche Hilfskreuzer auf.

Rußland unterhält im Schwarzen Meer nicht nur eine ſtarke Kriegsflotte, ſondern auch eine ſogenannte „freiwillige Flotte", d. h. eine Anzahl von Handelsdampfern, welche ſo eingerichtet ſind, daß ſie binnen wenigen Stunden in Kriegsſchiffe umgewandelt werden können. Dieſe Hilfskreuzer führen die erforderliche Armierung, z. B. Kanonen und Munition, auf ihren geſamten Handelsfahrten beſtändig im Lagerraum mit ſich. Bekanntlich hat das Schwarze Meer nur eine einzige Verbindung mit dem Mittelländiſchen Meer, und zwar durch die Dardanellen. Nach den vorhandenen Abmachungen zwiſchen Rußland und der Türkei, ſowie nach den internationalen Verträgen dürfen ruſſiſche Kriegsſchiffe nur mit beſonderer Erlaubnis der Türkei die Dardanellen paſſieren.

Bei den jetzigen Kriegsverhältnissen zwischen Rußland und Japan wäre es ein Bruch der Neutralität gewesen, hätte die türkische Regierung den Schiffen der freiwilligen Flotte die Durchfahrt durch die Dardanellen gestattet, wenn diese Schiffe bereits als Hilfskreuzer armiert gewesen wären. Ein anderer Passus des Vertrages zwischen Rußland und der Türkei besagt aber, daß die Schiffe der freiwilligen Flotte, auch wenn sie mit Soldaten oder Gefangenen besetzt seien, die Dardanellen passieren könnten, wenn sie unter der Handelsflagge fahren und nicht armiert sind.

Diesen Umstand machte sich die russische Regierung zunutze. Am 4. und 5. Juli passierten die Schiffe der russischen freiwilligen Flotte „Smolensk", „Petersburg" und „Orel" unter der Handelsflagge die Dardanellenstraße, gingen in das Mittelländische Meer und nach Port Said am Eingange des Suezkanals. Nachdem sie den Suezkanal passiert hatten, holten sie aus dem Lagerraum die Armierung herauf, verwandelten sich in Hilfskreuzer und hißten die russische Kriegsflagge. Am 11. Juli hielt die „Petersburg" den englischen Dampfer „Menelaus" an und gestattete ihm nach vierstündiger Durchsuchung erst die Weiterfahrt. Am 14. Juli wurde der englische Dampfer „Malakka" im Roten Meer nicht nur angehalten, sondern auch durchsucht, und da man Munition an Bord fand, wurde er für beschlagnahmt erklärt. Er erhielt russische Besatzung unter Führung eines russischen Offiziers und wurde durch den Suezkanal gebracht, um in einem russischen Hafen vor ein Prisengericht gestellt zu werden. Schon am nächsten Tage aber hielt der Dampfer „Smolensk" im Roten Meer den deutschen Reichspostdampfer „Prinz Heinrich" an und schickte einen Offizier mit zwanzig Mann an Bord. Die Russen durchsuchten das Schiff auf das genaueste und beschlagnahmten endlich die gesamte für Japan bestimmte Post. Die Russen nahmen die betreffenden Briefbeutel gegen Quittung an sich.

Ein Sturm der Entrüstung erhob sich in ganz Europa. Wenn die Russen mit derartigen Beschlagnahmen und Durchsuchungen der Schiffe im Roten Meer fortfuhren, wurde der Handel und Verkehr zwischen Europa und Ostasien vollkommen lahmgelegt, aber auch der anderweitige Handelsverkehr durch den Suezkanal war auf das

höchste gefährdet. Hatten doch die Russen selbst Kohlen und Lebensmittel als Kriegskonterbande erklärt! Hielten sie diese Erklärung aufrecht, so konnten sie einfach jeden Dampfer beschlagnahmen, da ja jeder Kohlen an Bord hatte und auch Lebensmittel für Passagiere und Mannschaft mit sich führen mußte. Die Russen schienen auch sehr geneigt, mit übertriebener Strenge gegen jedes Schiff vorzugehen.

Es ist durchaus notwendig, daß wir einen Augenblick näher auf das sogenannte „internationale Seekriegsrecht" eingehen, das leider in seinen Grundzügen ganz und gar nicht feststeht. Seit dem amerikanischen Bürgerkriege, also vom Anfange der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an, haben sich die namhaftesten Gelehrten über die Grundzüge des internationalen Seekriegsrechts die Köpfe zerbrochen. Das Schlußresultat war doch immer, daß Gewalt vor Recht ging, und daß die Ansichten desjenigen Staates als richtig betrachtet wurden, der in der Lage war, seiner Meinung eventuell mit Nachdruck Geltung zu verschaffen. Die Leser werden sich erinnern, daß schon während des Burenkrieges englische Kreuzer deutsche Handelsschiffe an der Ostküste von Afrika nicht nur angehalten und durchsucht, sondern in einem Falle auch beschlagnahmt hatten. Aber diese Schiffe befanden sich in der Nähe des Kriegsschauplatzes, während bei den Durchsuchungen und Beschlagnehmungen, welche die russischen Hilfskreuzer im Roten Meer vornahmen, die neutralen Schiffe sich Hunderte von Meilen weit vom wirklichen Kriegsschauplatze befanden.

Die erregte öffentliche Meinung in Deutschland und England behauptete, die Russen hätten nicht einmal das Recht, neutrale Schiffe anzuhalten und zu visitieren, wenigstens nicht in so weiter Entfernung vom Kriegsschauplatze. Man nahm zwar, bevor diese Beschlagnehmungen stattgefunden hatten, nach internationalem Übereinkommen an, daß bei einem Seekrieg jede der kämpfenden Mächte auch neutrale Handelsschiffe untersuchen könnte, um festzustellen, ob sie dem Gegner Hilfsmittel, also Waffen, Munition, Proviant usw., zuführten. Immer aber war dies nur geschehen in den Gewässern, in denen der Krieg stattfand.

Die Kommandeure der russischen Hilfskreuzer entschuldigten sich damit, daß nach russischen Nachrichten zweihundert mit Kriegskonterbande für Japan bestimmte Schiffe in allernächster Zeit den Suezkanal passieren würden. Während man aber noch über die Grundzüge des internationalen Seekriegsrechts hin und her stritt, brachten die russischen Hilfskreuzer noch im Roten Meer die englischen Dampfer „Ardova" und „Formosa" und den deutschen Dampfer „Skandia" auf. Die Erregung stieg dadurch besonders in England derart, daß ein Teil der englischen Flotte mobil gemacht und nach Alexandrien geschickt wurde. Natürlich hatte auch die deutsche Regierung sofort Protest in Petersburg erhoben, und der Zar Nikolaus sowie seine Minister zeigten sich bereit, Deutschland Genugtuung zu geben. Es wurde ausdrücklich erklärt, daß die Beschlagnahme der Post auf dem Reichspostdampfer „Prinz Heinrich" zu Unrecht geschehen sei, ebenso das Anhalten und Durchsuchen der „Skandia". Um aber Deutschland noch mehr entgegenzukommen, wurde von der russischen Regierung der deutschen das Anerbieten gemacht, der russische Konsul in Suez solle fortab allen nach dem Osten bestimmten deutschen Dampfern Freipässe für das Rote Meer ausstellen, nachdem er natürlich die deutschen Dampfer daraufhin untersucht hätte, daß sie keine Kriegskonterbande an Bord führten. Diese Freipässe sollten die deutschen Kapitäne den Offizieren der Hilfskreuzer, welche die deutschen Schiffe anhielten und an Bord kämen, vorweisen, um sich ohne weiteres die unbehinderte Weiterfahrt zu verschaffen.

Auch England gegenüber zeigte sich Rußland sehr entgegenkommend, besonders nachdem England nachgewiesen hatte, daß die Munition, die auf der „Malakka" gefunden worden war, nicht für die Japaner, sondern für das englische Geschwader in Ostasien bestimmt gewesen sei. Der Befehl der russischen Regierung an die Hilfskreuzer, die „Malakka" freizugeben, erreichte die russischen Schiffe erst in Algier. Die „Malakka" wurde sofort freigegeben, nachdem unter allerlei Ehrenbezeugungen auf dem Schiffe die englische Flagge wieder gehißt war. Ebenso wurden die anderen englischen Dampfer nicht vor ein Prisengericht gestellt, sondern ohne weiteres freigegeben. Gleichzeitig beorderte Rußland die drei Schiffe der freiwilligen Flotte

aus dem Roten Meer fort, um nicht noch in weitere Unannehmlichkeiten mit den europäischen Mächten zu kommen. Die Regierung erklärte auch, die Kommandeure der Hilfskreuzer hätten ihre Instruktionen mißverstanden.

Gleichzeitig wurden aber in dem russischen Kriegshafen Libau zwei neue Hilfskreuzer ausgerüstet, sehr große und schnell fahrende Dampfer, welche früher bei der deutschen Hamburg-Amerika-Linie Dienst in der Amerikafahrt getan hatten und welche an die russische Regierung verkauft worden waren. Diese beiden Hilfskreuzer erhielten den Namen „Don" und „Ural". Auch für die Armierung dieser Dampfer führte die russische Regierung als Grund an, daß beständig Hunderte von Schiffen mit Kriegskonterbande auf dem Wege nach Japan sich befänden. Im Roten Meer aber sollte keine Beschlagnehmung mehr stattfinden.

Es klärten sich auch sowohl in Deutschland wie in England die Meinungen über die Bestimmungen des Seekriegsrechtes. Deshalb machte es verhältnismäßig wenig Aufsehen, als die Kreuzer der Wladiwostok-Flotte den unter deutscher Flagge fahrenden Dampfer „Arabia" aufbrachten, weil er eine Menge Mehl und Eisenbahnmaterial an Bord hatte. Die „Arabia", welche sich in japanischem Besitz befand, wurde in Wladiwostok vor ein Prisengericht gestellt. Nachdem man das Mehl und das Eisenbahnmaterial konfisziert hatte, wurde der Dampfer wieder freigegeben. In den ersten Tagen des August hielt dann der englische Premierminister Balfour im Unterhause eine längere Rede, in welcher er ausführte: man müsse zugestehen, Rußland und Japan hätten das Recht, überall, und sei es auch weit entfernt vom Kriegsschauplatz, Handelsschiffe zu visitieren. Es sei gelungen, die russische Regierung zu einem Kompromiß mit den europäischen handeltreibenden Staaten zu bringen, damit die Schiffahrt nach Ostasien nicht zu sehr belästigt werde. Der Premierminister warnte aber ganz entschieden alle englischen Reeder und Kaufleute, Kriegskonterbande auf englischen Schiffen den Russen oder Japanern zuzuführen, da die englische Regierung nichts tun könne, wenn solche Schiffe mit verdächtiger Ladung aufgebracht und vielleicht gleich versenkt würden.

Es machte deshalb wenig Aufsehen, als bald die Nachrichten kamen, daß die von Libau abgegangenen russischen Hilfskreuzer „Don" und „Ural", sowie noch zwei weitere Hilfskreuzer, „Terek" und „Lena", Schiffe im östlichen Atlantischen Ozean sowie an der Küste von West- und Ostafrika anhielten und durchsuchten. Nur als nördlich von Australien die russischen Hilfskreuzer ebenfalls Schiffe anhielten, geriet die australische Regierung in die größte Bestürzung, weil sie fürchtete, der ganze Handel des Kontinents könne unterbunden werden. Auf dringende Vorstellungen Englands bei der russischen Regierung erklärte diese ernstlich, sie wolle wenigstens die beiden Hilfskreuzer „Petersburg" und „Smolensk", die sich an der Ostküste Südafrikas gezeigt hatten, zurückrufen, sie habe aber keine Möglichkeit, mit den Kommandanten in Verbindung zu treten. Die englische Regierung erbot sich darauf, den Befehl der russischen Regierung an die Hilfskreuzer durch ein Kriegsschiff übermitteln zu lassen. Der englische Kreuzer „Forte" machte sich auch mit dem Befehl der russischen Regierung auf den Weg und traf die beiden Hilfskreuzer bei Sansibar. Er händigte ihnen dort die Rückberufungsorder aus, und die Schiffe gingen nach Libau zurück. Die „Lena" kam ohne Kohlen in den Hafen von San Franzisco und wurde hier, da sie nicht weiter konnte, auf Befehl des Präsidenten Roosevelt desarmiert. „Terek" tauchte im Hafen von Las Palmas auf und wollte hier Kohlen nehmen, was ihm aber verweigert wurde. „Don" hat sich lange Zeit an der Westküste Spaniens, der „Ural" im Mittelmeer aufgehalten. Seitdem hat man von diesen russischen Hilfskreuzern nichts mehr gehört.

Die Japaner beschlagnahmten noch in Ostasien einige unter deutscher und englischer Flagge fahrende Dampfer, die sämtlich Kriegskonterbande an Bord hatten.

Es ist zu hoffen, daß der Krieg zwischen Rußland und Japan, der ja leider noch jahrelang andauern kann, keine größeren Störungen für den internationalen Handel und Verkehr bringen wird. Die Nationen aber, welche hauptsächlich Handel treiben, mögen aus diesen Vorfällen die wichtige Lehre ziehen, daß in Kriegszeiten nur derjenige Staat darauf rechnen kann, seinen Handel zu

schützen, der eine starke Flotte besitzt, um, mit dieser im Hintergrunde, diejenige Auslegung des internationalen Seekriegsrechts zu erzwingen, die für ihn die vorteilhafteste ist. Vor allem sind aber diese Vorfälle ein gewaltiger Mahnruf für Deutschland, welches nach England den größten Handel der Welt hat und leider noch nicht über eine Flotte verfügt, die genügend stark ist, um im Ernstfalle den deutschen Handel und Seeverkehr zu schützen. Wie kein anderer Vorfall in der letzten Zeit hat die Affäre der russischen Hilfskreuzer im Roten Meer den Beweis geliefert, daß Deutschland unter allen Umständen seine Flotte vermehren muß. In Amerika ist man ohne alle Debatten zur Einsicht gekommen, daß angesichts der Vorfälle im Roten Meer auch Amerika seine Flotte verstärken muß. Es sind sofort die Mittel für den Bau einer neuen amerikanischen Flotte bereitgestellt worden, durch welche, wenn nicht von seiten Deutschlands die Flottenvermehrung energischer aufgenommen werden wird, binnen kurzem die amerikanische Marine auch der deutschen überlegen sein wird....

* *
*

Wir müssen uns jetzt nach Port Arthur zurückwenden und uns mit dem Kapitel der Angriffe auf diese Festung beschäftigen. Die eigentliche Belagerung konnte erst von dem Augenblicke an beginnen, in dem die Japaner auf der Halbinsel Kwantung festen Fuß gefaßt hatten und Port Arthur von der Landseite angreifen konnten. Von der Seeseite aus konnte nur eine Absperrung der Festung, nicht aber eine Belagerung derselben stattfinden. Auch die Belagerung von Port Arthur ist reich an blutigen Kämpfen, an fürchterlichen Menschenopfern. Todesverachtender Heldenmut wurde nicht nur von den belagernden Japanern, sondern auch von den verteidigenden Russen bewiesen. Der Name des russischen Festungskommandanten General Stößel wird für alle Zeiten in der Geschichte fortleben.

Daß die Japaner rücksichtslos Tausende von Menschen opferten, um Port Arthur durch Sturm in ihren Besitz zu bringen, hatte gute Gründe. Die Einnahme Port Arthurs war nämlich für den ganzen Feldzug von beinahe entscheidender Bedeutung. Nahmen die Japaner

bald die Festung, so fiel ihnen auch das im Hafen befindliche russische Geschwader in die Hände, und die Schiffe desselben hätten eine sehr erwünschte Verstärkung der bereits geschwächten japanischen Flotte gebildet. Fiel die Festung bald, so wurde die mehr als 50000 Mann zählende Belagerungsarmee der Japaner frei und konnte an den Operationen gegen Kuropatkin teilnehmen. Japan fürchtete aber auch damals das baldige Eintreffen der Baltischen Flotte Rußlands, die erst mehrere Monate später fähig zur Ausreise war. Traf diese russische Flotte ein, ehe Port Arthur genommen war, so kam die japanische Flotte in arge Bedrängnis, denn sie hatte zu gewärtigen, daß ihr die russische Port Arthur-Flotte in den Rücken fiel, während sie (die japanische Flotte) mit der Baltischen Flotte kämpfte. War Port Arthur aber genommen, ehe die Baltische Flotte in Ostasien eintraf, so hatte diese keinen Stützpunkt, keinen Zufluchtshafen, keine Docks, keine Kohlenstationen, denn Wladiwostok kam wegen der weiten Entfernung nicht in Betracht, außerdem war es von den Japanern blockiert.

Die auf der Kunstdrucktafel Nr. 48 stehende Karte gewährt einen Blick auf Port Arthur aus der Vogelperspektive. Der Beschauer befindet sich auf dem Lande, im Rücken der Festung, und sieht nach See hinaus. Diese Karte gestattet eine gute Orientierung betreffs der einzelnen Festungswerke, welche in der Geschichte der Belagerung eine besondere Rolle spielen. Eine Ergänzung dieser Orientierung kann sich der Leser auch noch durch einen Blick auf die weiter unten stehende Karte: „Der Sturm der Japaner auf Port Arthur" verschaffen.

Über die Stärke und Widerstandsfähigkeit der einzelnen Festungswerke äußerte sich der preußische Oberst E. Hartmann in der „Woche" vom 13. August folgendermaßen:

„In ihrer Eigenschaft als Seefestung gliedern sich die Befestigungen von Port Arthur in die Anlagen nach der Landseite und nach der Seeseite. Die Anlagen landwärts weisen vier Gruppen von Werken auf, die ebensoviele Verteidigungsabschnitte darstellen. Der erste Abschnitt ist gegen Osten und Nordosten gerichtet, und seine Werke krönen den von den Russen als Drakonnowyjrücken benannten Höhenzug, der durch die Straße von Port Arthur nach Takuschan in

zwei Unterabschnitte zerlegt wird. Den Hauptstützpunkt des ersten Abschnittes bildet auf dem äußersten rechten Flügel ein großes Fort in permanenter Bauart mit hohem Aufzug in einer Höhe von etwa 170 Meter über dem Meere, nach dem zwei Anschlußbatterien dieses Forts gerichtet sind. Im weiteren Verlauf nach Norden enthält die Befestigungslinie in einer Länge von etwa drei Kilometer noch zwei große und sieben kleinere Werke, die ihrerseits mehr den Charakter eines befestigten Postens haben. Diese Anlagen auf dem Drakonnowyjrücken verfügen über eine Geschützausrüstung von 2 28 cm-, 32 22,8 cm- und 50 15 cm-Kanonen, also lauter schwere Kaliber mit großen Schußweiten; diese Geschütze sind meist durch betonierte Brustwehren gedeckt. Die Forts haben eine geschlossene Rückseite oder Kehle und sind sturmfrei, d. h., sie sind von einem umlaufenden Hindernis umgeben, zu dessen Überwindung es besonderer Mittel bedarf. Der zweite Abschnitt auf den Höhen von Itschan enthält die zu chinesischer Zeit angelegte Nirusangruppe, die unmittelbar nach Norden gerichtet ist und die Eisenbahnlinie Port Arthur-Kaiping-Mukden unter Feuer nimmt und das vorliegende kultivierte Tal vollständig beherrscht, der linke, unmittelbar an die Eisenbahn herangenommene Flügel der Stellung, die fünf Forts mit befestigten Zwischenlinien aufweist, ist etwas zurückgebogen und bestreicht mit seinen Geschützen die nordwärts führende Straße über Palitschwang nach Kintschou. Der dritte Abschnitt liegt auf den Höhen von Sunchan westlich der Stadt und enthält die alte chinesische Isusangruppe, die in einer Ausdehnung von drei Kilometer über sechs gemauerte Werke und mehrere offene Batterien verfügt, die eine Geschützausrüstung von zusammen sechzig Geschützen haben. Dieser Abschnitt würde als der am weitesten schwächste wohl die wahrscheinlichste Angriffsfront zu bilden haben, wogegen die rückwärtigen Verbindungen mehr auf den östlichen Abschnitt hinweisen. Der vierte Abschnitt, der die südwestlichen Ausläufer der Sunchanhöhen umfaßt, bildet eine Gruppe für sich, die kaum noch als Unterstützung für den Nachbarabschnitt in Betracht kommen dürfte. Auf der Seeseite der Festung ist das bedeutendste Werk das Fort Goldberg, das, zwischen den Forts Tigerschwanz und Elektrische Klippe gelegen, im Verein mit diesen den

Golf von Port Arthur nach Süden vollständig beherrscht, wobei es noch durch eine östlich der Elektrischen Klippe gelegene Batterie unterstützt wird. Drei weitere große Forts mit Zwischenbefestigungen befinden sich dann noch auf der Tigerhalbinsel und sind mit ihren Geschützen imstande, die Hafeneinfahrt zu decken."

Nach der am 30. Mai — wie bereits früher erwähnt — erfolgten Einnahme Dalnys durch die Japaner setzten dieselben Vorposten quer über die Kwantung-Halbinsel aus, gingen aber nicht gegen Port Arthur vor, da sie zuerst Belagerungsmaterial in Dalny auszuschiffen hatten.

Erst Mitte Juni begannen die Japaner ihren Vormarsch und kamen ziemlich rasch weiter, da die Russen nur schwachen Widerstand leisteten.

Am 23. Juni gab es für die japanische Flotte eine große Überraschung vor Port Arthur. Der russische Admiral Witthöft lief am Morgen mit seiner ganzen Flotte aus Port Arthur aus und ankerte auf der Reede. Mit bewundernswerter Schnelligkeit war es den Russen gelungen, die durch den letzten japanischen Branderangriff geglückte Sperre der Hafeneinfahrt, welche das Auslaufen großer Schiffe verhinderte, zu beseitigen und die beschädigten Kriegsschiffe so weit zu reparieren, daß sie wieder gefechtsfähig waren. Hätte Admiral Witthöft sofort nach dem Auslaufen die Japaner angegriffen, so hätte er sicher einen großen Erfolg zu verzeichnen gehabt, da die japanische Flotte weit auseinandergezogen war. Aber der Geist der Initiative fehlte seit dem Tode des Admirals Makarow in der russischen Flotte. Witthöft fürchtete sich vor den Minen und ging zu Anker, während nach Minen gesucht wurde, die etwa im Wege lagen. Als er den Weg für sicher hielt und in die See hinausdampfte, kam ihm der japanische Admiral Togo mit seiner ganzen Flotte entgegen. Witthöft glaubte, der Feind sei ihm überlegen und ging sofort zurück. Togo ließ ihn durch die Torpedoboote verfolgen. Diese machten acht Angriffe auf die Russen und beschädigten eine Anzahl von Schiffen schwer. Witthöft ging in den inneren Hafen zurück.

Die Absperrung Port Arthurs war keine vollständige. Wegen der vielen Minen, welche die Japaner selbst auf der Reede von Port

Arthur gelegt hatten, wagten sie sich mit ihren Schlachtschiffen nicht nahe an die Küste heran. Monatelang hatte Port Arthur noch Verkehr mit dem benachbarten Tschifu, dem berühmten Lügennest, und selbst am 31. Juli soll noch ein russischer Dampfer mit Munition und Geschützen glücklich in Port Arthur eingelaufen sein.

Am 3. und 4. Juli gab es heftige Kämpfe zu Lande. Die Russen hatten eine feste Stellung am Lungwangho. Aus dieser konnten die Japaner sie trotz rasender, opferreicher Angriffe nicht vertreiben. Diese Angriffe wiederholten sich in verstärktem Maße am 26., 27. und 28. Juli. An der Küste wirkten auch Teile der japanischen und russischen Flotte mit. Die Japaner wurden wiederum zurückgeschlagen.

Schon am 30. Juli aber erneuerten sie den Angriff mit solcher Energie, daß General Stößel bis auf den Wolfsberg zurückging. Aber auch hier wurde er von den Japanern angegriffen, mußte die Stellung auf dem Wolfsberge aufgeben und sich in das Innere des Festungsgürtels zurückziehen.

Nachstehende Schilderung des furchtbaren Kampfes um den Wolfsberg stammt aus dem Munde eines japanischen Soldaten:

Der Erzähler gehörte zu den 5000 Mann, die den ersten Ansturm machten, und beschreibt zunächst, wie die Leute in der Nacht vor dem verhängnisvollen Tage seelenruhig in einer Entfernung von kaum 1200 Metern von dem Wolfsberg schliefen, wie sie guten Mutes frühstückten, lustig miteinander schwatzten, während der eine oder andere sein Bajonett probierte, „denn," so sagt er, „wir hatten einen frischen, ordentlichen Kampf vor uns; wir waren für die verlorene Hoffnung auserlesen, 5000 Männer, alle willig, ja begierig, zu sterben, aber erst, nachdem wir jene vor uns liegende Anhöhe erreicht und den Feind von dort vertrieben hätten.

Plötzlich ging ein Beben durch unsere Reihen: die Offiziere waren auf ihren Plätzen, mit gezogenem Degen, und der Fahnenträger hatte Japans Banner der ‚Aufgehenden Sonne' entfaltet.... Gerade als das erste Tageslicht den Boden unter uns sichtbar machte, begann der Vormarsch, während über unsere Köpfe hinweg die Granaten flogen. Wir waren kaum 200 Meter weit marschiert, als eine

Mine mit furchtbarer Gewalt, die Dutzende von uns zu Boden riß, in nicht allzu großer Entfernung von uns explodierte. Es war ein grausig-schöner Anblick, — eine riesige Flamme brach durch die schwarzen, dichten Rauchwolken, eine wirre Masse von Erde, Steinen,

kleinen Felsblöcken, untermengt mit Teilen zerrissener Menschenleiber, flogen durch die Luft. Einen Augenblick stockt der Vormarsch, dann erschallt ein lautes ‚Banzai', und weiter geht es, immer schneller und schneller. Um uns her pfeifen die Kugeln. Hier und da platzt eine Granate, gewaltige Lücken in die Reihen der Unseren reißend, die im nächsten Augenblick schon wieder angefüllt sind. Eine wahre Kampfeswut erfaßt die Mannschaften, einige scheinen geradezu wahnsinnig zu sein, — hier hält ein Mann die Hand vor das Gesicht und rennt vorwärts, dort stiert ein anderer geradeaus in die Flamme des feindlichen Scheinwerfers und geht kerzengerade, wie auf dem Paradeplatze, aber fast ohne zu wissen, was er eigentlich tut, ein dritter schreit fortwährend, während ein vierter mit lautem Lachen vorwärtsstürzt.

Und dann kam das tödliche Gewirr des Stacheldrahts. Die Pioniere gingen voran, mitten durch den Kugelregen, mit Beil und Faschinenmessern, die Offiziere hackten mit ihren Degen hinein, aber Dutzende blieben hilflos hängen. Aber während die Angreifer reihenweise hingemacht wurden, blieben auch die Feinde nicht verschont, denn der Sturm ging unter einem verheerenden Artilleriefeuer vor sich, das erst einhielt, als die ersten Japaner auf den Felsen erschienen und mit dem Feinde ins Handgemenge gerieten. Als die Russen endlich, immer heftig feuernd, schrittweise zurückzuweichen begannen, wurde die Flagge aufgepflanzt, die jedoch nach einem nur zwei schreckliche Minuten währenden, wilden Bajonettkampfe wieder niedersank, unter dem Leichnam des von zehn, ja zwanzig Stichen durchbohrten Trägers. Nun entspann sich ein erbitterter Kampf um die Fahne und um die Position. In der einen Minute wurden die Japaner heruntergedrängt, und die Russen schleuderten ihnen Felsblöcke nach, in der nächsten waren sie schon wieder oben, mit dem Bajonett oder Säbel wütend um sich schlagend und stechend. Schließlich aber blieben sie als Sieger im Besitze des Berges, der einem riesigen Leichenhaufen glich."

Sofort begannen die Japaner den Bau von Batterien, und am 6. August bereits bombardierten sie vom Wolfsberge aus die Stadt und den Hafen von Port Arthur.

Am 8. August bombardierten sie 15 Stunden lang, wodurch besonders die russische Flotte im Hafen der beschossenen Stadt litt. Am Abend jenes Tages stürmten die Japaner unter großen Verlusten den Takuschan-Hügel und nahmen ihn ein. Am nächsten Tage aber gelang es den Russen, den Hügel wieder zurückzuerobern.

Über das Leben in Port Arthur, wie es sich bis zum 2. August gestaltete, ist der Petersburger Nowoje Wremja eine Reihe interessanter Einzelheiten von mehreren Beamten der Newski-Schiffsbauwerke mitgeteilt worden. Die Beamten haben Port Arthur am 2. August verlassen; sie waren dort mit der Zusammenstellung fertiger Torpedoboote beschäftigt gewesen:

„Die Reise nach Tschifu wurde nach dem Bericht in drei Tagen zurückgelegt. Dergleichen Fahrten aus Port Arthur sollen fast immer glücklich verlaufen. Für eine Fahrt nach Tschifu verlangen die Chinesen, unabhängig von der Zahl der Passagiere, 350 Rubel. Dieselben Dschunken kehren aus Tschifu mit Proviant, Gemüse und Obst nach Port Arthur zurück. Im ganzen haben während der Belagerungszeit an 3000 Menschen Port Arthur verlassen. In der ersten Zeit der Abschneidung der Festung hatte die Zivilbevölkerung den Mut ganz verloren. Er wurde durch General Stößel sehr bald gehoben, indem er alle gesunden Männer unter die Waffen rief und eine Miliz aus ihnen bildete. Es fanden sich 2400 Mann, die täglich eine bis zwei Stunden im Schießen geübt wurden. Das hob den Mut der Bevölkerung, und viele gaben ihre friedlichen Beschäftigungen völlig auf, um in die Reihen der Soldaten zu treten. Etwas über 500 Frauen befanden sich in der Festung, die ihren Fähigkeiten nach als Barmherzige Schwestern, Schneiderinnen, Wäscherinnen und Köchinnen mit großem Nutzen verwendet werden.

Was die ärztliche Frage betrifft, so ist Port Arthur gut versorgt, denn kurz vor der Abschneidung gelang es noch, einen Zug mit 80 Ärzten und Feldscheren in die Festung zu bringen, welche für die vielen Verwundeten durchaus genügen. Bis zum 2. August zählte die Garnison 5000 Verwundete, die alle in Privathäusern untergebracht waren. 2000 von ihnen waren als geheilt bereits auf ihre Positionen zurückgekehrt.

Mit Brot und Getreide ist die Festung völlig versorgt; außerdem hat General Stößel alle Vorkehrungen getroffen, daß die Händler mit Lebensmitteln die Bewohner nicht benachteiligen können. Die Versorgung der Bevölkerung mit Brot ruht ausschließlich in den Händen der Militärgewalt. Was die Fleischnahrung anbetrifft, so ist es auch leidlich bestellt, wofür die Japaner durch das Zutreiben von Ochsen und Ziegenherden, durch welche sie die vor den Werken gelegten Minen zur Explosion bringen wollen, selbst sorgen. Auf diesem Wege gelangte die Garnison in den Besitz von gegen 500 Ziegen und mehreren hundert Ochsen. In letzter Zeit befahl General Stößel, die Maulesel als Fleischnahrung zu verwenden, von denen an 3000 Stück in Port Arthur vorhanden sind. Das Fleisch der Maulesel soll dem Pferdefleisch sehr ähnlich sein, jedoch besser als dieses schmecken. Gemüse wurde anfangs viel von den als Chinesen verkleideten Japanern verkauft. Jeden Morgen kamen zwei bis drei Handwagen mit mehreren Menschen angefahren. Anfangs wurden sie für Chinesen aus den nächsten Dörfern gehalten, bis ein Feldwebel in den vermeintlichen Chinesen Japaner wiedererkannte, die früher in Port Arthur gedient hatten. Der Betrug war um so leichter auszuführen, als sich die Japaner wirkliche Zöpfe hatten wachsen lassen. Natürlich wurden alle diese Gemüsehändler sofort erschossen, und das Gemüse wurde wieder aus Tschifu bezogen. Zucker gibt es in der Festung nicht viel; der normierte Preis für denselben beträgt 14 Kopeken per Pfund, doch weigern sich die Privathändler, ihn zu diesem Preise zu verkaufen, während man ihn zu 17 Kopeken überall erhält. Mit Wein, Branntwein und Likör ist die Festung gut verproviantiert, doch ist der Verkauf derselben gegenwärtig vollständig verboten, weil täglich 30 bis 40 Dysenteriefälle auftraten, welche die Ärzte auf Branntweingenuß zurückführten. Nach dem Verbot des Branntweinverkaufs gehören die Dysenterieerkrankungen zu den Seltenheiten. Die Zivilbevölkerung wird in öffentlichen Speisehallen gespeist. Mit Beginn der Belagerung wurde probeweise eine Speisehalle eröffnet, welcher später vier folgten. In jeder dieser Speisehallen werden 100 bis 350 Menschen beköstigt.

In der Stadt wird eine musterhafte Ordnung aufrecht erhalten.

Die Straßen werden zweimal täglich besprengt und gefegt. Bei jedem Hause stehen für den Fall eines Brandes mehrere Tonnen mit Wasser. Um 8 Uhr abends muß alles in seine Häuser gehen, und es darf in denselben nur dann Licht gebrannt werden, falls die Fenster Laden besitzen oder mit schwarzen Vorhängen versehen sind. Das geringste Versehen in dieser Richtung wird vom Polizeimeister unbarmherzig gerügt, durch Strafen, Haft und Prügel. Die Bestraften werden unter anderem zum Wegebau herangezogen.

Eine große Freude brachte die Entdeckung einer geheimen chinesischen Kanonen- und Munitionsniederlage, die ein Chinese verriet, welcher den Russen bereits im chinesischen Kriege sehr wichtige Dienste geleistet hatte und dafür mit einer silbernen und goldenen Medaille dekoriert war. Diese Niederlage befand sich 13 Werst von Port Arthur und 3 Werst vom Meere. Man fand darin 300 der neuesten 6- und 9zölligen Kruppkanonen und zu jeder 300 bis 3000 Geschosse. Die Kanonen befanden sich in musterhafter Ordnung, dagegen waren die aufgefundenen Gewehre wertlos, weil sie stark verrostet waren. Ein zweiter Chinese leistete einen sehr wichtigen Dienst durch die Entdeckung einer Brieftaubenpost, welche die Japaner in einem der chinesischen bei Port Arthur liegenden Dörfer eingerichtet hatten. Alle Bewohner dieses Dorfes, etwa 40 an der Zahl, waren in die Sache eingeweiht. Das Geheimnis kam zufällig heraus, und es wurden alle Chinesen gehängt.

Die Port Arthur-Positionen haben alle kleinen Kanonen von den Schiffen aufgenommen, und in den Reihen der Garnison kämpfen an 2000 Marinesoldaten. Besonders bemerkenswert ist eine Heldentat der Marine am 14. Juli auf den Grünen Bergen. Zwei Matrosenkompagnien mit zwei Offizieren waren dorthin abgeschickt worden; es gelang den Japanern, das Häuflein zu umzingeln und abzuschneiden. Zweimal 24 Stunden kämpften die Tapferen gegen mehrere japanische Kolonnen. Als der Abteilung die Munition ausgegangen war, begannen sie Steine und Felsstücke vom Berge hinabzurollen, aber auch dieses Verteidigungsmaterial ging aus, und die Japaner rückten den Berg hinauf. Auf der Position befanden sich einige riesige alte Kanonen; diese Kanonen wurden an den Rand

des Abhanges gebracht und auf die Japaner geschleudert, in deren Reihen die schweren Geschütze eine große Lücke rissen. Den hinabrollenden Geschützen nach stürmte das stark zusammengeschmolzene Häuflein, von dem nur 40 Mann mit einem Offizier (von 350 Mann) der Durchbruch gelang.

Gefangene Japaner gibt es in Port Arthur 300. Diese geringe Zahl erklärt sich dadurch, daß die Japaner den Selbstmord der Gefangenschaft vorziehen."

Ein anderer Augenzeuge meldet vom 15. Juli: „Die letzten Monate in Port Arthur waren sehr ungemütlich. Eine dumpfe, apathische Stimmung beherrschte alle Gemüter; die Furcht vor dem Kommenden, vor einer möglichen Einnahme der Festung durch die Japaner, lagerte wie Blei auf der Zivilbevölkerung. Es sind noch eine ganze Anzahl Fremde und russische Geschäftsleute, sogar noch Damen dort. An Nahrung mangelt es nicht, jeden Tag hatten wir frisches Fleisch und Gemüse, nur Eier waren ein Luxus, den man mit 9 Kopeken (pro Stück) bezahlen mußte, und für ein Huhn wurden $1^1/_2$ Rubel verlangt. Die meisten Ladengeschäfte arbeiten nach wie vor. Auch von Europäern ist niemand getötet oder verwundet worden, und den vielen Fragestellern, die sich über diesen oder jenen Bekannten erkundigten, konnte ich beruhigende Nachrichten geben. Die russischen Untertanen, die in Port Arthur in der Bank oder anderen Geschäften tätig sind, wurden alle ohne Ausnahme dem Freiwilligen-Korps einverleibt und exerzieren jeden Morgen mit der Flinte, wodurch sich die Zahl der Verteidigungstruppen in der Festung um etwa 2000 Mann vermehrt hat. Ein beneidenswertes Los haben diese Freiwilligen nicht. Kommt es zu einem Nahkampfe in den Straßen von Port Arthur, so wird mancher von ihnen daran glauben müssen, und nicht gerade jeden beseelt der patriotische Eifer um Rußlands heilige Sache, dazu tritt noch die Befürchtung, daß die Japaner sie weder als Soldaten, noch als Zivilbevölkerung ansehen werden und jeden Zivilisten mit der Flinte einfach niedermachen werden.

Von Zeit zu Zeit inspiziert General Stößel die ‚Volontäre', die übrigens nicht viel Gnade hinsichtlich ihrer Exerzierleistungen finden. Unter den Volontären gibt es eine berittene Abteilung, die, von zwei

Reserveoffizieren der Infanterie gedrillt, wohl nicht als Muster von Kavalleristen hingestellt werden konnten. Bei einer Inspektion bezeichnete der General die Abteilung als ‚Iswoschtschiki' (Droschkenkutscher), worauf die betreffenden ausbildenden Offiziere um ihre Enthebung von dem Kommando baten.

Manche Vorkommnisse entbehren nicht eines gewissen Humors. So war höheren Ortes eingesehen worden, daß die weißen Sommerblusen der Soldaten ein zu gutes Ziel abgeben, weshalb beschlossen wurde, die Soldaten in graue Blusen zu stecken. Bald nach der Herausgabe des betreffenden Befehles waren alle Vorräte an grauem Tuche ausverkauft, alle Möbelüberzüge zu Blusen verwendet, und doch erglänzte ein großer Teil der Soldaten immer noch in ihren weißen Blusen. Von nun an war man in der Wahl der Farben und Stoffe weniger penibel, und der Effekt war höchst malerisch, als Offiziere und Soldaten in blauen und grauen seidenen Damenblusen umhergingen. Einige Soldaten waren in der Hinsicht praktischer, indem sie ihre weißen Blusen in Kohlenstaub schwärzten, wodurch mit der Zeit die ungefährliche dunklere Farbe erzielt wurde."

## Siebzehntes Kapitel.

Ausfall der russischen Flotte. — Die Russen in Tsingtau. — Beschädigungen des „Zäsarewitsch". — Die russischen Schiffe rüsten ab. — Die Episode von Tschifu. — Gewaltstreich der Japaner. — Verlust des „Novik". — Der Kampf in der Korea-Straße. — Der japanische Parlamentär. — Stimmung in Port Arthur. — Sturm der Japaner. — Die große Mine. — Sturm auf das Etseschan-Fort. — Russischer Gegenangriff. — Unsichere Nachrichten.

Der 10. August war ein wichtiger Tag für Port Arthur. Admiral Witthöft sah ein, daß durch das Bombardement der Japaner seine Flotte dem Untergange nahe sei. Er beschloß, die Flotte zu retten, indem er einen Ausbruch unternahm. Auch die russische Flotte aus Wladiwostok sollte gleichzeitig auslaufen und sich mit dem russischen Port Arthur-Geschwader treffen. Dann sollten beide Geschwader nach Wladiwostok gehen und diesen Hafen fortab als Stützpunkt benützen.

Auch dieser Ausbruch des Admirals Witthöft war ohne Schneid unternommen. Nicht Mut und Kampflust herrschten auf der russischen Flotte, sondern blasse Furcht. Witthöft glaubte der japanischen Flotte ungesehen entkommen zu können. Als er auf sie stieß, verlor er mit den anderen Admiralen den Mut. Er hätte die Japaner sofort angreifen müssen, statt zu warten, bis sie ihm auf den Hals kamen. Und hätte er alle seine Schiffe verloren, so hätte er doch dabei auch den Japanern so großen Schaden zugefügt, daß die ganze Kriegslage sich hätte zugunsten der Russen verschieben können. Aber die Furcht ließ den Russen die japanische Flotte weit stärker erscheinen, als sie war, die Furcht, die auch Veranlassung wurde, daß die Baltische Flotte Rußlands auf ihrer Fahrt durch die Nordsee in der verhängnisvollen Nacht zum 24. Oktober harmlose englische Fischerfahrzeuge für japanische Torpedoboote hielt und beschoß.

Der russische Admiral Fürst Uchtomski, der später wegen seines feigen Verhaltens bei diesem Ausbruchsversuch vor ein Kriegsgericht gestellt wurde, meldete dem Zaren den Vorfall mit folgendem Telegramm:

„Am 10. August verließ das ganze Geschwader, bestehend aus den Panzerschiffen ‚Zäsarewitsch', ‚Retwisan', ‚Pereswjet', ‚Pobjeda', ‚Poltawa' und ‚Sebastopol', den Kreuzern ‚Askold', ‚Diana', ‚Pallada' und ‚Novik' und acht Torpedobooten, Port Arthur, um nach Wladiwostok durchzubrechen.

Nachdem das Geschwader die Minensperre ohne Unfall passiert hatte, stieß es zwanzig Meilen von Port Arthur auf das japanische Geschwader, mit dem es sich in einen Kampf einließ. Derselbe dauerte anderthalb Stunden. Die russischen Schiffe erlitten keine besonderen Beschädigungen.

Um 5 Uhr nachmittags eröffnete der Feind auf einer Entfernung von 36 Kabellängen den Kampf von neuem, der bis $7\frac{1}{2}$ Uhr dauerte. Gegen Ende des Kampfes schied der ‚Zäsarewitsch', dessen Steuer wahrscheinlich beschädigt war, aus und signalisierte: ‚Der Admiral übergibt das Kommando.' Da ich alles an Bord hatte, um bei Tag wie bei Nacht Signale geben zu können, befestigte ich an den Geländerstangen der Kommandobrücke das Signal ‚Mir folgen!' Ich glaube, daß es nicht alle Schiffe lesen konnten.

Da ich viele Tote und Verwundete an Bord hatte und die Artillerie, die Schiffskörper und die elektrischen Anlagen ernstlich beschädigt waren, beschloß ich, nach Port Arthur zurückzukehren.

Mit mir fuhren die Panzerschiffe ‚Retwisan', ‚Poltawa', ‚Sebastopol' und ‚Zäsarewitsch' und der Kreuzer ‚Pallada'.

Das Panzerschiff ‚Zäsarewitsch' fuhr als letztes mit mittlerer Geschwindigkeit. Der Dunkelheit wegen und wegen der beständigen Torpedoangriffe, zu deren Abwehr zeitweilig der Kurs geändert werden mußte, trennten sich die Schiffe. Bei Tagesanbruch befanden sich vor Port Arthur die Panzerschiffe ‚Retwisan', ‚Sebastopol' ‚Pereswjet', ‚Pobjeda' und ‚Poltawa', der Kreuzer ‚Pallada' und drei Torpedoboote.

Im Kampfe fielen zwei Offiziere. Der Kapitän ersten Ranges

Boismann wurde schwer verwundet, blieb aber trotzdem noch 20 Stunden auf der Kommandobrücke, bis zum Einlaufen seines Schiffes. Außerdem wurden ein Leutnant schwer verwundet und 38 Mann getötet. 21 Offiziere und 286 Mann wurden verwundet, davon 50 schwer. Die Schiffe werden jetzt repariert.

An dem Kampfe nahmen von den japanischen Schiffen teil: vier Panzerschiffe erster und eins zweiter Klasse, vier Panzerkreuzer, vier gedeckte Kreuzer, fünf kleine Kreuzer und 60 Torpedoboote. In Abwesenheit des Admirals Witthöft übernahm ich das Kommando des Port Arthur-Geschwaders."

Dagegen lautete der amtliche Bericht des japanischen Admirals Togo: „Das russische Geschwader nahm, nachdem es Port Arthur am 10. August verlassen hatte, südlichen Kurs. Unsere vereinigte Flotte griff die russischen Schiffe 25 Seemeilen südöstlich von Port Arthur an und verfolgte sie in östlicher Richtung. Ein scharfes Gefecht entspann sich von 1 Uhr nachmittags bis zum Sonnenuntergang. Der Feind erlitt anscheinend schwere Verluste. Späterhin ließ das Feuer des Feindes bedeutend nach, während seine Schlachtordnung vollständig in Unordnung geriet. Der ‚Askold', der ‚Novik', der ‚Zäsarewitsch' und die ‚Pallada', sowie einige Torpedobootszerstörer flohen nach dem Süden zu; der Rest ging wahrscheinlich nach einem Nachtangriff unserer Torpedobootsflottillen und der Torpedobootszerstörer nach Port Arthur zurück. Unsere Flotte erlitt keinen ernsten Schaden. Der Gesamtverlust an Menschenleben wird auf 170 geschätzt."

Die folgenden Details unterrichten uns über das Schicksal der den Japanern entflohenen russischen Kriegsschiffe. Der „Kölnischen Zeitung" wurde aus dem deutschen Hafenort Tsingtau gemeldet:

„Am Donnerstag den 11. August traf hier morgens die Nachricht ein, daß das Port Arthur-Geschwader der Russen einen verzweifelten Versuch gemacht hat, durch die Blockadelinie der Japaner durchzubrechen und daß dieser Durchbruch teilweise gelungen wäre; man wisse aber nicht, ob die Schiffe auf dem Wege nach Wladiwostok oder nach dem Süden seien. Wir brauchten hier nicht lange in dieser Unwissenheit zu schweben, denn nachmittags um $4^1/_2$ Uhr wurde auf unserer Signalstation in Tsingtau ein runder Ball gehißt, ein Zeichen,

daß sich ein Kriegsschiff dem Hafen näherte. Nicht lange dauerte es und man zeigte die russische Kriegsflagge und hißte noch einen Ball, was die Ankunft mehrerer russischer Kriegsschiffe meldete. Die Aufregung, welche entstand, kann man sich vorstellen, alles rannte zum Strande und auf die umliegenden Berge, harrend der Dinge, die da kommen sollten. Man sah die Matrosenartillerie, die im Laufschritt die Salutbatterie besetzte, dann fuhr als erster Gast der Torpedobootszerstörer ‚Beschumny' ein, ihm folgte der Panzerkreuzer ‚Novik' unter beiderseitigem Salut von 21 Schuß. ‚Novik' hatte nur einen Schuß und das Torpedoboot nur einige Streifschüsse. Beide gingen in die Innenbucht, in der seit Wochen zwei Kohlenschiffe unter englischer Flagge lagen, um zu kohlen. Um $9^1/_2$ Uhr lief das Schlachtschiff erster Klasse ‚Zäsarewitsch' ein, man konnte aber bei der Dunkelheit die ungeheuren Schäden des Schiffes nicht erkennen. Noch in der Nacht versuchten Zivilpersonen an Bord zu kommen, aber die armen Leute, die 24 Stunden ohne Nahrung, ohne Schlaf, fast immer im schwersten Geschützfeuer standgehalten hatten, empfingen natürlich niemand.

Andern Morgens in aller Frühe begann eine wahre Völkerwanderung nach den Schiffen, und nun erst konnte man sehen, was für Unheil die japanischen Granaten angerichtet hatten. Das Aussehen des ‚Zäsarewitsch' spottet einfach jeder Beschreibung. Er hat 15 Volltreffer von 30 cm-Durchmesser-Granaten über und unter der Wasserlinie erhalten. Ich beginne am Bug. Da ist zunächst Nummer 1 ein Schuß auf den Fuß des Ankers, vorne auf der Back. Der Schuß ist, nachdem er den Anker heruntergeholt, glatt durch die an dieser Stelle ungepanzerte Bordwand in das Innere gedrungen und dann krepiert. Das Loch ist etwa $1^1/_2$ m im Durchmesser und ist mit Säcken notdürftig verstopft. Eigentümlicherweise haben die Splitter der Granate auch den Kopf und die Beine des am Bug angebrachten russischen Doppeladlers abgerissen. Nummer 2 sitzt etwa 5 m nach links tiefer und ist auch glatt durchgeschlagen und krepiert. Auf den vorderen Panzerturm, in dem zwei 30 cm-Geschütze stehen, sind eine Menge Geschosse und Splitter gefallen, konnten aber dem schweren Panzer nichts antun, sondern sind einfach abgeprallt oder abgelenkt worden. Der Turm selbst hat seine Farbe dadurch verloren und ist

mit Schrammen und Knicken über und über bedeckt. Nummer 3 und 4 sind die zwei schwersten Treffer auf die Kommandobrücke, Kartenhaus und Gefechtsmast. Eine der Granaten ist durch die Guckrinne des Kartenhauses in den Fuß des vorderen Gefechtsmastes eingeschlagen, ist dann krepiert und hat den in dem Turm befindlichen ganzen Stab des Geschwaders getötet und schwer verwundet. Tot sind u. a. Admiral Witthöft, von dem nur ein Bein übrig geblieben ist — das Bein ist dann feierlich begraben worden —, der Flaggleutnant und die Navigationsoffiziere des Stabes und des Schiffes. Schwer verwundet ist der Admiral Matussewitsch, dann der Kommandant und sämtliche Offiziere. Diese Granate hat eine geradezu unheimliche Vernichtung angerichtet. Der riesige Mast, der im Innern eine Treppe zu den zwei schwer armierten oberen Etagen hat, steht ganz schief und nur auf einem kleinen Stück der Wandung und droht jeden Augenblick umzufallen. Schuß 5, 6, 7 haben beide Schornsteine vollständig zerstört. Der hintere Schornstein ist vom Kopf bis zu Fuß halb herausgerissen. Auf den hinteren Panzerturm ist beinahe im rechten Winkel obendrauf eine Granate gefallen, hat aber nicht durchschlagen können, ist abgelenkt worden und hat auf ihrem weiteren Wege den hinteren Gefechtsmast böse getroffen und seine Wandung beim Krepieren wie ein Sieb durchlöchert, ebenso sind sämtliche an Bord befindlichen Boote und Pinassen von Maschinengewehren und kleinen Granaten wie Siebe durchschossen.

Neben diesen Haupttreffern auf dieser Seite des Schiffes (Steuerbord) hat das Schiff ungezählte kleine Löcher in den ungepanzerten Teilen, die von Granatsplittern, Gewehrgeschossen und kleineren Schnellfeuergeschützen herrühren. Unter Wasser sind auf dieser Seite zwei Beschädigungen, eine durch einen Volltreffer, der ein etwa 2 m langes, aber ziemlich schmales Loch gerissen hat. Durch diese Löcher sind zwei Schotten voll Wasser gelaufen. Auf der Backbordseite sind Nummer 8, 9, 10, wovon Nummer 8 ein Loch von $2^1/_2$ m im Durchmesser, gerade unter der Pinasse, aufgerissen und die Davitstaue getroffen hat, so daß die Pinasse aus ihrer luftigen Höhe aufs Deck heruntergepurzelt ist. Nummer 9 hat den Fuß eines seitlichen Geschützturmes getroffen, und Nummer 10 hat die Dampfsteuervorrichtung

sowie das Steuer selbst zertrümmert. So zugerichtet, bietet das Schiff, welches hier im großen Hafen an der Kohlenmole liegt, einen bösen Anblick. Die Verwundeten sind im hiesigen Lazarett untergebracht. Die Mannschaft selbst macht einen schmutzigen und vollständig zerrütteten Eindruck. Kein Wunder, hat doch der ‚Zäsarewitsch' schon gleich im Anfang des Krieges einen Torpedoschuß bekommen, der ihn zwang, sich selbst auf Grund zu setzen, um ein Sinken zu verhindern. Die anderen Schiffe sind bedeutend besser abgekommen, nur Streifschüsse und Splitter haben sie getroffen. Der ‚Novik' und der ‚Beschumny' sind am Freitag in aller Frühe, nachdem sie Proviant und Kohlen genommen, wieder ausgelaufen und sind glücklich der japanischen Flotte, die vor Tsingtau, aber in achtungsvoller Entfernung, liegt, entronnen. Zwei Torpedoboote, die heute (Freitag) noch einliefen, mußten den Versuch, den Hafen zu verlassen, aufgeben und liegen nun mit einem anderen zusammen an der Mole des kleinen Hafens und werden nach Völkerrecht abgetakelt werden müssen, wenn sie nicht innerhalb 24 Stunden nach Herstellung der Seetüchtigkeit den Hafen verlassen. Die großen Kreuzer ‚Diana' und ‚Askold' haben unseren Hafen nicht angelaufen. Letzterer hat seine Toten und Verwundeten in Schanghai gelandet, und beide, wie auch alle anderen Schiffe sind seitdem verschwunden. ‚Zäsarewitsch' wird hier liegen bleiben, da es ein Ding der Unmöglichkeit ist, daß das Schiff sich in diesem Zustande auf See wagen kann."

Der „Zäsarewitsch", ein russischer Torpedobootszerstörer und 2 Torpedoboote wurden am 15. August in Tsingtau, auf Befehl der deutschen Regierung, desarmiert. Am 16. August ließ der deutsche Gouverneur Truppel den vor dem Hafen von Tsingtau kreuzenden Japanern mitteilen, daß er auf sie feuern lassen würde, wenn sie nachts ohne Lichter in den Hafen einlaufen sollten. Der Gouverneur durfte nämlich vermuten, daß die Japaner in dem deutschen Hafen einen ähnlichen Gewaltstreich verüben würden, wie in Tschifu am 12. August. Über den Vorfall meldete ein Dresdener dem „Dresdner Anzeiger":

„Am Abend des 10. August verließ der russische Torpedojäger ‚Reschitjelnij' mit Depeschen für Tschifu den Hafen von Port Arthur.

An Bord befanden sich außer der Besatzung von 4 Offizieren und 51 Mann noch 8 Zivilisten, 6 Herren und 2 Damen, welche Port Arthur auf diese gefährliche Weise verlassen wollten. Es war eine Fahrt auf Leben und Tod. Die japanische Flotte mußte umgangen werden. Natürlich wurden sie bemerkt, aber wohl als ein Boot der ihrigen gehalten und ungeschoren gelassen. Weiter in See merkten zwei japanische Torpedobootszerstörer den Verrat und machten Jagd auf das Schiff. Es war eine wilde Jagd, aber der Russe entkam. Mit Maschinenhavarie lief ‚Reschitjelnij' morgens den 11. August 3 Uhr 30 Minuten in Tschifu ein. Die eine Maschine war vollständig unbrauchbar geworden, die andere schwer beschädigt. Die Depeschen wurden hier an Land gegeben, und somit hatte der Russe seinen Zweck erreicht. Er konnte aber innerhalb der 24 Stunden, welche die Neutralität eines Hafens einer der kämpfenden Parteien als Liegezeit gewährt, nicht den Maschinenschaden beseitigen, und so beschloß der Kommandant, sich dem Schutze der chinesischen Regierung anzuvertrauen. Zu diesem Zweck wurde das Schiff entwaffnet, d. h. es wurden die Verschlüsse der Geschütze, die Torpedopistolen, Waffen und Munition von Bord gegeben und das Boot sonst noch zur Fahrt unbrauchbar gemacht. Das Boot stand also von jetzt ab unter dem Schutze der chinesischen Regierung. Bis jetzt lag es zwischen einem portugiesischen Kriegsschiff und einem deutschen Handelsdampfer, wurde aber nun in Anwesenheit eines chinesischen Marineoffiziers in einem entlegenen Winkel des Hafens, in der Nähe des trübe brennenden Feuerschiffes, zwischen chinesischen Dschunken verankert. Zu einem Raub für Piraten wie ausgesucht. Im Hafen lagen ein chinesisches Flaggschiff und zwei Kreuzer, der deutsche Panzerkreuzer ‚Fürst Bismarck' und ‚Thetis', sowie zwei Amerikaner, ein Portugiese, eine Menge Handelsdampfer aller Nationen, Dschunken und Zampans. Auf der Konsulatshalbtafel konnte man bei eintretender Dunkelheit Blinkfeuer bemerken, welche entweder vom japanischen Konsulat aus oder dicht daneben in Bewegung gesetzt wurden. Sicher galten dieselben den schon den ganzen Tag über am Horizont kreuzenden beiden Torpedobootszerstörern. Dieselben hielten draußen scharfe Wacht, damit ihnen der Russe nicht entwische. Kurz nach 8 Uhr, es

war schon stockfinstere Nacht, dampften zwei Torpedojäger mit vier Schornsteinen ohne Flagge in den Hafen und ankerten dicht neben ‚Reschitjelnij'. Auf dem Russen wurde scharfe Wache gehalten und natürlich diese beiden Boote sofort als Japaner erkannt, die etwas im Schilde führten. Aber es konnte ihnen ja nichts geschehen, sintemal sie entwaffnet waren und unter dem mächtigen Schutze des Reiches der Mitte standen. Zu diesem Zwecke hatte das chinesische Flaggschiff ein Wachtschiff mit einem Offizier und zehn bewaffneten Matrosen dorthin stationiert. Gegen 3 Uhr morgens konnte man vom Russen aus bemerken, daß Mannschaften von den Japanern ausgeschifft wurden. Um den Russen wurde es in der entlegenen Gegend des Hafens langsam lebendig. Eine Menge Zampans mit Japanern aus Tschifu umkreisten den ‚Reschitjelnij'. Auch befand sich eine große Anzahl von den hier wimmelnden Berichterstattern darunter. Alle hatten sie eine Ahnung, daß hier in dieser Nacht etwas vor sich gehen würde. Die japanischen Zivilisten werden wohl sogar sichere Kenntnis davon gehabt haben. Um 3 Uhr 30 Minuten morgens, es war noch finstere Nacht, kamen mehrere bemannte japanische Kriegsschiffsboote längsseit des Russen. Die Anrufe der Wachen wurden nicht beantwortet, das chinesische Wachtboot vollständig ignoriert. Dieses sagte auch gerne nichts, denn die Kerle in den Booten waren alle bis an die Zähne bewaffnet, und dies liebt der chinesische Soldat nicht. Ein japanischer Offizier erhebt sich und fordert den Kommandanten zum Gefecht heraus oder zur sofortigen Übergabe des Bootes. Der russische Kommandant erwidert, er sei entwaffnet und stehe unter dem Schutze der chinesischen Regierung. ‚Desto besser können wir Euch nehmen,' spricht der Japaner, klettert an Bord und will auf den Russen eindringen. Ihm nach klettern wie die Teufel die übrigen Insassen der Boote, und es entspinnt sich an Bord zwischen Russen und Japanern ein heftiger Kampf. Die Japaner schießen mit ihren Gewehren, die Russen hauen mit den Fäusten auf die Räuber los. Der russische Kommandeur, nebenbei gesagt ein Hüne, hebt den kleinen japanischen Offizier in die Höhe und wirft ihn ins Wasser. Ja, aber der Japaner hat sich in den Russen festgebissen und reißt denselben mit. Im Wasser wird heftig weiter gekämpft,

wobei der Japaner zum größten Teil unten lag und feste Salzwasser zu schlucken bekam, was ihn jedoch nicht abhielt, dem Russen einen kleinen Finger abzubeißen. Daraus könnte man schon entnehmen, daß der Japaner das Menschenfressen noch nicht ganz lassen kann. Eine Gewehrkugel verwundet den Russen schwer im linken Oberschenkel, und er läßt von dem kleinen Mann ab, um nach einer Dschunke zu schwimmen. Da er sieht, daß sich seine Leute an Bord gegen den bewaffneten Feind nicht halten können, ein Teil sogar schon im Wasser schwimmt, so ruft er noch einem Offizier zu, das Boot in die Luft zu sprengen. Darauf versucht er, sich auf eine chinesische Dschunke zu retten, wird aber mit Bootshaken von dem feigen Chinesen wieder ins Wasser gestoßen. Schwimmend erreicht er einen englischen Dampfer, welcher ihn aufnimmt und von wo er später nach dem chinesischen Kreuzer gebracht wurde. Von Bord aus wird immer noch auf die nach dem Land schwimmenden Russen geschossen. Jetzt blitzen auch die Scheinwerfer der im Hafen liegenden Kriegsschiffe auf und beleuchten das Werk der Riffpiraten. Eine Explosion erfolgt auf dem ‚Reschitjelnij' und reißt das Vordeck auf, auch bricht der Signalmast, aber der Zweck, das Vordeck zu versenken, ist doch nicht erreicht. Jetzt kommen die beiden japanischen Torpedoboote heran, lichten Anker, und das eine Boot nimmt den Russen in Schlepp. Was von den immer noch kämpfenden Russen noch an Bord ist, springt jetzt ins Wasser, um der Gefangenschaft zu entgehen. Die japanische Kriegsflagge wurde auf den Russen gesetzt, und stolz dampft das Boot mit seiner Beute im Schlepp am chinesischen Flaggschiff vorüber nach der offenen See zu. Auf dem Chinesen wurde wohl ‚Klar zum Gefecht' gemacht, aber sonst dem Ganzen kein Einhalt geboten. Unterdessen versuchte das zweite Boot unter Land zu entkommen. Offenbar wollte es eventuell dem Räuber den Rücken decken. Die Scheinwerfer entdeckten es, auf dem Flaggschiff ging das Anrufsignal hoch, worauf der Japaner das Kontersignal hißte und an das Flaggschiff herangedampft kam. Es wurden einige Worte gewechselt, worauf der Japaner mit äußerster Kraft den Hafen verließ, die Scheinwerfer beleuchteten ihn noch, bis er am Horizont verschwand. Wie man sich an Land erzählt, zwar klingt das etwas un-

wahrscheinlich, soll der Japaner zum chinesischen Admiral gesagt haben: ‚Wenn Ihr uns nicht gewähren laßt, schieße ich ein Torpedo auf Euch ab.‘ Warum ist das chinesische Flaggschiff nicht gegen solch eine grobe Neutralitätsverletzung energisch eingeschritten? War es Schlappheit oder begünstigte es absichtlich dieses Raubgesindel? In Tschifu herrscht unter den Europäern eine begreifliche Aufregung, selbst die Engländer sind empört darüber.“

Der „Askold“ und der „Grosowoi“ gelangten nach Schanghai, mußten aber hier ebenfalls desarmiert werden. Ihre Besatzungen wurden gegen das Versprechen, in diesem Kriege nicht mehr zu dienen, nach der Heimat entlassen. Der „Novik“ wurde auch vom Schicksal erreicht. Sein Kommandant meldete dem Zaren später:

„Am 12. August verließ ich den Hafen von Tsingtau, um unter Umschiffung Japans nach Wladiwostok zu gehen. Am 20. August erreichte ich Korsakow. Hier nahm ich Kohlen ein. Um vier Uhr nachmittags sichtete ich einen sich nähernden feindlichen Kreuzer vom Typ der ‚Njitaka‘. Ich ging in See und ließ mich um $5^1/_4$ Uhr mit ihm in einen Kampf ein. In demselben erhielt der ‚Novik‘ nach 45 Minuten drei Beschädigungen unter und zwei über der Wasserlinie, wobei der Raum oberhalb des Steuers voll Wasser lief.

Der leck geschossene feindliche Kreuzer gab den weiteren Kampf auf, da er gegen Ende des Kampfes nur noch sechs brauchbare Kessel hatte. Da das Steuer beschädigt war, war ich genötigt, nach Korsakow zurückzukehren, um die Beschädigungen festzustellen, in der Absicht, nachts in See zu gehen. Da es nicht möglich war, die Beschädigung am Steuer auszubessern, und da mehrere feindliche Schiffe in der Nähe waren, wie das Telegraphieren und das Licht mehrerer Scheinwerfer bewiesen, so beschloß ich, das Schiff im seichten Wasser zu versenken. Die Offiziere und Mannschaften, sowie das Hab und Gut wurden an das Ufer geschafft.

Am 21. August beschoß ein Kreuzer vom Typ des ‚Suma‘ den über Wasser sichtbaren Teil des Kreuzers.

In dem Kampfe vom 10. August wurden zwei Mann getötet und der Schiffsarzt leicht verwundet. Am 20. August wurden zwei Mann

getötet, ein Leutnant und 14 Mann leicht und zwei Mann schwer verwundet."

Der russische Kreuzer „Diana" kam am 20. August in dem französischen Hafen von Saigon an, mußte aber hier, auf Befehl des Zaren, am 25. August ebenfalls abrüsten.

Aber auch dem Wladiwostok-Geschwader, das sich mit Admiral Witthöft vereinigen wollte, war es recht schlecht gegangen. Es bestand aus den Kreuzern „Rossija", „Gromoboi" und „Rurik". Am frühen Morgen des 14. August stieß es am Nordeingang der Korea-Straße auf den japanischen Admiral Kamimura, der 4 Kreuzer bei sich hatte, zu denen nach einigen Stunden noch 3 weitere kamen. Das Gefecht dauerte von 4 bis 10 Uhr morgens. Mit Mühe und Not retteten sich „Rossija" und „Gromoboi" in stark zerschossenem Zustande nach Wladiwostok. Der „Rurik" war so beschädigt, daß ihn die Bemannung selbst versenkte. Von seiner Mannschaft von 719 Köpfen nahmen die Japaner 600 gefangen. Außerdem verloren die Russen: 4 Offiziere, 135 Mann tot, 4 Offiziere und 307 Mann verwundet. Der Verlust der Japaner betrug in diesem Gefechte: 2 Offiziere und 44 Mann tot, 7 Offiziere und 65 Mann verwundet.

Am 14. und 15. August unternahmen die Japaner wiederum zwei sehr heftige, aber vergebliche Sturmangriffe auf die Landbefestigungen von Port Arthur.

Am 16. August schickte der japanische Feldmarschall Marquis Oyama einen Parlamentär an General Stößel. Dieser Parlamentär überbrachte die Erlaubnis des Kaisers von Japan zum Abzug aller Nichtkombattanten aus Port Arthur. Außerdem forderte er im Namen des Feldmarschalls Oyama den russischen Kommandanten auf, die Festung zu übergeben, und zwar unter folgenden Bedingungen:

Freier Abzug der Besatzung und freies Geleit für dieselbe, bis sie sich mit General Kuropatkin vereinigt habe; Fortschaffung der Zivilbevölkerung nach einem neutralen Platz; Übergabe der im Hafen befindlichen russischen Flotte, bestehend aus den Schiffen: „Retwisan", „Sebastopol", „Pobjeda", „Pereswjet", „Poltawa", Pallada", „Bajan", aus 4 Kanonenbooten und mehr als einem Dutzend Torpedobooten. Außerdem sollte der Parlamentär einen dreitägigen Waffen-

stillstand vorschlagen, angeblich, damit die Japaner ihre Gefallenen begraben konnten. In Wirklichkeit wollte man General Stößel Ruhe zur Vorbereitung der Kapitulation lassen.

Die japanischen Bedingungen waren günstig und ehrenvoll, es lag den Japanern eben sehr viel daran, sich in den Besitz der Flotte und der Festung zu setzen.

Bei General Stößel aber kam man an den Unrechten. Er lehnte schroff alles ab, den Waffenstillstand, die Kapitulation, den Abzug der Nichtkombattanten.

Die äußere Form der Verhandlungen aber war eine durchaus höfliche. Als Parlamentär war von japanischer Seite der Major Jamaoka ausgewählt worden, der jahrelang in Rußland studiert und sich eine gute Kenntnis der russischen Sprache angeeignet hatte. Major Jamaoka machte sich, so meldeten japanische Zeitungen, um 10 Uhr vormittags am 16. August auf den Weg, begleitet vom Wachtmeister Murao, dem Dolmetscher Kawas und zwei Hornisten. Als der Zug sich der feindlichen Festung näherte, wurde er durch einen blinden Schuß angehalten. Er wartete eine Weile, aber es erschienen keine Russen auf der Szene, um ihn zu empfangen. Darauf wurden die Hörner geblasen und die weiße Flagge geschwenkt, um den Charakter der Sendung verständlich zu machen, aber auch jetzt kamen die Russen noch nicht zum Vorschein. So wurde denn der Vormarsch fortgesetzt. Nun erfolgte ein zweiter blinder Schuß als Haltesignal, das auch sofort befolgt wurde. Alsbald schritt ein Offizier heran, um die Abordnung zu begrüßen; er war sehr ernst und höflich. „Bitte, sagen Sie mir," sprach der russische Offizier, „was hat Sie hergeführt?" „Ich habe," antwortete Major Jamaoka, „ein wichtiges Schriftstück von unserem Kommandeur, und ich würde sehr dankbar sein, wenn Sie sich der Mühe unterziehen wollten, die Angelegenheit Ihren Vorgesetzten vorzutragen." „Das werde ich tun," war die Antwort, und der russische Offizier teilte die Nachricht seinen Kameraden innerhalb des Werkes mit. Etwa eine Stunde lang wurden Major Jamaoka und Gefolge, während sie auf die Ankunft eines bevollmächtigten russischen Offiziers warteten, von dem (ersten) russischen Offizier in sehr gastfreundlicher Weise behandelt; es war alsbald eine Decke auf

dem Boden ausgebreitet worden, damit unsere Abordnung sich setzen konnte. Major Jamaoka holte dann eine Flasche Kognak hervor, die er mitgebracht hatte. Und indem der Major mit dem Russen trank, begann er folgende Unterredung mit ihm: „Es bereitet mir außerordentliches Vergnügen," sagte der Major, „auf das Getöse des Bombardements der beiden Armeen zu hören. Was denken Sie davon?" „Mich ergötzt nichts," sagte der russische Offizier. „Wir haben seit langem kein Spiel gesehen, noch irgendwelche Spirituosen gehabt. Alle weltlichen Vergnügungen haben uns längst verlassen." „Dann sind wir in einer ähnlichen Lage, nicht wahr?" „Allerdings; aber Sie als Belagerer können es ohne solche Erquickungen aushalten. Für uns, die wir der Belagerung unterworfen sind, ist eine derartige Lage nahezu unerträglich. Doch, Schande über uns, daß wir von Ihnen, unseren Gästen, bewirtet werden, statt Sie zu bewirten!" Bei diesen Worten brach der russische Offizier in Lachen aus. „Machen Sie kein Aufhebens davon, sondern nehmen Sie lieber noch einen Trunk. Wollen Sie nun freundlichst im voraus Ihre Zustimmung zu meinem Verlangen erteilen, daß, wenn Sie einmal Gelegenheit haben, uns zu belagern, Sie dann mir ein Glas Kognak geben!" Kaum war des Majors letztes Wort ausgesprochen, da bemerkte der russische Offizier: „Nein, nein; so etwas ist unmöglich." Die Unterredung wurde jetzt dadurch abgebrochen, daß ein Wagen erschien, in welchem Oberst Reuß, der Chef des Stabes der Garnison von Port Arthur, und ein Adjutant saßen. Und es begann sofort eine amtliche Unterredung, deren Ergebnis wir schon veröffentlicht haben.

Einen Auszug aus einem Briefe, den ein in Port Arthur eingeschlossener Däne am 16. August von dort abgesandt hat, veröffentlicht die Kopenhagener „Nationaltitende". Der Verfasser, der allerdings sehr zu Übertreibungen neigt, erzählt, daß er durchaus nicht bereue, die Festung nicht verlassen zu haben, denn etwas so unbeschreiblich Großartiges und Packendes dürfte er wohl kaum wieder erleben. Tag und Nacht sei beständig etwas los, und es sei dermaßen interessant, daß es einem geradezu leid tue, mehrere Stunden täglich zu verschlafen. General Stößel habe aber den Befehl erlassen, „daß alle männlichen Personen in Port Arthur aus Liebe zum Kaiser

und Vaterland ihr Möglichstes tun sollen, um sich wenigstens sechs Stunden Schlafes täglich zu gönnen". „Der General selbst schläft aber anscheinend nie; überall begegnet man ihm, immer frisch und munter." „Es geht ja prächtig, Kinder!" sagt er, und er hat recht. „Die Japaner werden uns wohl aushungern können, es wird aber ein halbes Jahr dauern; Mehl, Tee und Munition haben wir in Hülle und Fülle, dagegen sind wir mit Konserven und Zigaretten nur spärlich versehen. Die Japaner sind ganz teuflische Draufgänger; bisweilen stehen sie im ärgsten Feuer ganz ruhig und lassen sich niedermähen, ganz junge Leute von 17—18 Jahren. Besonders entsetzlich ist es zu sehen, wenn unsere Minen explodieren — wir brauchen dazu vornehmlich Whitehead-Torpedos —, dann wird der Himmel einen Augenblick durch menschliche Körperteile ganz verfinstert. Tausende von Minen sind ausgelegt worden, — wie wird es den Japanern gehen, wenn sie erst den Nahkampf einleiten? Die hiesigen Offiziere sind überzeugt, daß die Japaner bis jetzt mehr als 25000 Mann verloren haben. (?) Heute haben ungefähr 3000 Ingenieure und Werftarbeiter angefangen, den ‚Retwisan', den ‚Sebastopol' und den ‚Pobjeda', die alle arg durchlöchert worden sind, auszubessern; das geht schnell, denn man hat Reserveteile in großer Anzahl. Unsere Besatzung zählt 34000 Mann, die Seeleute ungerechnet. Anfang Oktober erwarten wir hier die Ostseeflotte, und dann dürfte der Krieg schnell eine andere Wendung nehmen."

Die japanische Belagerungsarmee bestand im August aus drei Divisionen, der I., 9. und II., unter dem Spezialkommando des Generals Nogi. Da er aber nach Ansicht der leitenden Kreise in Tokio, wo man stündlich die Kapitulation Port Arthurs erwartete, nicht energisch genug vorging, wurde er Mitte August abberufen, und an seine Stelle trat als Kommandant der Belagerungsarmee der Marschall Yamagata.

Dieser begann sofort mit verzweifelten, tagelang dauernden Stürmen auf die Festung, welche Tausenden von Japanern das Leben kosteten. Die in Port Arthur erscheinende Zeitung „Nowi Kraj" berichtete:

„Die Japaner ruhten nach dreitägigem, heftigem Sturmangriff

am 23. August den Tag über aus. Gegen 11 Uhr abends rückten sie mit bedeutenden Streitkräften gegen das starke Fort Zaredontoi auf der rechten Flanke der Russen vor. Sie nutzten die geringsten Terrainfalten aus und glitten gleich wahren Rothäuten vor. Trotz des russischen Feuers gelangten die Japaner in die Nähe des Glacis und nahmen es im Sturmanlauf, wurden aber durch ein vernichtendes Feuer von allen Seiten zurückgeworfen. Nur eine der japanischen Abteilungen drang über die Leichen der Gefallenen bis an das russische Fort vor. Die Verteidiger trieben sie aber mit dem Bajonett unter schweren Verlusten zurück. Die Japaner erhielten hierauf Verstärkungen, wurden aber wiederum zurückgeworfen und unternahmen darauf noch einen dritten wütenden Angriff. Aber auch diesen brachte das mörderische Feuer der Russen zum Scheitern. Die Japaner sollen dabei Granaten hinter den stürmenden Kolonnen abgefeuert haben, um diesen ihre Pflicht, zu siegen oder zu sterben, eindringlich zu zeigen. Die Russen verlangten nun ihrerseits Verstärkungen für den Fall, daß weitere Angriffe unternommen würden, doch kam es nicht hierzu. Bei Tagesanbruch entspann sich hingegen ein Kampf der beiderseitigen Artillerie. Kapitän Leheien, welcher die Matrosenabteilung befehligte, stellte sich auf die Mauer und streckte mit dem Revolver über 20 Japaner nieder. Die Japaner versuchten, die Pyramide menschlicher Leiber überkletternd, die Mauer stets von neuem zu ersteigen. Nach dem dritten Angriff wurde Kapitän Leheien durch einen Granatsplitter getötet. General Gorbatowski, der sechs Nächte ohne Schlaf im Graben zugebracht hatte, leitete das Feuer der Russen persönlich. Die japanische Artillerie brachte den Forts schweren Schaden bei, so daß Gorbatowski der Garnison befahl, in den Gräben Deckung zu suchen. Am 24. August, 10 Uhr morgens, brachten die Japaner ihre Bergartillerie in Stellung, die von den Russen erfolgreich beschossen wurde. Gegen Mittag wurden zwei japanische Truppenabteilungen gesehen, die sich vor dem russischen Feuer zurückzogen, die eine hinter den Zuckerbrothügel, die andere bei der Eisenbahnbrücke. Nachmittags begannen die Japaner, mit zwölf Geschützen nach Palitscheng zu marschieren. Gegen 6 Uhr abends wurde der von den Japanern gegen die russische Südostfront ausgeführte

verzweifelte Angriff abgeschlagen. Hauptmann Stnipnafski machte mit einer kleinen Abteilung einen erfolgreichen Ausfallversuch, um eine japanische Batterie zurückzuweisen."

Das Blatt macht keine Mitteilung darüber, ob die Russen sich auf dem Hügel zu halten vermochten. Die Japaner benutzten die aus Stein gebauten Häuser der Chinesen als Forts. In den Getreidefeldern haben die Japaner von der Luisenbucht her den ungeheuren Artilleriepark untergebracht.

Am 26. August begannen die Japaner wieder zu stürmen. Sie hatten aber keinen Erfolg. Trotzdem machten sie am nächsten Tage einen neuen verzweifelten Angriff. Sie stürmten an diesem Tage in den Morgenstunden zwischen 4 und 8 Uhr den westlich der Bahn gelegenen Ort Palitschwang und verloren dabei nach Aussage eines Gefangenen mehr als 1000 Mann. Am 28. August drangen sie nach dreistündigem Kampf in das Fort Nr. 6 ein, aber dieses war kaum von den Russen geräumt worden, als die Nachbarforts ihr Feuer auf dasselbe konzentrierten und die Japaner zwangen, das Fort wieder zu räumen.

Auch am 29. und 30. August suchten die Japaner durch tollkühne Angriffe Vorteile zu erringen, ohne jedoch ihre Absicht zu erreichen.

Sie haben also in der Zeit vom 19.—30. August täglich gestürmt und müssen fürchterliche Verluste gehabt haben. Man behauptet, die Japaner hätten bei diesen Angriffen 50 000 Mann verloren, doch läßt sich die Richtigkeit dieser Zahl nicht kontrollieren.

Nach dreitägiger Pause fand wieder ein japanischer Angriff statt: Das russische Blatt „Nowy Krai" berichtete in seiner Ausgabe vom 3. September, daß eine japanische Abteilung von 700 Mann auf dem Marsche in einem Tale bei Port Arthur von einer elektrischen Landmine in die Luft gesprengt worden sei. Nur wenige seien entkommen. Chinesische Flüchtlinge erklären, daß am 26. und 27. August den Japanern ähnliche Unglücksfälle in der Nähe der Feldschanze Nr. 2 zugestoßen seien.

Das Reutersche Bureau bestätigt diese Meldung und berichtet folgende Einzelheiten über den Angriff der Japaner am 3. Sep-

tember auf Port Arthur, der durch Sprengminen scheiterte: Die Japaner marschierten druch das Tal zwischen dem Langen Hügel und dem Divisionshügel. Das Tal war von den Russen vor drei Wochen auf $1^1/_2$ Kilometer Länge unterminiert worden. Auf Explosivstoffe wurden Felsstücke gelegt und diese wieder mit einer Tonschicht bedeckt. Die Tätigkeit der Japaner hatte einen Angriff an diesem Punkte vermuten lassen. Als nachts der Posten den Angriff der Japaner meldete, schossen die Russen nicht, sondern beleuchteten den Feind nur mit Scheinwerfern. Die Japaner eröffneten das Feuer, ohne daß die Russen erwiderten. Als die Kolonnen der Japaner sich auf dem Minenfelde befanden, wurden die Minen elektrisch entzündet. Die furchtbare Erschütterung warf selbst die Russen danieder. Japanische Gewehre und abgerissene Gliedmaßen flogen weit umher. Felsblöcke fielen bis in die russische Stellung. Die Russen waren anfangs selbst wie betäubt. Am anderen Tage beerdigten die Russen die Leichen. Die Zahl der japanischen Verluste konnte nicht festgestellt werden, da nur verstümmelte Leichenteile aufgefunden wurden.

Nach dieser Katastrophe beschränkten sich anscheinend die Japaner auf das Bombardement und nahmen außerdem eine regelrechte Belagerung durch den Ingenieurangriff vor.

Die russische Flotte in Port Arthur machte am 3. September wieder einmal einen vergeblichen Ausfallversuch. Am 7. September erhielt sie einen neuen Kommandanten in der Person des Kapitän Wiren. Der bisherige Kommandant Fürst Uchtomski wurde, wie bereits erwähnt, vor ein Kriegsgericht gestellt.

Bis zum 19. September hatten die Japaner den Angriff auf einen Teil von Port Artur, den Hohen Hügel (englisch High Hill) soweit vorbereitet, daß sie wieder zum Sturm übergehen konnten. Unter furchtbaren Verlusten griffen sie die Nordseite der Festung vom 19.—26. September ununterbrochen an, errangen auch Erfolge, aber am Schluß blieben doch die Russen wieder im Besitz ihrer früheren Positionen. Aus der Zeit dieser fürchterlichen Metzeleien stammen die nachfolgenden Berichte von Augenzeugen:

„In der Nacht zum Montag, 19. September, begannen die japa-

nischen Truppen der 5. und 11. Division den seit langem sorgfältig vorbereiteten Angriff auf den High Hill und das Etseschan-Fort. Von der Luisabai rückten einige 15000 Mann auf der Straße von Wankiatun und Tankiatun gegen Wankiatutze vor, dem der erste Angriff galt, während 20000 Mann von dem Nordwestende der Taubenbucht auf der Straße von Linkiatun gleichfalls auf die Vorberge des High Hill losrückten, die sich dort, im Südwesten des Etseschan-Forts, diesem vorlagern. Hier bildete das Dorf Fangkiatun den ersten Brennpunkt des Angriffs, wie der Verteidigung. High Hill erhebt sich etwa tausend Fuß über dem Meeresspiegel und überragt die benachbarten, mit russischen Forts gekrönten Bergrücken um 2—400, mehrfach sogar um 600 Fuß. Daher seine große Bedeutung, denn wer immer in seinem Besitze, beherrscht auch, vorausgesetzt, daß er über schweres Geschütz verfügt, gleichzeitig die rechts und links liegenden großen Forts von Erkelung im Osten und Antseschan im Süden. Das Etseschan-Fort selbst liegt fast auf der Spitze des Berges, aber etwas zurück, während sehr starke Vorwerke und ein vollkommener Ring kleinerer Forts, Erdwerke, Trancheen und weit vorgehender Laufgräben, mit starken Brustwehren die Abhänge des Berges und die vorgelagerten Hügel wie mit einem Stachelpanzer bedecken und schützen. Wankiatutze wie Fangkiatun liegen beide dem Berg und Fort gerade gegenüber, ersteres am Nordende, letzteres am Südende der dem Berge parallel laufenden Landstraße, auf leicht ersteigbaren Anhöhen, die ein Taleinschnitt von den eigentlichen Befestigungen trennt. Beider bemächtigten sich die Japaner nach einem, allerdings schweren Bombardement der russischen Stellungen und einer sehr energischen Verteidigung derselben. In der Nacht zum Dienstag wurden diese Höhen erstürmt und nach Tagesanbruch trotz eines kraftvollen Versuches General Stößels, sich derselben wieder zu bemächtigen, auch gehalten. Sie bildeten die Grundlage für die weiteren Angriffe auf das Fort selbst.

Am Abend des 20. September hatten die Japaner bereits ihre schweren Geschütze, unterstützt und gedeckt durch ein vernichtendes Feuer der in der Taubenbucht ankernden Kriegsschiffe, in Stellung gebracht. Am 21. folgte der eigentliche Angriff und Sturm auf das

Hauptfort von Etseschan. Das Bombardement war das furchtbarste, das wir bisher erlebt hatten. Die Japaner eröffneten das Feuer mit Tagesanbruch aus allen ihren Batterien, nicht nur gegen das Etseschan-Fort, sondern gegen sämtliche Forts, so daß wir zuerst einen allgemeinen großen Sturmangriff auf alle Teile der Festung erwarteten. Aber offenbar beabsichtigten sie dadurch nur, die Aufmerksamkeit der Garnison abzulenken und so ihre Verteidigung zu zersplittern. Es stellte sich sehr bald heraus, daß der Hauptangriff allein dem Etseschan-Fort galt. Sie hatten während der ganzen Nacht Laufgräben gegen das Fort zu aufgeworfen; sie brachen von diesen aus immer wieder unter wilden Bansai-Rufen gegen die russischen Stellungen los und kletterten mit einer Todesverachtung und einer Schnelligkeit an den steilen Bergwänden mit ihren wirren Stacheldrahtzäunen und Brustwehren und Verhauen hinauf, die ganz unwiderstehlich schien. Immer wieder trieb sie das vernichtende Feuer der Maschinengewehre, das sie zu Hunderten niedermähte, zurück, rissen die Schrapnells der schweren Mörser weite, furchtbare Leichengassen in ihre Reihen, wurden die vordersten, am kühnsten Vordringenden von den Sibirischen Schützen oft wenige Meter vor den Laufgräben wie Kaninchen niedergeschossen, während sie verzweifelt und oft in fast wahnsinniger Wut sich aus den Stacheln der Drahtzäune zu befreien suchten, immer wieder drangen sie, gefolgt von frischen Truppen, gegen die auf sie herabspeienden Höllenschlünde vor. Bis zum Abend schwankte der Sieg hin und her. Dann folgte, ihrer Gewohnheit gemäß, der wirkliche Massensturmangriff unter einem Kartätschen- und Schrapnellhagel, der wie ein Feuer- und Eisen-Tornado über die Flanken des Berges dahinzufegen schien. Die Kämpfenden, die Laufgräben, die Redouten und Brustwehren verschwanden in einem einzigen, höllischen Feuermeer. Wie ein unwiderstehlicher Orkan tobte es durch das Tal hin, selbst das heulende Pfeifen der Maschinengewehre schien zu verstummen in dem Krachen und Donnern der mächtigen Positionsgeschütze.

Dann trat eine Pause ein, eine Pause völliger Erschöpfung beider Kämpfenden. Aber die Japaner waren Herren fast des ganzen Geländes bis vor das Hauptfort hinauf: sechs Reihen von Gräben,

Redouten und Vorwerken einschließlich des ganzen dem Berge vorgelagerten Minenfeldes und der gesamten Stacheldrahtzone waren von ihnen während jenes furchtbaren Bombardements und offenbar unter dessen Schutze genommen worden. Die russischen Wasserwerke waren zerstört, die sie umgebenden Wälle von Verschanzungen in einen einzigen flachen Trümmerhaufen verwandelt. Als die stürmenden Japaner die Stellung erreichten, fanden sie sie leer: die Russen hatten sie unter dem Schutze der Dunkelheit geräumt. Ebenso ging es mit dreien der kleineren Forts. Bei zwei anderen kam es — es war schon fast Mitternacht — noch zu einem blutigen Handgemenge. Dreimal mußten die Japaner Verstärkungen heranziehen, und als sie schließlich in die Forts siegreich eindrangen, fanden sie nur noch Leichen und Schwerverwundete. Der eigentliche Hauptsturm hatte von 4 Uhr nachmittags bis 10 Uhr abends ununterbrochen gedauert. Aber vier volle Tage hindurch ließ Namagata immer wieder neue Scharen zum Sturm auf den High Hill vorgehen, die alle mit dem gleichen Fanatismus, derselben Gleichgültigkeit vor dem Feuer des Gegners (fast alle suchten sie begeistert den Tod), die Bergabhänge hinaufstürmten.

Aber der furchtbarste Teil des Kampfes war uns noch vorbehalten. In der Nacht zum 22. hatte General Stößel seine Offiziere versammelt, und eine Art kurzen Kriegsrat gehalten. Obwohl der Fall des Etseschan-Forts für den folgenden Tag erwartet werden mußte, falls es nicht gelang, den Feind aus den am Vortage genommenen Stellungen wieder zu vertreiben, schien das ein so verzweifeltes Unternehmen, daß Stößel entschied, nur Freiwillige sollten dazu verwandt werden. Geschütze und Gewehre mußten bei dem Versuche versagen, da der Feind sich in völlig gedeckten Stellungen befand. Leutnant Pogorski führte die dem Tode Geweihten. Zu Pferde, die weiten Satteltaschen mit Pyroxylen-Bomben gefüllt, warf sich die kleine Schar in wilder Karriere den Berg hinab, stürmte an den feindlichen Laufgräben dahin, flogen die Handgranaten mitten in die Reihen der überraschten Japaner: ein gräßliches Schlachten, ein Gemetzel, wie es kaum je eine Schlacht gesehen, folgte. Von der anderen Seite jagte Hauptmann Sychaff mit seinen Freiwilligen

heran und vollendete das Werk der Vernichtung. Was noch fliehen konnte, mähten die Geschütze nieder. Von 4000 Japanern überlebten 1 Unteroffizier und 11 Mann das Blutbad.

General Stößel erließ in berechtigter Siegesfreude nachstehende Proklamation an seine tapfere Garnison: „Gott sei Ehre und Dank! Ehre unserer heldenhaften Garnison! Ehre Illmann, Sychaff und Pogorski! Sie sind alle Helden. Ehre den Führern und Offizieren und vor allen Dingen Ehre und Dank den tapferen Freiwilligen, die den Feind aus den Verschanzungen trieben und sie vernichteten! Gott hat uns erlaubt, den Feind zurückzuschlagen. Er sei gelobt!"

Ende September unterbrach Admiral Togo die Verbindung Port Arthurs mit Tschifu dadurch, daß er eine ganze Flottille von Torpedobooten vor Tschifu stationierte, die keine Dschunke undurchsucht herein- und hinausließen. Seit dieser Zeit ist der Verkehr mit Port Arthur fast vollständig aufgehoben und es kommen keine sicheren Nachrichten mehr heraus. Da auch die Japaner sich über die Belagerung in Schweigen hüllen, war man während des ganzen Monats Oktober betreffs der Zustände in Port Arthur nur auf Gerüchte aus dem bekannten Lügennest Tschifu angewiesen. Immer wieder hieß es, Port Arthur sei verloren und müßte sich ergeben, bis zum letzten Tage des Oktober aber hielten sich immer noch die wackeren Verteidiger der Festung trotz Bombardement und verzweifelter Angriffe der Japaner.

## Achtzehntes Kapitel.

Bild von der Mobilmachung. — Verzweifelte Stimmung. — Auf der Fahrt nach Charbin. — General Kuropatkin. — Hinter der Front. — Die Verwundeten. — Kokotten-Wirtschaft. — Die aufgehaltenen Proviantzüge. — Beginn der Operationen. — Schlacht bei Liaujang. — Die Japaner am 31. August. — Die Japaner am 2. und 3. September. — Furchtbarer Artilleriekampf.

Kehren wir nunmehr nach der Mandschurei zurück, wo sich Mitte August die russische Armee unter Kuropatkin und das japanische Heer unter Marquis Oyama in der Nähe von Liaujang, in einem doppelten Halbkreise, gegenüberstanden.

Wie bereits erwähnt, schaffte Rußland jetzt, mit aller Anstrengung, europäische Truppen mit der Sibirischen Bahn nach Ostasien, und die Zahl der europäischen Militärbezirke, in denen die Reservisten eingezogen wurden, mehrte sich.

Der Krieg war in Rußland in keiner Weise populär. Der ungebildete Russe hatte kein Verständnis für die ihm so fernliegenden Dinge, die sich in Ostasien abspielten.

Dem „Berl. Tageblatt" sandte ein gelegentlicher Mitarbeiter folgendes Stimmungsbild aus der Mobilmachung im europäischen Rußland:

„Strahlend geht die Sonne über der kleinen Stadt auf, die verschlafen und reglos ihr entgegenträumt. Keine Menschenseele ist zu sehen: der Sonntagmorgen ist zum Ausschlafen da.

Über die ehrwürdigen Giebeldächer gleitet der goldene Schein, malt leuchtende Flecke auf die grauen, runden Pflastersteine und lockt mit seinem Flimmern die tausend Vögel aus ihren Verstecken im dichten Gebüsch, daß sie dem Licht hell entgegenjubeln.

Plötzlich ertönen Schritte. Polizisten nahen, im Arm einen Packen roter, blauer und weißer Zettel, in der Hand einen Kleistertopf. An

alle Straßenecken kleben sie drei von den bunten Dingern und ruhen nicht eher, als bis jede Ecke damit versorgt ist. Dann verschwinden sie.

Eine Stunde darauf weiß es die ganze Stadt: Mobilmachung. Das Schreckgespenst, das seit zwei Monaten über der ganzen Gegend geschwebt, von dem man nur im Flüstertone als von etwas unberechenbar Furchtbarem gesprochen, und an das doch niemand so recht hatte glauben wollen, — nun ist es da und breitet seine schwarzen Flügel über das Land. Was wird die Zukunft bringen? . . .

Vor den bunten Zetteln steht eine Gruppe von Menschen. Nur halblaute Reden werden geführt, hier und da schluchzt ein Weib auf. In ratloser Verzweiflung blicken die Männer drein.

„Wer bestellt mein Haus, wer sorgt für die Alten? Jetzt, mitten aus der Arbeit, fort — nein, ich gehe nicht!"

„Sei still! Was willst du machen?"

„Was haben wir denn von diesem Krieg? Wer tat uns etwas, daß wir uns verteidigen müssen?"

So wird gesprochen, nicht murrend, sondern verzweifelt. Alle diese Männer sind davon durchdrungen, ohne Zweck in den Tod zu müssen.

„Mein schönes Pferdchen haben sie mir auch genommen — es ist erst vier Jahre und so hübsch und stark!"

Und dem Manne, der vielleicht ganz ruhig und gefaßt an den Abschied von seiner Familie denkt, treten Tränen in die Augen bei der Erinnerung an sein junges, selbsterzogenes Pferd.

Merkwürdig ruhig geht es in den nächsten Tagen in der kleinen Stadt zu, trotz des plötzlichen Zuzuges von so vielen Tausenden von Menschen. Apathisch, völlig in ihr Schicksal ergeben, verbringen die Männer diese letzten Stunden in der Heimat, mit ihren Familien. Die Frauen sind viel verzweifelter, ihr Schluchzen klingt bang aus Fenstern und Türen.

Endlich ist alles bereit, und die Militärzüge beginnen abzufahren. Dreimal täglich durchzieht eine Abteilung Soldaten die Stadt zum Bahnhof hinaus, begleitet von Frauen, Kindern und Greisen. Und während diese in wildem Schmerz laut weinen und jammern, sind die Abziehenden wiederum ganz ruhig. Mit dem Fatalismus, der

dem russischen Volke eigen ist, haben sie sich in ihr Schicksal ergeben. Was hilft Weinen und Klagen — wie's bestimmt ist, so kommt's! Aber davon sind sie alle überzeugt, daß in diesem Falle ihrer aller Schicksal der Tod ist. Und so lassen sie sich geduldig in die unbequemen Eisenbahnwagen sperren, fast ohne Abschied von den Ihrigen, gefühllos, gleichgültig, nur mit dem einen Gedanken: Warum das alles, warum? . . . .

Wersteweit stehen die Zurückbleibenden die Schienen entlang, um die Abfahrt ihrer Angehörigen zu sehen. Da rollt ein Zug heran. Wie ein wilder Verzweiflungsschrei tönt es durch die Luft — auf Nimmerwiedersehen!

Schreckliche Gerüchte durchfliegen die Stadt: ein Weib hat sich unter die Räder des Zuges geworfen, zwei Männer haben zum Revolver gegriffen, einer hat sich erhängt. Und aus den Gerüchten wird Wahrheit, und immer schrecklichere Dinge werden bekannt. Viele Selbstmorde sind verhindert worden; aber dreizehn Menschen ist es doch gelungen, den Tod zu finden. Lieber ein schnelles Ende als lange Qual und ein grauenhaftes Sterben im fremden Lande! Auch durch Fahnenflucht sucht sich der eine oder andere dem drohenden Schicksal zu entziehen. Nur ein einziger wird dabei eingeholt und erschossen. Denn das Volk steht ganz auf seiten der Deserteure und hilft ihnen, wo und wie es kann —

Und man sagt, daß es ein Krieg für das Volk ist! . . ."

Ein weniger trübes Bild von den Transporten europäischer Truppen Rußlands über die Sibirische Bahn entwirft ein russischer Offizier in folgendem:

„Je mehr wir uns dem Kriegsschauplatz nähern, desto stiller wird es in unserm Waggon. Allmählich verstummen die Unterhaltungen, wir hören keine Kritiken, keine Anekdoten mehr; aber mit dem Verstummen so mancher absprechenden Urteile über die kriegerischen Vorgänge steigt unser Mut wieder, die Unruhe und Zweifel verschwinden unter uns, die wir bestimmt sind, handelnd in die kriegerischen Operationen einzugreifen.

Ab und zu erhalten wir Telegramme auf den Bahnhöfen der auf unserer Fahrt berührten Städte. Eine dieser Depeschen brachte

uns die Nachricht von dem rätselhaften, unbegreiflichen Schicksal unserer Flotte, die sich in den verschiedensten Richtungen zerstreute. In welche Aufregung versetzte uns dieser Ausgang! Unsere Flotte, welche um jeden Preis, mochte kommen, was da wollte, danach gestrebt hat, Port Arthur zu verlassen! Welch qualvoller Verdacht drängte sich da auf! Was haben wir aufgeboten, wie hin und her überlegt, um die Depesche in einem für uns günstigen Sinne zu erklären. Viel wurde geredet, aber wieviel Urteile und Ansichten auch vorgebracht und besprochen, verteidigt und widerlegt wurden — die vielen teuren Kameraden waren den Heldentod gestorben, niemals kehren sie wieder, nichts bringt sie uns zurück, nicht das Gelingen eines geplanten Manövers, nicht die schweren Verluste, die auch die Japaner erlitten! In einem Waggon 2. Klasse sammelten sich die Offiziere um den Chef unserer Abteilung, um die letzten Kriegsereignisse zu besprechen. Aber o weh! — alle diese Unterhaltungen waren nur ein Hin- und Herraten; sogar die Zahl der kämpfenden Truppen auf dem Kriegsschauplatz vermochten wir auch nicht annähernd zu bestimmen. Zufällig trat zu unserm Kreis der Chef einer der Knotenpunktstationen, welcher sich in unserm Zuge befand. Sofort wurde er mit Fragen bestürmt. — „Sagen Sie uns, bitte, wieviel Truppen sind nach Ihrer Ansicht schon nach dem Osten durchgefahren?" — „Ich weiß nicht genau," sagte der Stationsvorsteher, „aber weniger als eine Million werden es nicht gewesen sein." — „Eine Million? Ist das nicht sehr viel?" fragte erstaunt der Offizier. — „Aber ich bitte, es sind schon reichlich tausend Abteilungen durchgekommen, in jeder Abteilung, die Artillerie und den Train nicht mitgezählt, etwa tausend Mann, rechnen Sie selbst! Na, und wir befördern jeden Tag vier bis fünf Züge nur mit Soldaten!" — Überhaupt war der gute Stationsvorsteher recht hoffnungsvoll und zuversichtlich, aber gerade deshalb erregten seine Angaben einiges Mißtrauen; indessen — auch nach unserer Ansicht mußten wir Truppen genug im Osten haben. Die Beförderung geht mit bewundernswürdiger Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit vor sich. Der Geist der Mannschaften ist immer noch ganz vortrefflich. Täglich, wenn auch manchmal recht spät, erwartet uns an den be-

stimmten Punkten ein warmes Mittagessen, so wohlschmeckend und nahrhaft, daß auch die Offiziere es dem ihnen in den Stationsrestaurants gebotenen vorziehen und sich mit den Mannschaften zusammen die „Küche des Zaren", wie die Soldaten ihre Menage nennen, recht wohlschmecken lassen. Den Stationsrestaurants kann man die Anerkennung zollen, daß sie fast durchweg gut und dank den von den Behörden festgesetzten Preisen nicht teuer sind; leider aber werden sie immer minderwertiger, je weiter man sich von dem Ural entfernt. Abgesehen davon, leiden sie an einem großen Fehler: an der Beschränktheit, häufig sogar an dem gänzlichen Mangel eines billigen Buffetts für die gemeinen Soldaten. Und diesen Mangel empfindet man desto härter, als das Mittagessen infolge der sehr langen Strecken, zwischen den größeren Stationen, manchmal erst um Mitternacht gereicht wird. Aber der Soldat ißt auch um Mitternacht mit Appetit, besser spät, als gar nicht.

Wenn man aus dem Waggonfenster des dem Kriegsschauplatz entgegeneilenden Militärzuges herausblickend das frische Grün der sorgfältig bestellten Felder, die kleinen friedlichen Hütten sieht, so wird es einem so schwer, daran zu glauben, daß ganz in der Nähe Kämpfe wüten, in welchen Menschen gleich wilden Tieren einander töten, vernichten, zerfleischen. Erst in Liaujang kommt man zu dem vollen Bewußtsein, sich mitten im Kriege zu befinden.

Der Zug, welchen ich benutzte, begegnete auf der Station Jantai dem Zuge, welcher den General Kuropatkin beförderte, wir mußten deshalb bis zum nächsten Tage hier liegen bleiben.

Am frühen Morgen nahm der General eine Besichtigung der kaukasischen Division vor; um jedoch die von dem langen Marsche schon recht angegriffenen Pferde, ohne zwingenden Grund, nicht noch mehr zu ermüden, fand die Besichtigung zu Fuß statt, was allerdings den wilden Steppensöhnen in ihrer Tscherkessentracht, mit den roten Baschliks, nicht besonders anstand. Diese geborenen Reiter, die mit ihren Pferden, Kentauren gleich, verwachsen scheinen, machen zu Fuß keinen besonders günstigen oder gar kriegerischen und imponierenden Eindruck.

Kuropatkin ist seit kurzer Zeit recht gealtert und abgemagert,

aber er hat sich seine Ruhe, seine gemessenen Bewegungen bewahrt. Die Armee blickt mit vollem Vertrauen auf ihren General. Zweifellos wurde dieses Vertrauen während unsers ununterbrochenen Zurückweichens vor dem nachdrängenden Gegner auf eine harte Probe gestellt, aber Kuropatkin hat vorausgesagt, wir würden manches Schwere ertragen müssen, und der Soldat leidet und duldet, aber das Vertrauen in den Führer ist unerschüttert geblieben."

Was die aber endlich am Bestimmungsorte eingetroffenen Soldaten Rußlands erwartete, das schildert mit ergreifenden Worten der Petersburger Korrespondent des Londoner „Daily Telegraph":

„Wilde Orgien und die Stimme des Todes, lärmender Gesang lustiger Soldaten am Abend und der herzzerreißende Todesschrei derselben Sänger am nächsten Tage, da sie wund auf den mandschurischen Feldern liegen und vergeblich Hilfe anrufen, das sind die beiden Stadien des grimmen Totentanzes im fernen Osten. Amtliche und Zeitungsberichte zwar schildern die Soldaten als kampfbegierig, aber durch den Rauch des Schlachtfeldes hindurch sieht man andre Bilder, sieht man die Schrecken des Krieges und die endlosen Leiden der Kämpfenden in der mandschurischen Hölle.

Eine ermüdende Reise mehrere Wochen lang in der verpesteten Luft eines Eisenbahnwagens, dann werden die Soldaten in Charbin ausgeladen. Gesunde, lustige, einfache Burschen, meist frisch von der Scholle weg. In Charbin „ruhen" sie und „bereiten sich vor". Schnaps, Kartenspiel, und die gröbsten Freuden sind die Vorbereitung der meisten zum Krieg, ihr Grundsatz: „Iß, trink und sei lustig, denn morgen müssen wir sterben". „Betrunkene Soldaten," sagt General Wolkow in einem Tagesbefehl, „trifft man auf Schritt und Tritt sowohl in den Straßen wie auf dem Bahnhof. Viele von ihnen benehmen sich frech und ungehorsam und müssen dem Kriegsgericht übergeben werden." Lange Zeit wird den Leuten nicht gelassen, bald geht es vorwärts auf den Kriegsschauplatz. Über Hügel und Berge marschieren sie, schleppen schwere Geschütze schlammige Hänge hinauf, stolpernd und stürzend geht es langsam vorwärts, etwa eine deutsche Meile den Tag. Nachts wird am Bergesabhang geschlafen, der so steil abfällt, daß die erfahrenen Leute einen Haufen

Steine vor ihren Füßen aufhäufen, um sich vor dem Herabgleiten in die Tiefe zu bewahren. Ein Wolkenbruch überschwemmt das Land und durchnäßt die Soldaten bis auf die Haut. Wenn sie sich abends erschöpft und mit wunden Füßen am Lagerfeuer niedersetzen, wird ihnen mitgeteilt, daß die Lebensmitteltransporte nicht eingetroffen sind. So werfen sich die meisten von ihnen, in ihre Mäntel gehüllt, hungrig auf den Erdboden nieder, um in kurzem Schlaf Erholung zu suchen. Da bleiben tapfere, prächtige Burschen oft liegen, ohne jemals den Feind gesehen zu haben.

„Den Toten ist wohl, die in der Schlacht erschlagen werden," schreibt ein Offizier, „denn Höllenqualen erwarten die Verwundeten. Sie liegen oft stundenlang, bevor sie aufgelesen werden, und viele bleiben im hohen Grase oder in den Gräben einen ganzen Tag ohne Hilfe. Einsame Finsternis, Schweigen, nur durch herzzerreißendes Stöhnen unterbrochen, kalter Durst und rasende Schmerzen, die Furcht vor Wahnsinn und langsamem Tod kann nur der richtig empfinden, der sie durchgemacht hat."

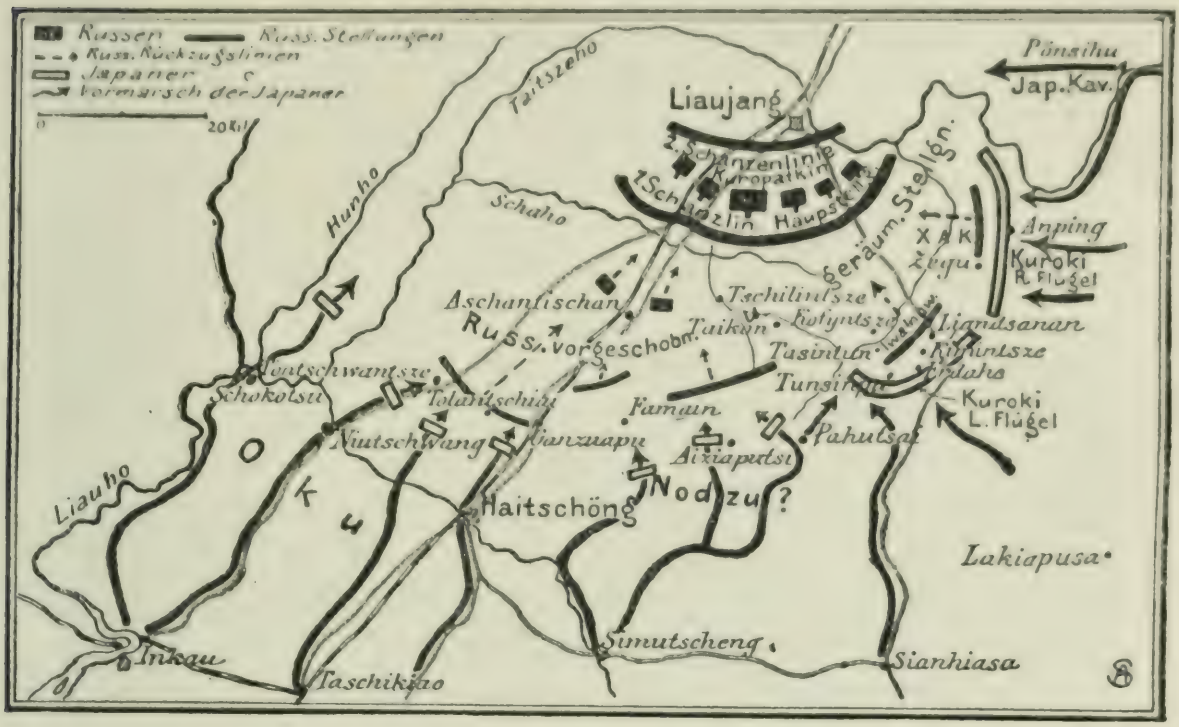
Und endlich wenn die Verwundeten aufgefunden werden, das Hospital. Der Korrespondent der Nowoje Wremja schildert folgendermaßen, was er gesehen hat: Ich betrat die Baracken in Liaujang, die aus vier kleinen Räumen bestehen. Sie waren mit verwundeten Soldaten angefüllt. Einige von ihnen lagen auf mit Stroh überdeckten Pritschen, andere auf den bloßen harten Planken. Es waren im ganzen etwa 30 Mann, einer immer furchtbarer zugerichtet als der andere. Die Luft war dick, stinkig, mit allen üblen Ausdünstungen, dem Geruch fauliger Wäsche, schmutziger Leiber und Blutdunst durchsetzt. Einige der Leute waren bewußtlos, viele delirierten, zwei lagen im Sterben, es war ein Bild des Grauens. Die Gesichter der Soldaten waren schrecklich schmal und durchfurcht, ihre Wangen eingefallen, die Augen halb geschlossen, in den Augen weiter nichts als der Ausdruck des Leidens. Ihre Brust hab sich voll Schmerzen, aus ihren Kehlen kam das Röcheln des Todes, ihre bleichen Lippen murmelten unzusammenhängende Worte. Sie lagen zusammengekrümmt in unnatürlichen Stellungen und starrten mit stumpfer Ruhe auf die Anwesenden."

Während General Kuropatkin sich aber zur Entscheidungsschlacht vorbereitete, führten seine Offiziere ein geradezu skandalöses Leben und unglaubliche Szenen, nicht nur hinter der Front der russischen Armee, sondern selbst vorn dicht vor dem Feinde, waren an der Tagesordnung.

Der ehemalige preußische Generalstabshauptmann Freiherr von Binder-Kriegelstein meldet z. B.: „Tag für Tag fuhren von Niutschwang Dirnen aller Nationalitäten, von Schanghai, Yokohama und so weiter kommend, zur russischen Armee, und ich habe nie gehört, daß der russische Konsul Grosse einer solchen Kreatur einen Paß verweigert hat, während er mir partout keinen geben wollte. Tag für Tag kamen solche Weiber von der Armee, um über Niutschwang nach Schanghai, Yokohama usw. zu gehen, ihre Toilette zu ergänzen und dann wiederzukommen. So oft ich dort auf der Bahn fuhr, kam ich nolens volens mit Kokotten in Berührung, die mit ihrem Patschuli den ganzen Zug verpesteten, jedem ihre Bekanntschaft gewaltsam aufdrängten und in den Bahnhofswirtschaften mit den russischen Offizieren warmen Sekt, die Pulle zu 15 Rubel, tranken. Diese Weiber, von den Russen — dem General wie dem Leutnant — verhätschelt und verzärtelt, durften machen, was sie wollten, und rutschten nach Belieben über die Grenze hin und her, während die russischen Offiziersdamen schon bei Beginn des Krieges aus der ganzen Mandschurei abgeschoben worden waren. Nun, wenn die Japs nur halbwegs ihr Handwerk verstanden — und daß dem so ist, daran zweifelt heutzutage niemand mehr — dann war es für sie ein leichtes, auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der holden Weiblichkeit alles Wesentliche über die Russen zu erfahren. Daran hatten merkwürdigerweise offenbar weder der gute Alexejew noch der General Flug, sein Generalstabschef, gedacht, oder wenn sie daran dachten, so hatten sie den Entschluß nicht, der Kokottenwirtschaft ein Ende zu machen, die für die russischen Offizierkorps ein förmliches Lebensbedürfnis war."

Noch Schlimmeres schildert ein Augenzeuge in folgendem Bericht: „. . . Allerdings sind mir Fälle bekannt, wo die russischen Truppen zwei Tage gehungert haben und nichts zu essen bekamen, doch lag das

nicht an der Intendantur, sondern, wie das aus einer Korrespondenz des vielgenannten Nemirowitsch Dantschenko klar hervorgeht, an der Frau des Barons Stakelberg, des famosen Feldherrn von Wafangou. Der Zug der Frau Gemahlin Stakelberg hielt das Gleise besetzt, und so konnten die Intendanturzüge nicht herangebracht werden. Sie waren wohl in den Augen der Dame überflüssig, welche sich einmal die Heldentaten ihres Gatten ansehen wollte. Diese bestanden der-




Stellung der Russen und Japaner vor der Schlacht bei Liaujang.

selben Quelle nach darin, daß er in der Schlacht, zu welcher er den einzelnen Regimentskommandeuren nicht einmal einen Dispositionsplan gegeben, durch Abwesenheit glänzte und schließlich beim eisgekühlten Sekt in seinem Sonderzuge aufgefunden wurde!! Für die Schwerverwundeten war aber kein Eis vorhanden. Wieviel dieser Heerführer wert ist und welche Schuld er an dem Fehlschlagen der Schlacht trägt, geht wohl am besten aus dem Briefe eines seiner Offiziere hervor, den ich gelesen habe und der mit den Worten schließt: „Hätte doch eine japanische Kugel die Kanaille geholt!" . .

Wenn es dem russischen General Kuropatkin trotz dieser trau-

rigen Verhältnisse doch noch gelang, im entscheidenden Augenblicke, mit seinen ungeübten Truppen den Japanern Widerstand zu leisten und seine Soldaten zu wahrhaft heldenmütigen Leistungen zu begeistern, so verdient er um so höhere Anerkennung!

Am 24. August begannen endlich die Japaner die Vorwärtsbewegung und zwar von drei Seiten auf die Stellung der Russen. Die umseitige Karte zeigt die Verteilung der beiden feindlichen Streitkräfte vor Beginn der Schlacht.

Wie General Kuropatkin dem Zaren unter dem 25. August meldet, rückte am 24. August ein japanisches Bataillon im Tale des Sidahya von Aiziaputsi über Pahudsai auf Laodintan vor, in dessen Umgebung eine kleine russische Abteilung stand. Der Vormarsch der Japaner wurde um 3 Uhr nachmittags bei Laodintan durch eine russische Kompagnie aufgehalten, die fünf Mann an Verwundeten verlor. — An demselben Tage leisteten 2 Kompagnien bei Tunsinpu, 7 Werst südwestlich von Liandiansan, überlegenen vorrückenden feindlichen Streitkräften erfolgreich Widerstand. Als die Russen Verstärkungen erhielten, stellte der Feind den Vormarsch ein. Auf russischer Seite wurden in diesem Gefecht ein Offizier verwundet und 53 Mann getötet oder verwundet. Am Abend desselben Tages besetzten die Japaner, nachdem sie die russischen Wachtposten zurückgedrängt hatten, die Höhen im Südwesten von Liandiansan und schritten zur Aufwerfung von Schanzen auf ihnen.

Am 25. August eröffnete eine feindliche Batterie um $5^3/_4$ Uhr früh das Feuer in der Richtung auf das Dorf Kotinzi, sechs Werst westlich von Liandiansian. Eine russische Batterie erwiderte das Feuer. Trotz der bedeutenden Entfernung war ihr Feuer wirksam. Die japanischen Geschütze verstummten, und man bemerkte, daß ihre Bedienungsmannschaften sich verbargen. Am Morgen desselben Tages rückte der Feind in Stärke von etwa einer Brigade Infanterie mit vier Batterien im Tale des Sidahya talabwärts auf Tunsinpu und Tasintun vor und bedrängte 2 russische Kompagnien, die sich zurückzogen. Eine der Kompagnien der japanischen Vorhut, die im Tale des Sidahya vorrückte, war dem Feuer der russischen Batterie ausgesetzt, sie erlitt anscheinend große Verluste und zog sich eilig zurück.

Bei Liandianſan ſtellte der Feind am Morgen zwei Batterien auf und beſchoß die ruſſiſchen Stellungen ſowie eine ruſſiſche Abteilung, welche ſich in ein lebhaftes Gefecht mit der feindlichen Infanterie eingelaſſen hatte, die aus Erdahe hervorbrach und nach Kiminſi marſchierte. Die ruſſiſchen Batterien begannen einen Kampf mit dieſen Batterien und brachten eine von ihnen raſch zum Schweigen.

Gegen 11 Uhr vormittags wurde der ruſſiſchen Abteilung, die die vorderſte Stellung innehatte, befohlen, ſich auf die Hauptſtellung zurückzuziehen, und die japaniſche Infanterie beſetzte die bewaldeten Höhen weſtlich von Kiminſi. Um die Mittagszeit wurde bemerkt, daß der Feind 36 Geſchütze bei Erdahe aufgeſtellt hatte, und daß etwa eine Diviſion Infanterie mit vier Batterien zwiſchen Kiminſi und Kataſi vereinigt worden waren. Gegen 2 Uhr nachmittags wurde eine japaniſche Gebirgsbatterie, die in einem Hohlweg nach Taſintun vorrückte, durch das Feuer der ruſſiſchen Batterie aufgehalten und konnte nicht in Stellung kommen. Eine andere Gebirgsbatterie erlitt anſcheinend bedeutende Verluſte und verſtummte. Das Feuer der ruſſiſchen Batterie trieb ferner die japaniſche Infanterie in die Flucht, die auf den Höhen öſtlich von Kataſi begonnen hatte, Schanzen aufzuwerfen.

Gegen 3 Uhr nachmittags wurde feſtgeſtellt, daß bedeutende japaniſche Infanteriemaſſen vorgeſchoben worden waren, und daß ſie auf den Höhen im Süden des Sanputales Schanzen aufwarfen. Um 4½ Uhr wurde eine japaniſche Gebirgsbatterie, die auf einer Höhe nordweſtlich von Kiminſi erſchien, durch das Feuer der ruſſiſchen Batterie genötigt, ſich zurückzuziehen. Insgeſamt rückten, wie bis 5 Uhr nachmittags feſtgeſtellt wurde, mindeſtens zwei Diviſionen japaniſcher Infanterie mit zehn Batterien gegen die Stellung bei Liandianſan vor. Weitere Berichte über den Verlauf des Kampfes ſind noch nicht eingegangen.

Soweit der Bericht Kuropatkins. Mit dieſen Gefechten begann die entſetzliche neuntägige Schlacht von Liaujang, ein Morden, welches ſeinesgleichen kaum bisher in der Geſchichte hatte. Zu Zehntauſenden fielen auf beiden Seiten die Kämpfer, welche bis zu völliger Erſchöpfung miteinander rangen.

Wohl mußten die Russen den, von Kuropatkin meisterhaft geleiteten, Rückzug nach Mukden antreten, aber einen vollständigen Sieg erfochten die Japaner nicht, das zeigten schon die nächsten Wochen, als Kuropatkin wieder zur Offensive überging und bei Liaujang und am Schaho eine noch schrecklichere Wiederholung der Metzelei vom 26. August bis 3. September stattfand.

In dieser ersten Schlacht bei Liaujang wurde eigentlich gleichzeitig auf drei Schlachtfeldern gefochten, und es war selbst für die Gegner schwer, in jenen furchtbaren Tagen einen richtigen Überblick über die Ereignisse zu gewinnen.

Erst am 11. September konnte Kuropatkin folgendes Telegramm an den Zaren senden:

„Auf Grund von nunmehr festgestellten Einzelheiten der Kämpfe der verschiedenen Armeekorps vom 26. August an ist es möglich, folgende allgemeine Schilderung dieser Kämpfe zu geben: Am 26. August hatte die Mandschurei-Armee in drei Abteilungen Stellungen bei Pegu und Anping auf dem linken Flügel, bei Liandiansian im Zentrum und bei Anschantschan auf dem rechten Flügel inne. An demselben Tage gingen die Japaner auf der ganzen Front des Zentrums bei Liandiansian zum Angriff vor. Alle Angriffe wurden zurückgeschlagen. Auf dem linken Flügel behaupteten wir nach einem hartnäckigen Kampf die Hauptstellung bei Anping, aber die Japaner bemächtigten sich der Stellung bei Pegu und bedrohten dadurch den Rückzug des den linken Flügel bildenden Korps. Im Tal des Tanho wurde gleichzeitig ein Umgehungsversuch der Stellungen unseres linken Flügels bei Anschantschan mit bedeutenden Kräften bemerkt. Ich führte alle Armeekorps auf die vordersten Positionen bei Liaujang, indem ich die Stellungen bei Liandiansian und Anping benutzte, um Zeit zu gewinnen und dem Feinde schwere Verluste zuzufügen. Infolge des bergigen Geländes auf der Ostfront und der vom Regen aufgeweichten Wege auf der Südfront war der zweitägige Marsch nach Liaujang äußerst beschwerlich und wurde nur dank der selbstverleugnenden Tätigkeit aller Mannschaften auf dem Ostflügel in voller Ordnung ausgeführt. Hierbei wurden die ganze Artillerie und der ganze Train unter unsäglichen Mühen über die

Pässe geschafft. Noch schwieriger war der Marsch durch die Ebene. Bei der linken und mittleren Kolonne gelang es uns, die ganze Artillerie und den Train glücklich nach Liaujang zu bringen, der Marsch der rechten Kolonne westlich von der Eisenbahn war besonders schwierig. Inzwischen griff der Feind in bedeutender Stärke unsere Nachhut an, welche mit ihm heftige Kämpfe zu bestehen hatte. Eine der Batterien geriet bei dem weiteren Rückzug in einen Sumpf. Der Batterie mußte Hilfe gesandt werden, und um sie zu decken, blieb die Nachhut des Generalmajors Rutkowski länger in ihrer Stellung, als unter anderen Umständen nötig gewesen wäre. Die Abteilung erlitt schwere Verluste. General Rutkowski selbst und Oberstleutnant von Raaden fielen. Trotz aller Anstrengungen und Opfer mußte die Batterie zurückgelassen werden. Am 29. August war die Armee bei Liaujang zusammengezogen worden. Eine Armee besetzte eine Stellung auf dem rechten Ufer des Taitseflußes, die anderen Korps besetzten die Stellungen auf dem linken Ufer. — Am 30. und 31. August griffen die Japaner äußerst energisch unsere vordersten Stellungen an, wurden aber überall mit ungeheuren Verlusten zurückgeschlagen. Auf unserm rechten Flügel und dem Zentrum wurden während dieses Kampfes zahlreiche Gegenangriffe, bei denen es zum Bajonettkampf kam, ausgeführt. Sowohl die Spezialreserven als auch Teile aus der allgemeinen Reserve mußten herangezogen werden. — Am 31. August setzten auf das rechte Ufer des Taitse bedeutende Abteilungen der Armee Kurokis über.

Am 30. und 31. August wurde unser linker Flügel, gegen den die Armee Kurokis vorgehen mußte, verhältnismäßig schwach angegriffen. Man konnte daher mit Recht voraussetzen, daß die Hauptkräfte Kurokis zu einer Umgehung unseres linken Flügels bestimmt waren und um unsere Verbindungen abzuschneiden. Unter diesen Umständen entschloß ich mich, die Truppen von den vordersten Stellungen auf die Hauptstellung zurückzuziehen und bedeutende Streitkräfte gegen die Armee Kurokis zusammenzuziehen, um ihn an den Taitsefluß zu drängen, der nur an einigen Stellen passierbar ist. Dieses Manöver wurde mit gutem Erfolg ausgeführt. Ohne von den Japanern beunruhigt zu werden, begannen wir die vordersten Stel-

lungen zu räumen, die uns schon einen großen Dienst geleistet hatten, da sie es ermöglicht hatten, den Gegner durch große Verluste zu schwächen. Dank der ergriffenen Maßnahmen gelang es uns trotz der dunklen Nacht, alle unsere Truppen, die zum Angriff bestimmt waren, am 1. September auf das rechte Ufer des Taitseflusses überzusetzen. Erst gegen Abend desselben Tages besetzte der Feind die von uns geräumten vordersten Stellungen und eröffnete ein Artilleriefeuer gegen Liaujang. In die Hände des Feindes fielen auch nicht die geringsten Trophäen. Für die Aktion der auf das rechte Ufer übergesetzten Truppen hatte ich folgenden Plan entworfen. Die Armee sollte sich zwischen dem Dorfe Sinkwantun und den Höhen bei den Kohlenbergwerken von Jentai entwickeln. Letztere sollte die Abteilung des Generalmajors Orlow, bestehend aus dreizehn Bataillonen, besetzen. Ich nahm zum Mittelpunkt die Stellung bei Sinkwantun, und die Armee sollte eine Linksschwenkung machen, um die Stellungen der Japaner, die sich vom Taitsefluß beim Dorf Kwantun in der Richtung auf die Höhen von Jentai zu erstreckten, anzugreifen. Der Angriff begann am 2. September. In der Nacht zum 2. September meldete mir der Kommandeur des Armeekorps auf dem rechten Flügel, daß die Japaner in der Nacht einen Angriff gemacht und den für uns sehr wichtigen Teil der Position nordöstlich bei Sinkwantun genommen hätten. Da das diesen Teil der Stellung behauptende Regiment zum Rückzug gezwungen worden war, mußte ich den Plan der Aktion ändern und für den 2. d. M. die Rückeroberung der Stellung als erste Aufgabe ansetzen. Erst gegen Abend dieses Tages befand sich der Bergrücken bei den Dörfern Sinkwantun und Samai wieder in unseren Händen. Gegen 6 Uhr abends begann der Angriff auf die Höhen nordöstlich von Sinkwantun, die in der Nacht unsere Truppen verloren hatten. Anfangs hatten unsere Angriffe keinen Erfolg; aber trotz vollständiger Dunkelheit wurde der erbitterte Kampf fortgesetzt. Wir eroberten mehrere Male die Höhen, wurden aber immer wieder gezwungen, uns zurückzuziehen. Da die einzelnen Truppenteile sich vermischten, war es schwer, die Leitung in der Hand zu behalten. Nach wiederholten Angriffen gelang es uns schließlich, die Stellungen endgültig zu

nehmen, und somit war die für den 2. September dem rechten Flügel gestellte Aufgabe erfüllt. Auf dem linken Flügel in der Gegend der Bergwerke von Jentai hatte die Abteilung des Generalmajors Orlow an demselben Tage im Süden der Bergwerke auf den Höhen eine sehr feste Stellung eingenommen, mit der Front nach Süden. Er ließ zwei Batterien auffahren und begann einen Artilleriekampf mit dem Feinde, der einige Werst südlich stand. Währenddessen befand sich die Spitze des Korps auf dem linken Flügel nur noch ungefähr sechs Werst vom rechten Flügel der Abteilung Orlows entfernt. Um unseren Truppen, die die Stellung bei Sinkwantun innehatten, Hilfe zu leisten, ließ er einen Teil seiner Abteilung die Berge hinabgehen und rückte gegen das Dorf Sahutun vor. Die Truppen mußten ein mit hohem Getreide bedecktes Gelände passieren. Sie wurden vom Feinde mit Feuer empfangen, verloren die Richtung und zogen sich zurück. Die auf den Bergen zurückgebliebenen Truppenteile gingen gleichfalls in westlicher Richtung zurück. Die Spitze des vorrückenden Korps auf dem linken Flügel war zur selben Zeit nur noch zwei Werst von den Truppen des Generals Orlow entfernt. In diesem Kampfe wurden der Generalmajor Orlow und der inzwischen seinen Wunden erlegene General Fomin verwundet. Nach Aufgabe dieser Stellung auf den Höhen, die unserem Vormarsch vom linken Flügel als Stützpunkt dienen sollten, entwickelten sich die Japaner nach Norden hin und besetzten gegen 5 Uhr nachmittags den ganzen Höhenzug und das Steinkohlenbergwerk bei Jentai. Die sibirischen Kosakensotnien des Generalmajors Ssamssonow verteidigten zu Fuß unsere Stellungen heldenhaft, wurden aber zum Rückzuge genötigt. Somit hätte das vorrückende Korps auf dem linken Flügel zu seinem Vormarsch die sehr starken Stellungen des Feindes auf den Bergen stürmen müssen. Dies war für das Korps, welches in den letzten fünf Tagen große Verluste erlitten hatte, eine zu schwierige Aufgabe, und es zog sich zum Dorfe Liliangu zurück. Da unsere Truppen, die die Stellungen beim Dorfe Sinkwantun innehatten, auf welches sich der rechte Flügel der vorrückenden Armee stützte, in der Nacht vom 2. zum 3. d. M. diese wichtigen Stellungen zu räumen gezwungen waren, so beschloß ich,

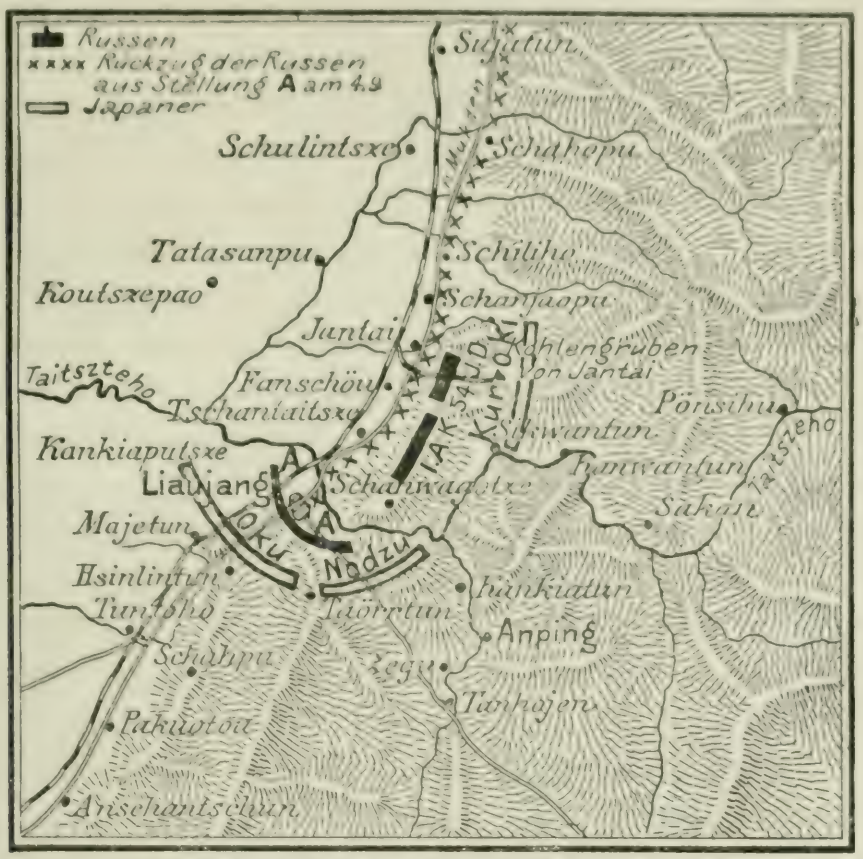
mich auf Mukden zurückzuziehen, und brachte dies bis zum 7. September zur Ausführung.

Die Räumung Liaujangs begann am 3. September und war am Morgen des 4. September beendet. Alle Vorräte der Truppen wurden vollständig fortgeschafft, nur die in den Intendantur-Depots befindlichen konnten nicht weggeschafft werden, und es wurden Vorräte für ungefähr acht Tage vernichtet. Die Truppen zogen sich in voller Ordnung zurück. Eine vom Feind begonnene Verfolgung wurde abgewehrt. Am 3. und 4. d. M. wurden Maßnahmen gegen die Umgehung der Truppen von Osten ergriffen. Der Gegner verfolgte uns im Süden nicht energisch, im Osten aber gingen die Truppen Kurokis zum Angriff über. Unsere Truppen, die die Stellung bei Taliengu innehatten, mußten besonders in der Nacht zum 5. September einen heftigen Kampf bestehen. Wir behaupteten unsere Stellungen, aber die Verluste eines Regiments allein, das im heißesten Kampf gestanden hatte, betrugen gegen 500 Mann. Am Abend des 5. September war die Gefahr eines gleichzeitigen Angriffs in der Front und auf unseren linken Flügel beseitigt. Unter unendlichen Schwierigkeiten für die Artillerie und den Train marschierten die Truppen nach Mukden, und am 7. d. M. war der Rückmarsch beendet. Eine starke Nachhut und Kavallerie deckten den Rückzug. In allen Kämpfen vom 30. August an haben die Feinde keinerlei Trophäen erbeutet. Die Sappeurabteilungen, die während aller Kämpfe selbstverleugnend ihre Arbeit taten, leisteten der Armee hervorragende Dienste, indem sie beim Rückzuge die Wege ausbesserten, Brücken schlugen und dem Train halfen."

Der „Times" ging von ihrem Korrespondenten beim Hauptquartier der linken japanischen Armee folgender Bericht über die Kämpfe bei Liaujang zu:

Am 30. August setzte der japanische Infanterieangriff ein, er scheiterte aber. Ein neuer Angriff begann darauf am 31. August um 2 Uhr morgens. Die dritte japanische Division wurde dabei von dem rechten russischen Flügel zurückgetrieben. Die fünfte Division bahnte sich mit Äxten den Weg durch die Drahthindernisse, erlitt aber furchtbare Verluste; ihr Angriff scheiterte an dem linken Flügel

der Russen. Bei Tagesanbruch mußten die Japaner die Stellungen, welche sie genommen hatten, vor dem Granatfeuer der Russen räumen. Man nimmt an, daß die japanische Artillerie versehentlich auf die eigenen Truppen geschossen hat. Am 31. August ging die fünfte japanische Division wieder sprungweise vor. Die Japaner verwendeten dabei in der Schützenlinie Handhaubitzen in Gruppen von je 12 Mann. Auch dieser Angriff scheiterte an der zweiten Linie




Stellung der Gegner am 3. September.

der russischen Verteidigungswerke. Schließlich wurde auch ein dritter verzweifelter Angriff Okus um 7 Uhr abends niedergeworfen, obgleich ein Bataillon bis in die russischen Schützengräben gelangte. Ein weiterer Angriff war für die Nacht befohlen, aber unnötig geworden, da Kuropatkin um Mitternacht die Räumung der zweiten russischen Stellung befahl.

Diese Angriffe hatten den Japanern mehr als 10 000 Mann gekostet, ungerechnet die Verluste der zehnten Division und der Armee

Kurokis. Die Japaner machten nur 7 Gefangene. Die Verluste der Japaner in den weiteren Kämpfen um Liaujang waren noch größer. In einer der geräumten Schanzen lagen russische und japanische Leichen in hohen Haufen nebeneinander. Der 1. September war ein Erholungstag. Er wurde dazu benutzt, Reserven heranzuziehen. Am 2. September morgens war Okus Armee wieder im Kampf. Oku und Nodzu hatten eine starke russische Stellung von 19 Kilometern Länge vor sich. Die russischen Schanzen zogen sich westlich der Eisenbahn nach Südosten durch die Vororte und Bauerngehöfte hin. Die dritte japanische Division versuchte eine Umgehung, während die ganze Artillerie der dritten Division einschließlich der schweren 15 cm-Geschütze vom Zentrum aus feuerte. Die vierte japanische Division rückte westlich der Eisenbahn vor. Zwei andere Divisionen sollten einen Angriff auf die Front übernehmen. Die japanische Infanterie, die übermüdet war, geriet in ein furchtbares Artilleriefeuer. General Stakelberg versuchte einen Gegenangriff auf die fünfte Division, der aber mißlang. Die Japaner sahen beständig die Eisenbahnzüge abfahren. Nach Einbruch der Dunkelheit eröffneten die Japaner ein starkes Artilleriefeuer. Auf den 3. d. M. war ein allgemeiner Angriff angesagt. Der Angriff in den ersten Morgenstunden versagte. Von 9 bis 10 Uhr vormittags entspann sich ein heftiger Artilleriekampf. Ein neuer Infanterie-Angriff um 10 Uhr scheiterte infolge des Feuers der russischen Artillerie. Der fünften Division gelang es zwar, bis in die Schanzen vorzudringen, aber nur um entsetzliche Verluste zu erleiden. Die Japaner richteten darauf mit ihren zusammengesetzten Batterien ein so heftiges Artilleriefeuer gegen die russischen Linien, daß auf dem linken russischen Flügel das Feuer teilweise verstummte. Aber auch noch in der Nacht hielten die Russen die Schanzen besetzt. Um 3 Uhr morgens am 4. September rückten die Japaner wieder zum Angriff vor und konnten sich nunmehr der Eisenbahnbrücke bemächtigen, nachdem Kuropatkin um $1^1/_2$ Uhr nachts mit den letzten sibirischen Schützen abgerückt war.

Nach diesem aus englischer Quelle aus dem japanischen Lager stammenden Bericht ginge hervor, daß auch auf dem Teile des

Kampfschauplatzes, den die Japaner schließlich als Sieger behaupteten, der Sieg viel schwerer und auch weniger entscheidend war, als man zuerst annahm. Über die ganz erfolglos gebliebenen verzweifelten Anstrengungen der Armee Kurokis gegen die entscheidend wichtigen Positionen des linken russischen Flügels wurde dem sozusagen japanisch-offiziösen „Reuterschen Bureau" aus dem Hauptquartier des Generals Kuroki gemeldet:

Der furchtbare Artilleriekampf, welcher am 30. August vor Liaujang vor Tagesanbruch begann und bis zum Beginn der Nacht dauerte, war eines der überwältigendsten Schauspiele der modernen Kriegsgeschichte. Die kombinierten japanischen Armeen, mit Ausnahme des Kontingents Kurokis, konzentrierten das Feuer ihrer Batterien gegen die Streitkräfte Kuropatkins. Während zwölf Stunden spieen Hunderte von Geschützen, wenigstens 300 auf jeder Seite, einen Regen von Geschossen aus. Die Nacht und selbst ein furchtbares Gewitter machten dem Kampfe kein Ende; die russischen Granaten platzten fortgesetzt auf den von den Japanern besetzten Hügeln. Mehrere Stunden hindurch wurden in der Minute durchschnittlich 60 Granaten, selten weniger als 20, abgeschossen. Die Mehrzahl der russischen Batterien war in Hufeisenform um die Ebene südlich und westlich von Liaujang aufgestellt. Andere Batterien befanden sich fünf Meilen von der Stadt entfernt, wieder andere westlich längs einer Gruppe von Hügeln, auf die sich der äußerste rechte Flügel der Russen stützte. Eine weitere Linie von hinter der Stadt, dem rechten Ufer des Flusses gegenüber gelegenen Hügeln war mit Batterien versehen, die die Eisenbahn und die Nachhut der Armee zu schützen bestimmt waren. Die japanische Artillerie hatte in einem unregelmäßigen Bogen in einer Ausdehnung von etwa 20 englischen Meilen Aufstellung genommen. Die Terrainbildung gestattete keinen zuverlässigen Überblick über die Stellung der Truppen. An einigen Stellen waren die russischen Geschütze stufenweise aufgestellt und ausgezeichnet verborgen. Man sah nur das Aufblitzen der Schüsse. Über den japanischen Stellungen schwebten beständig weiße Wolken, die durch das Platzen der russischen Granaten verursacht wurden. Der Schlachtlärm war betäubend. Zeitweise feuerten zwei bis drei Batterien gleichzeitig."

## Neunzehntes Kapitel.

Rückzug auf Mukden. — Abgeschnitten. — Verzweifelte Kämpfe. — Plünderung in Liaujang. — Eine Steinschlacht. — Entwischt. — Auf dem Rückzug. — Auf dem Schlachtfeld. — Kuropatkin ergreift die Offensive. — Beginn der Schaho-Schlacht. — Am 11. September. — Auf dem Bastions-Hügel. — Im Handgemenge. — Die japanische Flutwelle. — Die Russen gehen zurück.

Gehen wir nun dazu über, die Details dieser entsetzlichen Schlacht näher zu betrachten, und zwar nach den Berichten von Augenzeugen.

Ein Korrespondent des „Daily Telegraph", der bei der Umgehungskolonne des Generals Kuroki die Schlacht bei Liaujang mitmachte, gibt über den Hauptkampf bei Jentai folgende Schilderung: „General Kuropatkin hatte offenbar General Kurokis Bewegungen erwartet, denn dieser fand seine Divisionen einem überlegenen Feinde gegenüber. Trotzdem setzten die Japaner ihren Vormarsch kühn fort (1. September) und entrangen dem Feinde ein bedeutendes Stück Terrain, ehe die Sonne untergegangen war. Der Schlüssel der russischen Stellung war ein niedriger, runder Hügel, mit Namen Haijentai, und seine grasigen Abhänge waren dazu bestimmt, die blutigsten Vorgänge der Schlacht zu sehen. Während des ganzen Tages wurde dieser Hügel auf das furchtbarste beschossen. Die russischen Batterien antworteten, aber ihr Feuer war schlecht geleitet und tat sehr wenig Schaden. Der Erfolg der Flankenbewegung Kurokis hing von dem Besitze des Haijentai ab, und der General entschloß sich deshalb zu einem Nachtangriff.

In den frühen Morgenstunden des 2. September bewegte sich unsere mittelste Division vor und nahm den Hügel nach einem blutigen Handgemenge mit dem Bajonett. Als der Morgen kam, begannen die Russen ihrerseits, den Hügel unter Feuer zu nehmen, und stunden-

lang zerriß ein wahrer Hagel von Schrapnells seine nackten Böschungen. Aber die Japaner hielten grimmig aus, wie ihr Gegner es am Tage vorher getan hatte, trotz ihrer heftigen Verluste. Mit Einbruch der Nacht beschlossen beide Teile einen Nachtangriff, die Japaner, um eine russische Batterie zu nehmen, die sie während des Tages sehr belästigt hatte, die Russen, um die blutigen Hänge des Haijentai wieder in ihren Besitz zu bringen. Keines dieser verzweifelten Unternehmen glückte. Die Russen warfen sich im Dunkel der Nacht mit rücksichtsloser Tapferkeit auf den Hügel, trafen aber auf einen von gleichem Mute beseelten Gegner. Der Feind hätte fast die Höhe gewonnen, aber immer und immer wieder warfen ihn die japanischen Bajonette und Geschosse zurück, bis er den Kampf nach furchtbaren Verlusten aufgab. Ungefähr um dieselbe Zeit griffen die Japaner die russische Batterie an, aber die Russen hatten vermittels elektrischer Anlagen sich die Möglichkeit verschafft, stets genau zu wissen, wo der Angreifer stand, und die tapferen Japaner wurden reihenweise niedergemacht. Ein Bataillon wurde tatsächlich vernichtet. Man kann nicht behaupten, daß der japanische Angriff zurückgeschlagen wurde, denn die Leute starben in dichten Haufen vor den Mündungen der russischen Geschütze. Als der Morgen hereinbrach, hatten beide Seiten dieselben Stellungen besetzt, wie bei Sonnenuntergang, aber Hunderte von tapferen Männern lagen steif und starr auf den blutgetränkten Abhängen des Haijentai und vor der russischen Batterie....“

Der Korrespondent beschreibt weiter, wie Kuropatkin seinen Rückzug auf Mukden antrat. Er sagt: „Wir waren auf das äußerste bemüht, an die Eisenbahn zu gelangen, um ihn abzuschneiden, aber vor unserer Front war der Feind verstärkt worden und vereitelte unsere Bemühungen. Erst am 4. abends trat er den Rückzug an, und General Kurokis Truppen und Bagage bewegten sich nach Norden. Ich besichtigte Haijentai auf dem Vormarsche mit den Truppen, und ein schrecklicheres Bild ist niemals gesehen worden. Hunderte von Toten lagen unbeerdigt, und die grünen Böschungen waren so mit Blutlachen bedeckt, daß es unmöglich war, darüber hinwegzugehen, ohne hineinzutreten. Der ganze Hügel war über-

streut mit zerbrochenen Waffen, Kleidungs- und Ausrüstungsstücken beider Armeen. Das grausigste Denkzeichen waren Hunderte von zerbrochenen und verbogenen Bajonetten, die, alle mit Blut getränkt, haufenweise umherlagen. Wenn man einer Lehre bedürfte über die Schrecken des Krieges, so erteilte sie der Hügel von Haijentai in vollstem Maße. Der Besitz dieser wenigen hundert Meter einer grünen Hügelseite hatte nahezu 3000 Tote und Verwundete gekostet."

Eine der furchtbarsten Episoden aus der Schlacht bei Liaujang erzählt der einzige Überlebende, ein Leutnant Armiantsoff. Die Szene ereignete sich während der Operationen General Oku gegen die hügeligen Stellungen westlich von Soucha-pan und Khsin-li-tun, bei denen der Kampf besonders wild tobte. „Unser Posten," so heißt es in der Schilderung, „war abkommandiert, die japanischen Bewegungen westlich von unserer Stellung zu beobachten. Vier Stunden lang erfuhren und sahen wir nichts, sondern hörten nur den furchtbaren Donner der Artillerie. Wir hatten keine Ahnung, wohin sich der Sieg neigte. Plötzlich erschienen zu unserer Rechten und Linken dichte Scharen japanischer Infanterie, die schnell vorrückten. Ich befahl meinen Leuten, in dem Bett eines Flusses Deckung zu suchen; es gab nur einen Rückzug über den Hügel, und dabei wären wir aufgerieben worden. Zu unserem Unglück wurden wir aber von den Japanern gesehen. Sofort eröffneten sie ein schreckliches Gewehrfeuer auf uns, wobei drei Soldaten fielen. Dann entfalteten sie sich und schnitten unseren Rückzug gänzlich ab. Wir hatten reichlich Munition und schossen sie zu Dutzenden nieder, da sie immer in geschlossener Formation blieben. Aber sie rückten vor wie eine feste Mauer, und ich wußte bald, was unser aller Schicksal sein mußte. Erschreckt, aber zur äußersten Gegenwehr entschlossen, rückten wir eng zusammen. Selbst wenn uns erlaubt gewesen wäre, uns zu ergeben, ich zweifle, daß auch nur ein Mann die weiße Fahne erhoben hätte. Plötzlich stürzte der Feind vor und brach über uns herein. Drei oder vier Japaner fielen jeden einzelnen von uns mit ihrem Bajonett an. Auf einen Mann schoß ich mit meinem Revolver, aber er jagte sein Bajonett durch meinen Arm, und der nächste sprang auf mich zu und nagelte mich förmlich fest. So war ich hilflos und sah nun das

Massaker mit an, das unter meinen Leuten begann. Der Feind stach unsere Leute mit einer Kaltblütigkeit nieder, daß die bloße Erinnerung daran mich krank machen könnte. Der eine Japaner machte immer einen Ausfall, und während dieser pariert wurde, stieß sein Gefährte dem Gegner das Bajonett bis zum Heft in den Leib. Die Japaner müssen das geübt haben, denn sie kämpften bei jedem Handgemenge in dieser Art. Keiner unserer Leute bat um Gnade; ein Schwerverwundeter erhob sich noch einmal und griff einen japanischen Offizier an, der einen schweren Hieb über den Kopf bekam. Schließlich sprang ein Mann aus dem Flußbett auf und lief davon. Drei Japaner rasten hinterher und feuerten wild; aber sie trafen nicht. Der Flüchtling kletterte hinter einen Felsvorsprung, schoß seine letzten beiden Patronen ab, warf dann sein Gewehr von sich und stand gelassen und ruhig da, bis der erste Japaner, der ihn erreichte, dem Unglücklichen sein Bajonett in den Leib trieb. Ich hatte starken Blutverlust und wurde ohnmächtig. Als ich wieder zu mir kam, trug der Feind mich allein fort. Ich hörte das Knattern des Gewehrfeuers, dicht neben mir wurde ein Mann getroffen. Die Offiziere berieten darauf untereinander, legten mich schließlich sanft nieder, gaben mir einen Trunk Wasser und marschierten ab. Gleich darauf wurde ich von den Unsrigen aufgenommen. Ich bin, soweit ich weiß, der einzige, der aus diesem Bajonettkampf entkommen ist."

Der Berichterstatter des Pariser „Journal" telegraphierte aus Jentai am Mittag des 3. September:

„Nach der entsetzlichen Schlächterei in der Nacht vom 31. August, wo die Laufgräben der ersten Verteidigungslinie von Liaujang durch mehrere Schichten von Leichen ausgefüllt wurden, brachten die Japaner ihre Batterien auf die am Vormittag eroberten Höhen. Am selben Tage (1. September) gegen 2 Uhr nachmittags begannen ihre Geschosse auf den Bahnhof von Liaujang und auf die umliegende russische Stadt zu fallen, während die chinesischen Viertel verschont blieben. Alle Soldaten und Beamten ließen sich durch diesen Bombenregen in keiner Weise aus der Fassung bringen, sondern setzten ihre Bemühungen, das ungeheure rollende Material möglichst schnell fortzuschaffen, ununterbrochen fort. Mehr als 500 Waggons, die mit

Verwundeten, Lebensmitteln und allerhand Gegenständen gefüllt waren, verließen auf diese Weise den Bahnhof von Liaujang unter dem Feuer des Feindes. Aber die Zivilbevölkerung, die bis dahin ohne Hast ihre Möbel fortzubringen suchte, floh, von panischem Schrecken erfaßt, nach allen Windrichtungen. Die Schrapnells platzten selbst über den Hospitälern und verwundeten viele Personen, darunter auch Krankenwärter und Ärzte. Ich mußte, um mich zu retten, das ganze russische Viertel, in dem ich wohnte, durcheilen. Mein Kosak und sein Pferd wurden dicht vor mir zermalmt, und ich verlor die Hälfte meines Gepäcks. Inzwischen begannen die Japaner, ohne deshalb von der Beschießung des Bahnhofes abzulassen, die zweite Verteidigungslinie, die von den Forts in der Ebene gebildet wird, zu bombardieren. Sie unternahmen während des ganzen Nachmittags des 1., in der Nacht und während des ganzen 2. September unaufhörlich wütende Stürme gegen das Zentrum der militärischen Verteidigungswerke westlich vom Bahnhofe, nahe dem Schienenwege. Das war ein entsetzliches Morden. Die Angreifer stürzten sich auf die russischen Verschanzungen; sie fielen in die Gräben und in die Wolfsfallen. Wenn eine dieser tiefen Aushöhlungen mit Leichen gefüllt war, stürmten die Japaner über dieses Bett, das die menschlichen Körper bildeten, hinweg. Sie wurden aber von den russischen Infanteristen niedergeschossen, die hinter den in unglaublicher Weise durcheinandergewirrten Eisendrähten unerreichbar waren."

Der Korrespondent des „Newyork Herald" berichtete:

„Das japanische Hauptquartier stand in beständiger telegraphischer Verbindung mit den verschiedenen Armeen, und daher wurden die Truppenbewegungen mit großer Genauigkeit durchgeführt. Die japanische Angriffsmethode bestand darin, die Kompagnien in Gruppen von 15—20 Mann einzuteilen, die einzeln ausschwärmen und sprungweise vorgehen und so kleine Entfernungen, ohne zu schießen, zurücklegen. Dann legen sie sich auf den Boden. So kamen die Mannschaften allmählich an den Fuß der feindlichen Stellung, ohne allzusehr zu ermüden, aber die Verluste waren doch groß. Der Eindruck des Schlachtfeldes war unvergeßlich. Die Schützengräben waren gefüllt von russischen und japanischen Toten, auf den Wegen lagen

die Leichen schichtweise aufeinander. Auf dem ganzen Schlachtfelde schwärmten Millionen von Mücken. Die Berichte des russischen Generalstabs, die den Berichterstattern zur Verfügung gestellt wurden, sind vielfach unrichtig. Sie sprechen von einer Panik des Feindes, während doch die Japaner von den russischen Batterien niemals vollständig abgeschreckt wurden. Der russische Rückzug muß in voller Ordnung vor sich gegangen sein, denn in Liaujang ist nichts zurückgeblieben. Alle Vorräte und sogar das Eisenbahnmaterial wurden mitgenommen. Ein höherer britischer Offizier äußerte mir gegenüber, er glaube, daß der Krieg jetzt erst beginne."

Dem Reuterschen Bureau meldete sein Korrespondent aus Liaujang noch am 8. September:

„Als die Japaner die Russen von den Schansanpo-Bergen vertrieben, wurden die große Entbehrungen erleidenden russischen Soldaten in Liaujang, die einsahen, daß die Stadt fallen mußte, zügellos und fingen an, die chinesischen und europäischen Läden zu plündern. Was sie nicht gebrauchen oder mitnehmen konnten, vernichteten sie; sie öffneten mit dem Bajonett Ballen, Säcke und Kisten und streuten den Inhalt auf der Straße umher. Die Russen erbeuteten dabei viel Branntwein, betranken sich und begingen dann noch weitere Ausschreitungen. Als die Russen sich zurückziehen mußten, setzten Trupps von chinesischen Soldaten die von den Russen angefangene Plünderug fort. Als die Japaner nach fünftägigem Gefecht, während dessen sie nichts zu essen gehabt hatten als trockenen Reis, eintrafen, vollendeten sie die Plünderung, und da die Läden schon ausgeraubt waren, brachen sie in Privathäuser ein. Jetzt sind die Soldaten aus der umwallten Stadt herausgezogen; die Stadt ist verboten worden, und sie dürfen sie nicht ohne besonderen Erlaubnisschein betreten."

In einer Beschreibung der Schlacht bei Liaujang seitens des im Hauptquartier Kurokis befindlichen Korrespondenten des Reuterschen Bureaus heißt es: „Als die Japaner nordöstlich von Liaujang den letzten Angriff machten, erkämpfte sich ein Bataillon den Weg bis mitten in die russischen Laufgräben. Dort fand es, daß seine Munition erschöpft war. Die Japaner pflanzten darauf die Bajonette auf und versuchten, sich zurück zur Hauptmacht durchzuschlagen, sie wurden

aber sämtlich in geringer Entfernung von den Laufgräben erschlagen. Anscheinend hatten die Russen große Verstärkungen erhalten. Beide Armeen hatten ihre Munition erschöpft."

An anderer Stelle des Schlachtfeldes wurde der Munitionsmangel Veranlassung zu einer Episode originellster Art, welche ein japanischer Offizier sehr anschaulich schildert:

„Wir hatten nur 6000 Mann auf unserer rechten Flanke; aber obgleich uns die Vernichtung drohte, erklärte unser Befehlshaber, eher müsse jeder Mann sterben, als daß man sich zurückziehen würde. Der Platz war von Schluchten mit steilen Abhängen durchschnitten, so daß die Munitionswagen nur schwer heraufzubringen waren. Bald nach 12 Uhr mittags ging den Russen die Munition aus, und eine merkwürdige Fügung wollte es, daß auch unser Vorrat an Patronen in demselben Augenblick erschöpft war, so daß beide Linien nur einen Steinwurf weit voneinander entfernt standen und doch auf keiner Seite geschossen werden konnte. Wiederholt schickten wir Ordonnanzen aus, die Munition sollte schleunigst herbeigeschafft werden; wir sahen, die kritische Stunde war gekommen; wer zuerst neue Patronen bekäme, der würde das Schlachtfeld beherrschen. Es war, als ob aller Nerven zum Zerreißen gespannt wären; denn nichts entmutigt einen Soldaten so sehr, als wenn ihm angesichts des Feindes die Munition fehlt. Vom Bajonett konnten wir keinen Gebrauch machen, die Russen kamen nicht dicht genug zum Bajonettkampf heran und lagen still. Da ereignete sich etwas für ein modernes Schlachtfeld höchst Merkwürdiges. Ich meine nicht das Duell zwischen einem jungen japanischen Offizier, der allein mit dem Schwert in der Hand vorging, um mit einem großen russischen Offizier zu kämpfen; denn solche Kämpfe sind bei uns nicht ungewöhnlich. Wir beobachteten auf beiden Seiten ruhig den Verlauf des Kampfes, der an die Taten der alten Samurai erinnerte. Der russische Offizier war ein kräftiger Mann und ein geschickter Fechter, aber der Japaner war zäh, äußerst behend und focht auf eine Art, die den Feind ganz außer Fassung brachte. Das Duell endete damit, daß der Degen des Japaners dem Russen durch die Brust drang und der Feind tot zu Boden sank. Dann aber hatte ich auch ein Duell auszufechten, jedoch mit sehr ungewöhnlichen Waffen.

Das Schlachtfeld ist mit Steinen und Felsstücken bedeckt, und in der Wut, weil sie den Kampf nicht fortsetzen konnten, sammelten einige unserer Leute einen Arm voll Steine und schleuderten sie mit aller Wucht auf die Köpfe der Russen, sobald sie sichtbar wurden. Dieser Kampf verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und Hunderte warfen Steine auf die großen Kerle, die ihnen gegenüberstanden. Als die Offiziere sahen, daß sich die Spannung auf diese Weise löste, ließen sie es geschehen. Die Russen nahmen die Herausforderung sofort an. Auch sie sprangen auf und schleuderten tapfer Felsstücke auf unsere Leute, und so raste eine Zeitlang eine grimmige primitive Steinschlacht, wie sie diese Berge vielleicht im Steinzeitalter gesehen haben mochten. Die Offiziere verschmähten es natürlich, im Hintergrunde zu bleiben, und so sind sie dem feindlichen Feuer am meisten ausgesetzt. Eine Anzahl russischer Offiziere wurde also auch durch die fallenden Steine zu Krüppeln gemacht; ebenso erging es vielen unserer Offiziere und Mannschaften. Manchmal, wenn ein großer Soldat einen derben Schlag bekam, lief ein lautes Gelächter durch die Reihen, und gellende Rufe ertönten. Es war, wie wenn sich Schuljungen eine Schlacht lieferten. Aber dieser Kampf löste wenigstens die schreckliche Spannung auf beiden Seiten, die in Erwartung der tödlichen Munition herrschte. Unsere Patronen kamen zuerst, und wir gebrauchten sie sofort mit durchschlagender Wirkung. Dann kamen aber auch die Patronen des Feindes, und nun setzte der mörderische Kampf wieder ein...."

Ein sonderbares Abenteuer erlebte während der Schlachttage ein junger Kosak Namens Rogajew. Er sollte mit noch drei Kameraden die Stärke einer dicht vor den Russen stehenden Feldwache feststellen. Kriechend hatten sie sich durch das Gebüsch herangeschlichen und sahen auf einer Waldwiese, keine sechzig Schritt vor sich, die Japaner. Es waren etwa 70 Mann. Die Kosaken sahen sich noch die Aufstellung der Posten an und krochen dann vorsichtig zurück. Da, ein Fehltritt, ein Stein kommt ins Rollen und rollt polternd in das Tal hinab. Im Nu sind die Japaner auf und an den Gewehren. Die Kosaken laufen, so schnell sie können, einige Schüsse fallen, Rogajew bricht, an Arm und Hüfte verwundet, zusammen, er wird ge-

fangen. In einer chinesischen Fanse untersucht einer der Japaner, anscheinend ein Lazarettgehilfe, seine Wunden. Verbunden und gestärkt, fühlt sich Rogajew ganz wohl. Ein Chinese muß ihn bewachen, während die Japaner lachend und plaudernd um das Feuer sitzen. Leise versucht Rogajew seine Fesseln zu lockern, anfangs gelingt es ihm unbemerkt, da plötzlich sieht es der Chinese und alarmiert die Japaner. Sie reißen ihre kleinen, dolchartigen Seitengewehre heraus und drohen ihm, wenn er noch einmal den Versuch mache, zu entfliehen, ihn sofort niederzustechen. Die Nacht vergeht und der nächste Tag, es beginnt wieder zu dunkeln. Da fallen russische Schüsse, die Wächter besetzen eine Höhe bei dem Hause, bald jedoch kehren sie zurück. Doch die Schüsse der russischen Gewehre haben in Rogajews Herz eine unbezwingliche Sehnsucht erwachen lassen. Seine Feinde schlafen auf dem Hofe, er selbst ist mit einem langen Strick an den Fuß des Postens angebunden. Da hört er deutlich etwas schnarchen, er sieht sich um, der Posten liegt an der Erde und schläft fest, das geladene Gewehr liegt neben ihm — jetzt oder nie kann er entfliehen. Er zieht erst noch einmal leise an dem Tau, um zu versuchen, ob der Schlaf des Postens auch fest genug ist. Der Schläfer rührt sich nicht. Leise fängt Rogajew an, auf der Kante seiner Bank die fesselnden Stricke durchzuscheuern, schon ist er beinahe zu Ende, da wirft sich der Posten herum — einen Augenblick Totenstille, doch schon hört man wieder die Schnarchlaute des Japaners. Rogajew ist frei, langsam schleicht er auf den Schlafenden zu, ergreift sein Gewehr, an dessen Mündung das Seitengewehr blitzt, und stößt es dem Schläfer tief in die Brust. Kein Laut, kein Röcheln. Vorsichtig kriecht der Kosak durch das feindliche Biwak, dann sucht er sich den Weg nach dem Stand der Sterne und läuft, was ihn seine Füße tragen können. Dort, hinter jenen Bergen stehen die Freunde, dort liegt die Rettung. „Halt, wer da!“ schallt es dem zu Tode Erschöpften entgegen. „Nicht schießen, ein Kosak!“ Vor den Füßen des Postens bricht Rogajew nieder, er wird zurückgetragen, und als er sich erholt hat, zum General gebracht. Auch er erhielt vom General Kuropatkin persönlich das Georgskreuz, das jetzt stolz die Brust des Achtzehnjährigen schmückt.

Wenn der Rückzug der Russen nach Mukden auch glücklich gelang, so war er doch, nach Kuropatkins eigenem Bericht, mit unsäglichen Strapazen verknüpft. Eine Szene von diesem Rückzuge schildert Nemirowitsch Dantschenko in einem seiner Berichte an die „Rußkoje Slowo": „... Das ganze Tal war schon vom Gewitter der Artillerieschlacht umfangen. Es donnerte von den östlichen Höhen, es donnerte von den südlichen Vulkanen herunter. Augenscheinlich rückte der Feind in bogenförmiger Linie vor und ließ nur die niederen Sümpfe im Westen frei, da es ihm schwer war, sich auf offenem Wege zu bewegen. Wir ließen hinter uns eine große Brücke, die von den Grenzwachen gehütet worden war. Das Geschütz, das dort postiert gewesen war, ist schon weggeführt, der Wachtposten entfernt worden. Kaum näherten wir uns dem ersten Dorfe jenseits des Flusses, als von allen Seiten her ein Donner von Salven ertönte. Der Feind hat sich offenbar auf Schußweite genähert. Das Tal war dem japanischen Feuer noch unzugänglich, und nur hinter den Bergen sahen wir die weißen Wölkchen ihrer Schrapnells. Aber bald begegneten wir den zurückweichenden Bataillonen unserer Truppen. Langsam zogen sie daher, noch langsamer bewegten sich die Geschütze. Ich habe noch nie, nicht einmal hier in dieser sumpfigen Mandschurei, etwas Ähnliches gesehen. Die Geschütze mußten sich auf dem schwarzen, durchweichten Wege fortbewegen, und die schweren Räder der Fuhrwerke hinterließen metertiefe Furchen. Die ganze Fahrt auf dem berühmten Mandarinenweg war eine einzige große Qual, ein Märtyrertum. Die Geschütze beugten sich seitwärts, und der klebrige, sumpfige Boden zog sie in sich hinein. Jedesmal mußte man die Pferde ausspannen, um sie durch drei- oder vierfache Gespanne zu ersetzen. Aber auch diese konnten nichts ausrichten. Man trieb die Infanterie, die vorbeizog, heran; jeder Soldat tat sein Äußerstes, strengte alle seine Kräfte an. So gelang es endlich, ein Schnellfeuergeschütz aus dem Sumpfe zu heben. Die Pferde bewegten sich weiter — aber nach einigen Schritten stolperten sie wieder und fielen in eine der zahllosen Höhlungen des Bodens... Alles ringsumher war wuterfüllt, gereizt, bestialisch. Es war keine Sträflingsarbeit mehr, es war einfach ein Hohn auf menschliche Geduld und menschliche Kraft. Men-

schen stürzen in den Sumpf und bleiben dort liegen, um Atem zu holen. Peitschenknallen, Flüche der Verzweiflung erschallen, und von hinten eine Salve nach der anderen, immer näher, immer hörbarer. Und auch die weißen Wölkchen der japanischen Schrapnells werden immer dichter, immer sichtbarer. Ich sah einen Artillerieoffizier, der aus Verzweiflung weinte. ‚Der Tod ist leichter,‘ sagten die Soldaten....“

Die Verluste an Toten und Verwundeten in dieser grauenhaften neuntägigen Schlächterei waren natürlich enorme. Sichere Zahlen sind nicht sofort zu ermitteln gewesen, da in den Berichten beider Gegner die Absicht vorherrschte, die eigenen Verluste möglichst gering anzugeben und die des Gegners zu übertreiben. Der Verlust mag auf beiden Seiten wohl 50000 Mann zusammen betragen haben.

Noch nach länger als einer Woche bot das Schlachtfeld einen gräßlichen Anblick, und ein Londoner Telegramm meldete: „Das Schlachtfeld sieht gräßlich aus; noch brennen zahllose Scheiterhaufen inmitten der Landschaft, und japanische Tote werden fortwährend eingebracht und mit Feuer bestattet. Zu Hunderten gruppiert, finden sich überall Gräber von Russen mit rohen Holzkreuzen, von der Hand der Japaner improvisiert; allein im hochstehenden Getreide liegen noch viele Leichen ungeborgen, und der schreckliche Gestank verrät ihre Lage, während chinesische Hunde und Scharen von Krähen schauerliche Feste feiern.“

Es soll in Kuropatkins Absicht gelegen haben, nicht in Mukden zu bleiben, nachdem er dasselbe mit seiner Armee erreicht hatte. Es hieß, Kuropatkin wollte bis Charbin zurückgehen, um dort die aus Europa ankommenden Verstärkungen abzuwarten. Aber es traf aus Petersburg — wie verlautet — ein bestimmter Befehl des Zaren ein: Kuropatkin solle die Japaner angreifen und die Stellungen bei Liaujang um jeden Preis zurückerobern. Diesen Befehl wollte Kuropatkin befolgen, zumal die Japaner nur schwach nachdrängten, er aber außerdem 60000 Mann Verstärkungen erhielt. Aber auch die Japaner landeten in Niutschwang schon am 16. September frische Truppen, welche sofort zu Marschall Marquis Oyama stießen.

Am 1. Oktober ging General Kuropatkin zur Offensive über und

Eingegrabene Kanone.

Verwundete japanische Soldaten, auf Aufnahme in das Lazareth wartend.

leitete damit die gräßliche Schaho-Schlacht ein, welche an Menschenopfern und Greueln noch die von Liaujang übertraf und doch keine Entscheidung brachte.

Der Korrespondent des Londoner „Standard" berichtet aus dem Hauptquartier des japanischen Generals Kuroki über die einleitenden Gefechte in folgender, übersichtlicher Weise:

„General Kuropatkin begann seinen Vormarsch von Mukden aus am 1. oder 2. Oktober. Am 3. und 4. überschritt eine starke Abteilung seiner Truppen den Hunho und schlug die Marschrichtung auf Liaujang ein, während ein zweites Korps von 20—30000 Mann in östlicher Richtung auf Yuschuling zu vorging, wo es bereits früher einmal zum Treffen gekommen ist. Am 6. hatten die Russen dann eine zuvor verschanzte Stellung eingenommen an einer Frontlinie entlang, die sich südwärts bis zu den Kohlengruben von Jentai ausdehnte. Augenscheinlich hatte der russische Oberbefehlshaber den Plan vor Augen, den japanischen rechten Flügel anzugreifen, der sich auf die Höhen in der Nachbarschaft von Pönsihu stützte. Gegen diese Flanke führte er eine überwältigende Streitmacht heran, der es denn auch gelang, in zweitägigem Ringen den Japanern zwei Stellungen von einiger Stärke zu entreißen. Ermutigt durch diesen ungewohnten Sieg, schickte sich Kuropatkin darauf an, einen Angriff auf der ganzen Linie zu unternehmen. So lagen die Dinge, als ich und meine Berufsgenossen die uns angewiesenen Quartiere in einem Dorf 6 Kilometer östlich von Liaujang verließen. Infanteriefeuer war einige Kilometer weiter von dem Tempel aus, der uns Obdach gab, vernehmlich und legte den Glauben nahe, daß der Feind die japanische Verteidigungslinie durchbrochen habe und tatsächlich gegen Liaujang im Anzuge sei. Wir hörten später indessen, berittene Räuberscharen seien in der Nachbarschaft aufgetaucht und mit einer Abteilung chinesischer Truppen aneinandergeraten, die nach einigem Geplänkel das Raubgesindel verjagt hätten. In Taiu, einem elenden Weiler südlich der Kohlengruben, fanden wir dann die ersten wirklichen Anzeichen der bevorstehenden Schlacht. Die beiden Heere standen einander auf Höhenzügen gegenüber, die sich in weitem Halbkreise nach Osten hinzogen. Obschon weder so hoch noch so steil, wie die Höhen im Südosten näher

am Yalu, waren diese Erhebungen doch geeignet, eine starke Verteidigungsstellung abzugeben. Es sind kahle Hügel ohne Bäume oder Vegetation und anscheinend vulkanischen Charakters. Vorsprünge laufen vom Hauptgrate nach allen Richtungen, so daß man an die Wirbelsäule eines riesigen Ungeheuers erinnert wird. Kein Wunder, daß der chinesische Aberglaube diese Berge als die Rücken dort begrabener Drachen bezeichnet.

Am Morgen des 10. hörten wir, daß die verlorenen Stellungen bei Pönsihu unter dem Schutze eines günstigen Nebels wiedergewonnen worden seien, und das dumpfe Dröhnen fernen schweren Geschützfeuers kündigte uns an, daß in dieser Richtung eine wichtige Bewegung im Gange sei. Die Streitmacht, die uns unmittelbar bedrohte, wurde auf 5—6 Divisionen geschätzt. Sie bestand, wie wir am folgenden Tage entdeckten, aus Truppen, die bedeutend besser geführt wurden und an sich tüchtiger und entschlossener waren als die Streitkräfte, denen wir im Anfange des Feldzuges gegenübergestanden hatten. Im Lauf des Morgens wurde festgestellt, daß sich der Feind im Besitze der Höhen nördlich und östlich der Gruben befinde. Seine Leute machten gar keine Miene, ihre Bewegungen, die von den Hügeln im Mittelpunkte unserer Stellungen aus auf der Ebene deutlich wahrnehmbar waren, irgendwie zu verschleiern. Ihre linke Flanke stützte sich auf einen stumpfen Hügel, der von einer Art natürlicher Bastion von mächtigem Felsgestein gekrönt wurde. Davor erhob sich eine etwas niedrigere Bodenanschwellung, ein Sporn des östlichen Höhengrats, der von unserer Stellung durch ein enges Tal getrennt war. Nach Süden zu erweiterte sich das Gelände in eine angebaute Ebene, von der die Erntegarben bereits eingefahren waren. Aus mehreren Dörfern sah man die vorsichtigeren Bewohner bereits mit allerlei Hausrat, den sie in der Hand forttragen konnten, die eilige Flucht antreten. Nach Norden und Westen zu bot sich ein ähnlicher Ausblick auf eine Folge von vereinzelten Hügeln und Anschwellungen des Geländes. Ein auffallender Zug in dem malerischen Landschaftsbilde war ein hoher grauer Felsen, aus dem ein alter Buddhistentempel herausgehauen zu sein schien. Dem Gotte, der dort verehrt wurde, haben beiläufig

die russischen Bajonette übel mitgespielt. Nichts von sonderlicher Wichtigkeit trug sich am 10. Oktober zu. Es war leicht zu erkennen, daß der Feind hier nicht in bedeutender Stärke stand und die Offenheit, die bei seinen Vorbereitungen zur Schau getragen wurde, täuschte niemand. Die Sache war gar zu deutlich. Die Kavallerie marschierte vor unsern Augen hin und her. Die Infanterie hob mit einer ruhigen Bedächtigkeit Schützengräben aus, als ob sie im Theater ein Schauspiel aufführte. Leute zeigten sich kühn an der Horizontlinie und ganze Batterien zeigten mit wahrer Vermessenheit ihre Stellungen auf der nördlichen Abdachung des Bastionshügels. Doch die Japaner ließen sich nicht auf die Leimrute locken. Auf den Höhen und am Rande der Ebene eingeschanzt blieben sie ruhig liegen und warteten, bis der Feind seinen ersten Angriff entwickeln würde.

Die folgende Nacht schien auf unserer Seite unbegrenzte Möglichkeiten in ihrem Schoße zu bergen. Unsere linke Flanke rückte bereits näher an den Feind heran, und man erwartete, daß er jeden Augenblick sich anschicken könnte, durch einen Gegenstoß gegen unsere linke Flanke diese Verschiebung auszugleichen. Indessen die Nacht verrann ohne aufregende Begebnisse und die aufgehende Sonne beschien am 11. eine in allen wesentlichen Punkten durchaus unveränderte Lage. Immer noch machten die Russen keine Miene, anzugreifen. Ohne Zweifel hatten sie an ihrem linken Flügel die Hände zu voll, denn dort war der Spieß umgedreht worden und die Japaner befanden sich im siegreichen Angriff. Doch auch bei uns sollte der Feind nicht ungestört bleiben. Die japanischen Führer waren entschlossen, nicht länger in passivem Widerstande zu verharren. Die Verhältnisse zeigten sich ihnen günstig. Ein Nebel breitete seinen dichten Schleier über das Tal und heftete sich an den untern Teil des Höhengeländes. Unter diesem freundlichen Schleier ging dann unsere Infanterie ohne Säumen zum Angriff. Sehr bald kündigte uns das Geknatter des Infanteriefeuers von der Front her an, daß sie Fühlung mit dem Feinde hatte, und es dauerte nicht lange, so begann sich auch gegen 8 Uhr der Nebel zu zerstreuen und enthüllte die Artillerie im Gefecht. Unsere Batterien hatten sich, wie

es schien, unter dem Schutze der Nacht genähert, und eine von ihnen stand offen in der Nähe eines großen Dorfes aufgefahren und zog alsbald das russische Feuer von der Abdachung des Bastionshügels an. Die Geschosse folgten dicht und rasch. Sie weckten das Echo des Tales mit ihrem Geheul, spritzten weichen Lehm gegen die Hügelseite und warfen springbrunnenartige Erdsäulen in die Luft. Niemand schien dabei zu Schaden zu kommen, man erkannte indessen sofort wieder, wie sehr die Japaner durch die Minderleistung ihrer Feldartillerie im Nachteile sind. In diesem Falle mußten unsere sechs Batterien, obschon in guter Stellung und trefflich und mutig bedient, den größten Teil des Tages schweigen und eine Gelegenheit, wie sie selten im Leben eines Soldaten wiederkehrt, an den Mündungen ihrer Geschützrohre vorübergehen lassen. Wirksame Verfolgung war, das mußte jedermann anerkennen, wegen der überlegenen Stärke und Tragweite der russischen Artillerie ausgeschlossen. Die russischen Granaten fegten die Ebene und die Dörfer, in denen unsere Infanterie gedeckt lag, und schlugen in unaufhörlichem Regen auf den Höhen im Osten ein. Starke Truppenabteilungen sammelten sich in der Nähe des Nordabhanges des Bastionshügels, und mehr als eine Stunde lang hatte es den Anschein, als ob der Feind einen Gegenangriff in Massen im Schilde führe.

Endlich begann dann die Masse sich in Bewegung zu setzen, und zwar in nördlicher Richtung hinter einem Wäldchen her und in ein Dorf hinein. Hier wurde Halt gemacht und aufgeschlossen. Bis Mittag war dann aber keine sichtbare Veränderung zu erkennen. Erst eine halbe Stunde später wurde das Schützenfeuer in östlicher Richtung lebhafter und stärker, und wir kamen zu der Überzeugung, daß der rechte Flügel Boden gewinne. Zwei russische Batterien und eine starke Abteilung Kavallerie und Infanterie kamen nun aus dem Dorfe hervor und gingen das Tal entlang im Trabe vor, als ob sie in der angegebenen Richtung Verstärkung bringen sollten. Um ein Uhr erschien darauf eine japanische Kompagnie auf der oberen Abdachung der niedrigern, dem Bastionshügel vorgelagerten Höhe, schwärmte im Laufschritt aus und nahm Deckung in einer Bodeneinsenkung. Aus dieser Einsenkung tauchten kurz darauf eine Hand-

voll Leute auf; sie eilten den Hügel hinauf und verschwanden wieder. Einige Minuten später kamen die Leute wieder in Sicht und strebten rasch dem Gipfel zu. Ein Dutzend von ihnen trat bereits scharf am Horizont hervor, als plötzlich von unten her eine Abteilung Russen zum Angriff vorstürzte und dem kleinen Vortrupp mit Kugel und Bajonett den Garaus machte. Die Japaner gingen eine kleine Strecke zurück, ordneten sich in Linien und gaben Schuß auf Schuß, Bajonettstoß auf Bajonettstoß zurück. Russen und Japaner verfingen sich in verzweifeltem Gewühl und Handgemenge, man sah, wie rechts und links Gefallene den Boden bedeckten, aber schließlich entwirrte sich der Knäuel wieder und man sah den Rest der Russen den Hügel hinabfliehen. Wieder näherten sich die Japaner dem Gipfel und abermals stürzten die Grauröcke hervor und begegneten dem Bajonett mit dem Bajonett. Zum andern Male schwankte und brach aber die russische Linie und der Rest ging über die Höhenkante zurück. Die siegreichen Japaner behaupteten die Höhe und sandten dem Feinde ihre Kugeln nach. Eine kleine Weile darauf sah man dann Flüchtlinge im Tale erscheinen. Sie rannten wie die Hasen. Die erbarmungslosen Kugeln folgten ihnen und hier und da stürzte ein Mann getroffen zu Boden oder suchte an geeigneter Stelle einige Augenblicke Schutz und Deckung, um dann wieder in eiligem Laufe weiter zu stürzen und dem Tode zu entrinnen. Es war ein höchst dramatischer Vorfall, ebenso bezeichnend für die Tapferkeit der Russen wie für die kühle Ruhe und das Geschick der Japaner. Der ganze Zusammenstoß dauerte etwa 40 Minuten, war aber für den Beobachter so aufregend, daß er sich in weniger als vier Minuten abzuspielen schien.

Nun folgte ein weiteres Zwischenspiel, bei dem auch unsere Artillerie wieder, wenn auch unwirksam, in Tätigkeit trat. Früh am Nachmittag wurde an den Bewegungen des Feindes erkennbar, daß ihm die Unsicherheit seiner Stellung allmählich klar zu werden anfing. Man sah Massen von Truppen Kavallerie und Artillerie am Eingang des Tales vom Bastionshügel hin und her marschieren. Mannschaften ergossen sich wie ein dunkler Strom die Berglehne hinab, boten ein leichtes Ziel und verschwanden wieder in einem

tiefen Einschnitt in bequemer Schußweite der japanischen Kompagnie, die den vorgelagerten niedrigen Hügel genommen hatte. Ihr Zweck war nicht Angriff, sondern Abwehr, wenn auch ein Zug noch eine Strecke näher herankam und in einer Einsenkung Deckung suchte. Man befürchtete augenscheinlich von dieser Seite her einen Angriff auf die Geschütze. Mittlerweile wurde es übrigens offenkundig, daß die Russen auf dem Rückzuge waren. Eine dunkle Linie nach der andern bewegte sich talaufwärts und die Höhen hinauf nach Norden zu. Unsere Geschütze waren machtlos, ihnen den Weg zu sperren, allein die Japaner besitzen ein Heer, auf das man zählen kann, mag die Not auch noch so groß sein. Die Sonne stand schon tief am Himmel, als von Westen her ein Heer von Männern in Khakiuniformen und dunkelblauen Hosen heranrückte. Sie schienen aus der Erde hervorgewachsen, dehnten sich aus in langer dunkler Linie und marschierten in nordöstlicher Richtung über die gelben Stoppelfelder und unter den dunkeln Tannen in weit ausgedehnter Schlachtlinie: ein höchst eindrucksvoller Anblick. Die Linie ging in rascher Gangart vor, zog sich auseinander mit zwei Schritt Abstand und ließ sich in der Nähe des mehrerwähnten Dorfes, in dem der Feind sich noch hartnäckig behauptete, auf die Knie nieder und eröffnete das Feuer. Die Unterstützungstrupps eilten herbei, doch man bedurfte ihrer nicht. Durch das Dorf ergoß es sich und kam nun zwischen den Garben der Hirse wieder zum Vorschein, wie der dunkle Kamm einer anstürzenden Woge. Die Sonne vergoldete den gelben Acker vor der anstürmenden Linie und beleuchtete die grauen festungsartigen Mauern des Tempels, der auf einem Felsen zur Rechten im Hintergrunde des Geländes lag und das in seinem Schatten ruhende Dorf. Mehr und mehr Männer und immer neue Linien rückten an. Der Feind gewahrte sie und hielt an in seiner Flucht. Eine Anzahl Geschütze protzten ab, nahmen Stellung und suchten den Strom aufzuhalten. Alles vergebens. Rasch erreichte die Flutwelle den Weg in der Nähe des Tempels, wo zahlreiche Russen standen, bereit sie mit ihren Leibern einzudämmen. Die russischen Gewehre sprachen vom Wege aus. Man sah den Feuerschein an ihren Mündungen. Sie hielten wacker stand, doch näher und näher drängten die Ja-

paner heran, bis sie fast mit der Hand zu greifen waren. Dann erst wandten sich die Russen zur Flucht und ließen den entweihten Tempel in den Händen der Japaner. Eine Kompagnie Russen kam von Westen heran. Ihr folgten Massen Infanterie und Kavallerie. Einen Augenblick konnte man glauben, sie machten Anstalten zum Gegenangriff. Doch der Gedanke wäre hoffnungslos gewesen und schließlich traten auch sie den Rückzug an. Es war eine entschiedene Niederlage für die Russen, die ich abermals auf dem Rückzuge gesehen habe nach Mukden zu. Es war die interessanteste und lehrreichste Schlacht, die ich bisher gesehen, denn ich sah so klar wie der Mensch es nur wünschen kann, eine moderne Schlacht in all ihren Phasen mit Ausnahme etwa eines großen Kavallerieangriffs."

---

**Die kommende Kriegsperiode wird in gleicher Weise bearbeitet werden und zu gegebener Zeit als zweiter Band zur Ausgabe gelangen.**

---

# Mit Büchse, Spaten und Ochsenstrick

in

## Deutsch-Südwest-Afrika

von

## A. Oskar Klaußmann

mit Kartenskizze und Vollbildern nach Originalphotographien, farbige Illustration und Titelzeichnung vom Kunstmaler **A. Dressel.**

Das spannend und interessant geschriebene Buch nach den Aufzeichnungen eines Mitgliedes der deutschen Schutztruppe in Südwest-Afrika behandelt den

## Krieg gegen die Hereros und Hottentotten.

Nach der Landung in dem, damals aus wenigen Wellblechbaracken bestehenden Hafenorte Swakopmund erfolgt der mühselige Marsch bis Windhuk. Von dort aus geht es nach der Naukluft, in deren unzugängliche Schluchten sich Hendrik Wittbot mit seinen Hottentotten zurückgezogen hat, der deutschen Schutzherrschaft trotzend. Die Schutztruppe hat die Aufgabe, den Feind in diesen für unzugänglich geltenden Schluchten anzugreifen. Von Tag zu Tag schildert das Buch die unsäglichen, fast über Menschenkräfte gehenden Strapazen des Hungers, des Durstes, der Kälte, der Erschöpfung, der Verwundungen, welche die bis zum letzten Hauche eingesetzte Schutztruppe ertragen muß, um endlich die Unterwerfung des Feindes zu erzwingen. Dann kommen aufregende Patrouillenritte und Rekognoszierungen und endlich der Krieg gegen die Hereros und die Khauas-Hottentotten. Hierauf folgt die Schilderung des Lebens auf Posten am Rande der Kalahari, sowie Jagdabenteuer heiterer und gefährlicher Art. Auf einer Landkarte kann der jugendliche Leser alle Kriegszüge, Fahrten und Abenteuer genau verfolgen.

---

Gouverneur von Deutsch-Ostafrika **Dr. von Wißmann** schreibt:

„. . . Das sehr hübsch ausgestattete Werk liest sich äußerst **angenehm.** Die natürliche, frische Art des Erzählens ohne Übertreibung, Renommieren 2c. ist sympathisch. Es macht **ganz** den Eindruck, als hätte der, der alles erlebte, selbst niedergeschrieben. Das Buch ist absolut nicht nur für die reifere Jugend. Jedermann, ja jeder Afrikaner kann und wird es mit Interesse lesen, wie ich es tat. Also nochmals Dank für den Genuß, den Sie mir bereitet haben."

Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika Oberst **Leutwein** schreibt:

„. . . Das Buch habe ich mit ganz besonderem Interesse gelesen **und glaube gern,** daß dasselbe bei unserer Jugend vielen Beifall gefunden . . ."

Auswärtiges Amt, Kolonialabteilung, **Dr. Stübel** schreibt:

„. . . Ich habe veranlaßt, daß dasselbe in der nächsten Nummer des deutschen Kolonialblattes anerkennend besprochen und der reiferen Jugend zum Ankauf empfohlen wird."

Preis in mehrfarbigem Leinenband elegant gebunden Mk. 4.50.

---

**Verlag von Carl Siwinna in Kattowitz und Leipzig.**

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DS
517
H6
Bd.1

Höcker, Gustav
Russland und Japan im Kampf
um die Macht in Ostasien

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 05 25 12 010 2